

STUDIA GERMANICA GEDANENSIA 35



STUDIA GERMANICA GEDANENSIA 35

# SPRACHE IN IHRER LOKALEN DIMENSION

*Red./Hrsg.*  
*Danuta Olszewska*  
*Dominika Janus*

WYDAWNICTWO  
UNIwersytetu GDAŃSKIEGO  
GDAŃSK 2016

**Redaktor serii / Reihenherausgeber**

*Prof. dr hab. Danuta Olszewska*

**Komitet Redakcyjny / Herausgeberbeirat**

*Andrzej Kątny, Sławomir Leśniak, Grażyna Łopuszańska, Danuta Olszewska (przewodnicząca),  
Mirosław Ossowski, Anna Socka (sekretarz), Marian Szczodrowski*

**Rada Naukowa / Wissenschaftlicher Beirat**

*Anna Babka (Wien), Bernd Ulrich Biere (Koblenz), Inge Busch-Lauer (Zwickau), Marek Jaroszewski  
(Warszawa), Hans Wolf Jäger (Bremen), Ole Letnes (Agder), Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-  
Landau), Stefan Michael Newerkla (Wien), Christoph Schatte (Poznań), Zenon Weigt (Łódź)*

**Recenzenci / Gutachter**

*Prof. dr hab. Czesława Schatte, Prof. Dr. habil. Wolfgang F. Schwarz*

**Projekt okładki i stron tytułowych / Umschlag- und Titelseitengestaltung**

*Andrzej Taranek*

**Adres Redakcji / Anschrift der Redaktion:**

Instytut Filologii Germańskiej, ul. Wita Stwosza 51, Pl 80-308 Gdańsk  
E-Mail: [sekger@univ.gda.pl](mailto:sekger@univ.gda.pl)

**Skład i łamanie / DTP**

*Marek Smoliński*

Wydanie publikacji sfinansowano ze środków Fundacji im. J.G. Herdera w Gdańsku oraz Wydziału  
Filologicznego Uniwersytetu Gdańskiego / Der Band wurde aus Mitteln der J.G.-Herder-Stiftung  
in Gdańsk und der Philologischen Fakultät der Universität Gdańsk mitfinanziert

Wersją pierwotną *Studia Germanica Gedanensia* jest wersja drukowana

Copyright by Instytut Filologii Germańskiej  
Uniwersytet Gdański 2016

ISSN 1230-6045

ISBN 978-83-7865-476-6

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego  
ul. Armii Krajowej 119/121, 81-824 Sopot  
tel./fax 58 523 11 37, tel. 725 991 206  
e-mail: [wydawnictwo@ug.edu.pl](mailto:wydawnictwo@ug.edu.pl)

[www.wyd.ug.edu.pl](http://www.wyd.ug.edu.pl)

## Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i> (Danuta Olszewska, Dominika Janus) . . . . .	7
---	---

### SPRACHE LOKAL BETRACHTET

Danuta Olszewska <i>Danzig als ‚verlorene Heimat‘ und umstrittener Erinnerungsort in der Zeitschrift „UNSER DANZIG“</i> . . . . .	13
Dominika Janus <i>Bezeichnungen für Sterben und Tod in Danziger Leichenpredigten</i> . . . . .	32
Katarzyna Wójcik <i>Die deutschen Sprachinseln im Cholmer und Lubliner Land um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert</i> . . . . .	42
Artur Tworek <i>Zur Phonetik einer Sprachinsel. Einführende Bemerkungen am Beispiel von Schönwald in Schlesien</i> . . . . .	53
Marek Cieszkowski <i>Die Verknüpfung von individuellen und kollektiven Handlungsräumen der Wolgadeutschen im Pressediskurs der 1920er und 1930er Jahre</i> . . . . .	66
Izabela Drozdowska-Broering <i>De Sproak, det is miene kleine Heijmat. Mennonitengemeinden in Südbrasilien</i> . . . . .	78
Rafał Biskup <i>Das verwässerte Idiom oder über den „deutsch-polnischen Sprachmischmasch“ bei Victor KALUZA</i> . . . . .	89
Anna Daszkiewicz <i>Spezifika des medial stilisierten Kanakischen am Beispiel Michael Freidanks Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land? und deren Rezeption bei deutschstämmigen Studierenden</i> . . . . .	100
Izabela Kujawa <i>Gemeinsame (?) Kommunikationsräume im öffentlichen Diskurs</i> . . . . .	116
Joanna Szczęk / Marcelina Kałasznik <i>Das kulinarische Wrocław – Auf der Suche nach der regionalen Identität am Beispiel der Namen für Restaurants in Wrocław</i> . . . . .	126

### KONTRASTIVE STUDIEN

Zofia Bilut-Homplewicz / Anna Hanus <i>Zwei polonistische ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik: Anmerkungen aus germanistischer Perspektive</i> . . . . .	145
--	-----

Zofia Bilut-Homplewicz / Anna Hanus

*Stil, Diskurs und ihre relationale Positionierung – Anmerkungen zu zwei Vademekums der polonistischen Stilistik aus germanistischer Sicht* . . . . . 156

Abdel-Hafiez Massud

*Expressive Sprechakte überdenken. Zum affektiven Sprachhandeln in „Protesten“ im Deutschen und Arabischen – am Beispiel von Mikroblog-Protesten auf Twitter* . . . 168

## DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE

Renata Budziak

*Deutschunterricht in Mittelschulen Galiziens – Diskussion in der Fachzeitschrift Muzeum in den Jahren von 1885 bis 1892* . . . . . 185

Sebastian Chudak / Marta Woźnicka

*Gesichter des Deutschen in Lehr- und Lernmaterialien für Deutsch als Fremdsprache* . . . 196

## REZENSIONEN

Silvia Bonacchi (2013): *(Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch. (Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik, Bd. 13). Frankfurt/Main: Peter Lang. 280 S. (Andrzej Kałny)* . . . . . 213

Siatkowski, Janusz (2015): *Studia nad słowiańsko-niemieckimi kontaktami językowymi. Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego. 503 S. (Piotr Bartelik)* . . . 215

Elżbieta Dziurewicz (2015): *Korpusbasierte Analyse der Phraseologismen im Deutschen am Beispiel des phraseologischen Optimums für DaF (Schriftenreihe PHILOLOGIA Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse, Bd. 206). Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 260 S. (Dominika Janus)* . . . . . 220

Edyta Błachut (2014): *Bewerten – Semantische und pragmatische Aspekte einer Sprachhandlung. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 420 S. (Justyna Duch-Adamczyk)* . . . 224

Joanna Woźniak (2016): *Fachphraseologie am Beispiel der deutschen und der polnischen Fassung des Vertrags von Lissabon (Danziger Beiträge zur Germanistik, Bd. 52). Frankfurt/Main, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Peter Lang. 305 S. (Małgorzata Płomińska)* . . . . . 227

Mariola Majnusz-Stadnik (2014): *Andere Länder, andere Werbestrategien. Phraseologismen und deren Modifikationen in den polnischen und deutschen Werbeanzeigen. Opole: Wydawnictwo Uniwersytetu Opolskiego. 256 S. (Mariusz Frąckowiak)* . . . . . 232

Emilia Kledzik (2013): *Prowincjonalizowanie. Twórczość Jurija Brězana, Wolfganga Hilbiga i Andrzeja Stasiuka w perspektywie postkolonialnej. Poznań: Wydawnictwo Nauka i Innowacje. 276 S. (Izabela Drozdowska-Broering)* . . . . . 238

*Międzynarodowa konferencja naukowa Sprache und Identität. Toruń 15–17.11.2015. (Anna Ziółkowska)* . . . . . 242

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge . . . . . 245

## Vorwort

Jede natürliche Sprache hat eine mit der kulturhistorischen Entwicklung einer Nation oder einer ethnischen Gruppe verbundene lokale Dimension. Das Lokale bedeutet zunächst eine räumliche, geographisch-nationale Ausbreitung der Sprache auf einem Gebiet. Je weiter sie sich erstreckt, desto stärker kommt es zu einer internen, regional bedingten Differenzierung, die sich auf unterschiedlichen Sprachebenen manifestieren kann. Die deutsche Sprache gehört zweifellos zu denjenigen europäischen Sprachen, die im Hinblick auf das Lokale stark heterogen sind und die erhebliche Variationen aufweisen. Zunächst sind nationale Varianten gemeint, und zwar deutsches und österreichisches Standarddeutsch sowie Schweizerhochdeutsch. Jede von diesen nationalen Varianten ist weiter in ihrem Inneren stark differenziert in Dialekte und regionale Umgangssprachen, die als lokal bedingte Varietäten die deutsche Sprache als ein außerordentlich vielfältiges sprachliches Gebilde erscheinen lassen. Kommen noch Urbanolekte (Stadtsprachen) hinzu, so nimmt das deutsche sprachliche Kaleidoskop ein noch größeres Ausmaß an. Die genannten Sprachvarianten, die nationalen und die regionalen, haben zur Entwicklung solcher Wissenschaftsdisziplinen geführt, wie der Dialektologie, der Soziolinguistik oder der Variations- / Varietätenlinguistik.

Die lokale Dimension der deutschen Sprache bedeutet nicht nur ihre nationale und regionale Differenzierung innerhalb der deutschsprachigen Länder. Das Lokale bezieht sich – wie im folgenden Band – auf die deutsche Sprache und auf deutsche Texte, die heutzutage außerhalb der gegenwärtigen deutschsprachigen Länder präsent sind. Es geht um Gebiete, die sich in der Vergangenheit – und zum Teil auch noch heute – durch einen hohen Anteil der deutschsprachigen Bevölkerung auszeichneten. Auch auf dem Gebiet des heutigen Polens (als eines Nachbarlandes) befanden sich die deutsche Sprache und Kultur seit jeher in einem komplexen multi-, inter- und transkulturellen Interaktionsfeld. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Spuren der deutschen Kultur und Sprache in Polen heute immer noch zu finden sind.

Zu den Gebieten, die seit Jahrhunderten durch vielfältige deutsch-polnische Sprach- und Kulturkontakte gekennzeichnet waren (und sind), gehört u.a. das heutige Gdańsk (Danzig), das über Jahrhunderte hinweg zwar eine multiethnische Stadt und ein sprachliches Mosaik war, in dem aber deutsche Bürger und die deutsche Sprache dominant waren. Danzig als eine Stadt mit einer Jahrhundertelangen deutschen Tradition ist Gegenstand von zwei Beiträgen in diesem Band.

Im ersten Beitrag von **Danuta Olszewska** geht es nicht um den Gebrauch der deutschen Sprache im ehemaligen Danzig, sondern um einen – aus der heutigen Perspektive gesehen – speziellen Status der Stadt Danzig als einer ‚verlorenen Heimat‘ und eines umstrittenen Erinnerungsortes, auch wenn diese Strittigkeit zur Zeit deutlich nachlässt. Im Vordergrund

des Artikels steht die von ehemaligen Danzigern in den Jahren 1949–2008 herausgegebene und in der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung stehende Heimatzeitschrift „Unser Danzig“, die mit der Intention gegründet wurde, das frühere Danzig vor dem Vergessen zu bewahren. Für eine nähere Betrachtung wurde der politische Teil der Zeitschrift gewählt, der durch das komplexe und schwierige Thema der Vertreibung und Umsiedlung von deutscher Zivilbevölkerung im Zeitraum 1945–49 dominiert ist. Die Verfasserin versucht die für diese Thematik charakteristischen Topoi zu erfassen und auf deren Wandel im Verlauf von 60 Jahren hinzuweisen.

Die Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften bietet auch eine Reihe von Texten an, die sowohl eine jüngere als auch eine ältere Vergangenheit der Stadt dokumentieren. Einen Einblick in die ältere Vergangenheit Danzigs gewähren unterschiedliche Texte, so z.B. Danziger Leichenpredigten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die von **Dominika Janus** näher vorgestellt werden. Es zeigt sich, dass Leichenpredigten, die ihren Anfang der Reformation verdanken, nicht nur in Mitteldeutschland, sondern auch in Danzig entstanden. Die Verfasserin analysiert Bezeichnungen für Sterben und Tod und unterscheidet standardisierte von nicht-standardisierten, direkte von euphemistischen Formulierungen. Solche lexikalischen Analysen dienen dazu, einen Ausschnitt aus dem kulturhistorischen Wissen zu vermitteln.

Mit der lokalen Dimension der deutschen Sprache außerhalb der deutschsprachigen Länder ist natürlich die Thematik der Sprachinseln eng verbunden. Zunächst handelt es sich um Sprachinseln auf dem Gebiet des heutigen Polens. Der Sprachinselforschung sind zwei Beiträge in diesem Band verpflichtet. Im Artikel von **Katarzyna Wójcik** werden zwei deutsche Sprachinseln in Ostpolen, d.h. im Cholmer und Lubliner Land, als Folgen der deutschen Kolonisationsprozesse näher beleuchtet. In Anlehnung an einschlägige Publikationen sowohl polnischer als auch deutscher Forscher charakterisiert die Verfasserin die Cholmer und Lubliner Kolonien als evangelische und sprachliche Enklaven, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Prozesse entstanden sind. Kern der Reflexionen bildet das Buch von Kurt Lück, einem nationalsozialistischen Historiker und Slawisten, der sich mit dem Nachlass dieser Sprachinseln intensiv befasst und den ehemaligen deutschen Kolonisten sein Heimatbuch gewidmet hat.

Eine ehemalige Sprachinsel in Schlesien, einer Region, die – ähnlich wie Gdańsk/Danzig – jahrhundertlang durch deutsch-polnische Kontakte gekennzeichnet war, ist wiederum Gegenstand des Beitrags von **Artur Tworek**. Einerseits finden wir hier theoretische Ausführungen zu wichtigen Termini wie *Sprachinsel* und *Inselsprache*. Andererseits wird eine der bekanntesten schlesischen deutschsprachigen Sprachinseln vorgestellt, und zwar Schönwald (heute Bojków), das seit 1945 ein Teil von Gliwice (Gleiwitz) ist. Der Verfasser beschreibt phonetische Besonderheiten im Subsystem der Vokale sowie Konsonanten und reflektiert dabei die Frage, wodurch die präsentierten phonetischen Tendenzen bedingt sein können.

Deutsche Sprachinseln als Folgen ehemaliger Kolonisationsprozesse können weit verstreut sein, woran zwei Beiträge dieses Bandes erinnern. Gegenstand des Beitrags von **Marek Cieszkowski** ist die spezifische Situation der Wolgadeutschen in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, die sich in der Presse der damaligen Zeit widerspiegelt und die der Verfasser vor dem Hintergrund der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in der

UdSSR beschreibt und interpretiert. Dabei geht es insbesondere darum, Spuren von individuellen und kollektiven Handlungen der Wolgadeutschen zu rekonstruieren und zu deuten. Die Verdrängung des Individuellen zugunsten des ideologisch bedingten Kollektiven wird am Beispiel der antireligiösen Propagandaarbeit des sowjetischen Staatsapparats gezeigt.

Das Schicksal der russlanddeutschen Mennoniten, die in den 1920er und 1930er Jahren die Sowjetunion aufgrund der Schikanen des Kommunismus verlassen haben und u.a. nach Südbrasilien ausgewandert sind, wurde von **Izabela Drozdowska-Broering** skizziert. Auf der Grundlage von zwei Tagebüchern verfolgt die Verfasserin Lebenswege der mennonitischen Immigranten, Nachkommen der russlanddeutschen Mennoniten. Im Mittelpunkt stehen dabei zwei wichtige Fragen: die Frage nach der Identität der deutschsprachigen Mennoniten in der neuen Heimat und die Problematik der von ihnen gebrauchten Sprache, in der sich Hochdeutsch, Dialekt (Plautdietsch) und das sie umgebende Portugiesisch miteinander verflechten.

Kulturhistorische Grenzräume, in die eine lokale Komponente eingeschrieben ist, bergen in sich immer vielfältige sprachliche Eigentümlichkeiten, was in diesem Band von **Rafał Biskup** am Beispiel des Wasserpolnischen als eines Mischdialektes der Oberschlesier gezeigt wird. Das Phänomen des Wasserpolnischen als einer Sprache wird von Sprachwissenschaftlern zwar bezweifelt, aber diese eigentümliche Sprachvariante mit zahlreichen polnischen, deutschen sowie tschechischen Elementen ist in literarischen Werken (Romanen, Skizzen, Gedichten) präsent. Um dies aufzuzeigen, liefert der Verfasser den Roman „Das Buch vom Kumpel Janek“ (Breslau 1935), eine Notiz und ein Gedicht von Viktor Kaluza. Die zitierten Passagen veranschaulichen die Spezifik des Wasserpolnischen, dem – wie der Verfasser postuliert – „eine neue Würde“ verliehen werden sollte.

Eine sozial-räumliche Begrenzung ist auch ein wichtiges Merkmal der Ethnolekte, die sich in den letzten Jahren in Deutschland unter den Migranten herausgebildet haben. Ein Beispiel für eine ethnisch geprägte Varietät des Deutschen liefert der Beitrag von **Anna Daszkiewicz**, die sich mit dem sog. Kanakischen näher befasst. Es handelt sich um eine deutsch-türkische Sprachmischung, die auch als „Türkendeutsch“, „Türkenslang“ oder „Kietzdeutsch“ bezeichnet wird und die besonders unter den türkischstämmigen, in Deutschland aufgewachsenen Jugendlichen verbreitet ist. In ihrem Artikel präsentiert die Verfasserin drei Beispiele für Märchen, die auf Kanakisch verfasst und medial stilisiert sind. Genannt werden zunächst phonetische, grammatische sowie lexikalische Besonderheiten dieser Mischvariante. Anschließend werden Stellungnahmen deutscher Muttersprachler zu den ethnolektalen Sprachformen wiedergegeben und mögliche Folgen der Popularisierung des Kanakischen für Kanakisch-Sprecher angedeutet.

Sprachliche Kommunikation kann nicht nur durch regionale oder ethnolektale Elemente begrenzt und/oder erschwert werden. Ihre Störung kann auch aus fehlendem außersprachlichen Wissen resultieren. Darauf macht **Izabela Kujawa** aufmerksam, indem sie zeigt, wie die Sprache bestimmte Kommunikationsräume für diejenigen schafft, die über ein spezielles (hier: politisches) Wissen und eine entsprechende Sprachkompetenz verfügen. Am Beispiel des deutschen Integrationsdiskurses und einiger spezifischer Okkasionallismen sehen wir, wie Diskursteilnehmer nicht für alle zugängliche Kommunikationsräume bilden und wie diese entgrenzt werden können.

Durch ein lokales Kolorit zeichnet sich der Beitrag von **Joanna Szczęk** und **Marcelina Kałasznik** aus. Diesmal geht es um eine polnische Stadt, um Wrocław. Die Autorinnen gehen auf die Suche nach einer regionalen Identität dieser Stadt und der Weg zu ihr führt durch die kulinarische Touristik, genauer gesagt, durch die Namen für gegenwärtige Restaurants (sog. Chrematonyme). Sie werden einer formalen und semantischen Analyse unterzogen. Die Ergebnisse der linguistischen Untersuchung lassen den Schluss zu, dass Wrocław in Bezug auf seine kulinarische Seite recht vielfältig ist. Ob man aber von einer typischen Wrocławer Küche sprechen darf, bleibt unentschieden.

Drei in diesem Band aufgenommene Artikel haben in erster Linie einen kontrastiven Charakter, weisen aber durch ihre vergleichenden Analysen auch auf eine national- und kulturbedingte Spezifik hin.

Zwei Beiträge sind der interlinguistischen Kontrastivität gewidmet, d.h. es werden darin die polnische und die deutsche Stilforschung, ihre Schwerpunkte und wissenschaftliche Herangehensweisen miteinander verglichen. In ihrem ersten Beitrag: *Zwei polonistische ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik: Anmerkungen aus germanistischer Perspektive* stellen zwei polnische Germanistinnen, **Zofia Bilut-Homplewicz** und **Anna Hanus**, zwei repräsentative Bücher aus dem Bereich der polonistischen Stilistik, mit ihren wichtigsten Entwicklungstendenzen und anerkannten Vertretern, vor. Das Ziel des Vergleichs ist es, die Spezifik der polonistischen Stilforschung zu erfassen und diese aus der germanistischen Perspektive näher zu beleuchten. Diese vergleichende Darstellung von Stiluntersuchungen in zwei unterschiedlichen Forschungskreisen wird im zweiten Beitrag unter dem Titel *Stil, Diskurs und ihre relationale Positionierung – Anmerkungen zu zwei Vademecums der polonistischen Stilistik aus germanistischer Sicht* fortgesetzt. Während der erste Artikel einen Übersichtscharakter hat und dabei sowohl diachronische als auch synchronische Aspekte berücksichtigt, konzentrieren sich die Verfasserinnen diesmal auf ein Problem, und zwar auf die Relation *Stil – Diskurs* und verfolgen diese Frage in denselben polonistischen Bänden zur Stilforschung. Die Problematik dieser Relation und ihrer Positionierung in der Stilistik sind insofern relevant als der heute in der Linguistik kaum zu umgehende Begriff *Diskurs* in beiden Forschungstraditionen, der polnischen und der deutschen, unterschiedlich verstanden und verwendet wird. Darüber hinaus enthält der zweite Beitrag weitere interessante Bemerkungen zu Stilfragen in der polnischen und deutschen Tradition. Insgesamt sind beide Texte von großer Bedeutung, sowohl für linguistisch orientierte Polonisten als auch für Germanisten und können – durch die Erfassung der Andersartigkeit – eine Inspiration für weitere interlinguistische Betrachtungen bilden.

Einer interlingualen und interkulturellen Analyse ist der Beitrag von **Abdel-Hafiez Massud** gewidmet. Der Verfasser hat den Versuch unternommen, den Makrosprechakt **PROTESTIEREN** und seine subsidiären Sprachhandlungen als „emotional geprägte Sprechakte“ zu analysieren. Die Analyse erfolgt auf der Grundlage von deutschen und arabischen Twitter-Texten und ergibt einerseits Ähnlichkeiten, andererseits Unterschiede im Verhalten von Protestierenden im deutschen und arabischen Kulturraum. Die Unterschiede lassen sich in Anlehnung an kontextgebundene Subkategorien erfassen, die der Autor als methodologische Instrumente bei der Analyse von Protesten angewendet hat.

Die im dritten Teil des Bandes enthaltenen Beiträge haben einen glottodidaktischen Charakter und betreffen den Deutschunterricht in Polen, allerdings aus zwei verschiedenen

Perspektiven. Eine historische Perspektive kommt im Artikel von **Renata Budziak** zum Vorschein. Die Verfasserin präsentiert die Fachzeitschrift *Muzeum*, die Ende des 19. Jahrhunderts in Galizien herausgegeben wurde und die fachdidaktische Diskussionen um das Schulwesen in Galizien verfolgte und dokumentierte. Besondere Aufmerksamkeit richtet die Autorin auf den sog. „Kleinen Ausgleich“, der mit der Einführung der Autonomie für Galizien verbunden war und der den Status des Deutschen in den Schulen wesentlich veränderte: von der Amts- und Unterrichtssprache zu einer Fremdsprache. Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen verschiedene Aspekte des Deutschunterrichts in Galizien unter den neuen politisch-sozialen Umständen, insbesondere Zielsetzungen, methodische Empfehlungen und Lehrmaterialien. Einige Probleme, die in der Zeitschrift *Muzeum* diskutiert wurden, scheinen bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren zu haben.

Aus der gegenwärtigen Perspektive schauen auf den DaF-Unterricht in Polen **Sebastian Chudak** und **Marta Woźnicka**. Wir finden hier interessante Reflexionen zur Frage, inwieweit der plurizentrische Ansatz, d.h. die deutsche Sprache mit ihren nationalen und regionalen Varietäten, in den heutigen polnischen Lehrwerken einen Niederschlag finden – eine Fragestellung, die für diesen Band von besonderer Relevanz ist. Dabei berücksichtigen die Autoren einerseits Grundstufenlehrwerke, andererseits Lehrbücher für die Mittelstufe sowie landeskundliche Zusatzmaterialien. Hingewiesen wird auch auf den Wandel in diesem Bereich und eine deutlich stärkere Sensibilisierung für dieses relevante Problem in den neuesten Lehrbüchern.

Gdańsk im September 2016

Danuta Olszewska  
Dominika Janus



## SPRACHE LOKAL BETRACHTET

Danuta Olszewska  
Universität Gdańsk

## Danzig als ‚verlorene Heimat‘ und umstrittener Erinnerungsort in der Zeitschrift „UNSER DANZIG“

**Danzig as a Lost ‚Local Homeland‘ and Controversial Site of Memory as Seen in the Journal *Unser Danzig*.** – This article presents a political profile of the journal *Unser Danzig*, published between 1949 and 2008 by the *Bund der Danziger*. This organization consisted of Germans who were forced to leave their ‚local homeland‘ in 1945. The political narrative of the journal is dominated by the difficult and controversial subject of the flight and expulsion of the German civilian population in the years 1945–1949. The article concentrates on the *topoi* that are typical for this subject and that constitute argumentative models, which the politically committed and expelled authors implement in their texts. The article also indicates the evolution of several *topoi* over a period of nearly sixty years.

**Keywords:** ‚local homeland‘, flight and expulsion, the politics of memory, *topos*, collective memory, cultural memory

**Danzig jako ‚utracona mała ojczyzna‘ i kontrowersyjne miejsce pamięci w świetle czasopisma „UNSER DANZIG“.** – Celem niniejszego artykułu jest przedstawienie politycznego profilu czasopisma „UNSER DANZIG” wydawanego w latach 1949–2008 w Lubecie przez zrzeszonych w Związku Gdańszczyzan Niemców (Bund der Danziger), którzy w 1945 roku musieli opuścić swoją ‚małą ojczyznę‘. Polityczna narracja czasopisma zdominowana jest przez trudny i kontrowersyjny temat ucieczki i wypędzenia niemieckiej ludności cywilnej w latach 1945–49. Artykuł koncentruje się na charakterystycznych dla tej tematyki toposach jako wzorcach argumentacyjnych, jakie realizują w swoich tekstach politycznie zaangażowani wypędzeni. Analiza wskazuje jednocześnie na ewolucję niektórych toposów na przestrzeni blisko 60 lat.

**Słowa kluczowe:** ‚mała ojczyzna‘, ucieczka i wypędzenie, polityka wspomnienia, topos, pamięć zbiorowa, pamięć kulturowa

### 1. „UNSER DANZIG“ in Gdańsk

Seit über sechzig Jahren nach dem Kriegsende kommt in die Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Gdańsk eine Zeitschrift, die in ihrem Titel den Ausdruck „Unser Danzig“ enthält. Bis zum Jahr 2008 war die Zeitschrift mit diesem Teiltitel eine selbstständige Heimatzeitschrift, die als Presseorgan des Bundes der Danziger fungierte.

Sie wurde seit 1949 von ehemaligen deutschen, in einem Bund organisierten Danzigern in Lübeck herausgegeben, zunächst als Halbmonatszeitschrift und seit 1994 als Monatszeitschrift. Ihr vollständiger Titel lautete bis Dezember 2008: „UNSER DANZIG. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger“. Die Herausgeber setzten sich zum allgemeinen Ziel, den Heimatgedanken zu pflegen und Danzig als Heimatstadt für deutsche Danziger, die die Stadt 1945 verlassen mussten, vor dem Vergessen zu bewahren. Diesem Zweck dienten einerseits informationsbetonte Texte über das frühere Danzig (Danzig vor 1945) und über das heutige Gdańsk zur Geschichte, Kultur und Wirtschaft, andererseits meinungsbetonte Texte, d.h. politische Kommentare, die als Instrumente der Heimatpolitik gedacht waren, sowie kontaktorientierte Texte, zu denen Mitteilungen über zahlreiche Veranstaltungen des Bundes der Danziger und anderer Heimatorganisationen, Gratulations- und Todesanzeigen u.ä. gehörten.<sup>1</sup> Die Zeitschrift galt insgesamt als „Sprachrohr der deutschen Danziger für die Öffentlichkeit“. Dabei dachten die Herausgeber nicht nur an den deutschen Leserkreis, d.h. die deutsche Minderheit in Gdańsk, sondern wohl auch an die aktuellen, polnischen Bürgerinnen und Bürger von Gdańsk, denen die Zeitschrift regelmäßig in den Jahren 1949–2008 zugesandt wurde.

Seit Januar 2009 erscheint die Zeitschrift offiziell unter dem gemeinsamen Titel mit dem bis dahin getrennt erscheinenden Mitteilungsblatt „DER WESTPREUSSE“, d.h. als „DER WESTPREUSSE – UNSER DANZIG“, wobei der Ausdruck „Unser Danzig“ ein Untertitel ist. Die Zeitschrift wird nun in Münster-Wolbeck als Bundesorgan und Informationsmedium der Landsmannschaft Westpreußen monatlich herausgegeben und bietet weiterhin umfassende Berichterstattung über Westpreußen, das Land an der unteren Weichsel, über seine früheren und heutigen Einwohner, über seine Geschichte und Kultur. Die Danziger Themen werden in dieser erweiterten Fassung der Heimatzeitschrift aufgrund ähnlicher Zielsetzungen des Bundes der Danziger und der Landsmannschaft Westpreußen fortgesetzt, allerdings muss Danzig den Zeitungsumfang (etwa 40 Seiten pro Nummer) mit vielen anderen Städten als Heimatorten für ehemalige deutsche Einwohner von Westpreußen teilen.

Die folgenden Reflexionen beziehen sich auf den Zeitraum 1949–2008, auf die Zeit also, in der die Heimatzeitung „UNSER DANZIG“ vom Bund der Danziger herausgegeben wurde und die hauptsächlich der Danziger Problematik gewidmet war. Da die Zeitschrift nach einer langen Zeit, d.h. nach knapp 60 Jahren, aufgehört hat zu bestehen, erweist es sich als lohnend einen Blick auf ihren Charakter zu werfen.

## 2. Ziele, Struktur und Thematik von „UNSER DANZIG“

Wie bereits erwähnt, wurde die Zeitschrift „UNSER DANZIG. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger“ seit 1949 bis 2008 in Lübeck herausgegeben. Zwar verfügt die heutige Bibliothek in Gdańsk nicht über alle Jahrgänge und Nummern der Zeitschrift, jedoch kann man die fehlenden Jahrgänge und Exemplare eher zu den Ausnahmen zählen, so dass die

<sup>1</sup> Die Begriffe „informationsbetonte“, „meinungsbetonte“ und „kontaktorientierte Presstexte“ verwende ich im Folgenden in Anlehnung an LÜGER 1995: 66–73.

Repräsentativität des insgesamt zugänglichen Bestands in der heutigen Bibliothek von Gdańsk als gewährleistet angesehen werden kann. Obwohl seit der ersten Ausgabe der Zeitschrift fast 60 Jahre vergangen sind und in ihrem Textdesign Veränderungen beobachtet werden können, lassen sich die allgemeine Makrostruktur, die Textsortendifferenzierung und ihre thematischen Schwerpunkte als relativ feste Komponenten problemlos identifizieren. Unter Beachtung der Reihenfolge kann man vier thematisch-strukturelle Hauptteile unterscheiden: a) politische Aktualitäten, b) Geschichte und Kultur, c) Unterhaltung und d) Mitteilungen.

Die ersten Seiten der Zeitschrift sind für politische Fragen reserviert, d.h. für Texte, die aktuelle Ereignisse der deutschen politischen Bühne betreffen und die mit dem Themenkomplex ‚Flucht und Vertreibung‘ der Deutschen nach 1945 zusammenhängen. Es handelt sich einerseits um informationsbetonte Texte, d.h. Berichte über verschiedenartige Treffen und Gespräche von Vertretern des Bundes der Vertriebenen mit deutschen Politikern, meist Vertretern der Bundesregierung oder des Bundestags. Zu einer festen Tradition gehören hier Berichte und gedruckte Festreden von verschiedenen Jubiläumsfeiern, vom Tag der Heimat, vom Tag der Danziger und ähnlicher Veranstaltungen. Andererseits finden sich im Initialteil der Zeitschrift meinungsbetonte Texte, die politische, mit der Thematik der Vertreibung verbundene Ereignisse kommentieren. Häufig sind es abgedruckte Texte, die aus den deutschen Zeitungen (z.B. der FAZ) oder aus dem Deutschen Ostdienst (DOD), dem Presseorgan des Bundes der Vertriebenen, kommen. Dieser erste Teil der Zeitschrift ist also der Medienpolitik der „organisierten Vertriebenen“ gewidmet.<sup>2</sup> Medienakteure sind politisch aktive Organisierte, d.h. Mitglieder des Bundes der Vertriebenen, des Bundes der Danziger sowie Mitglieder anderer Landsmannschaften, die die deutschen Heimatvertriebenen repräsentieren. Sie betreiben eine aktive Pressearbeit, werben für ihre politischen Interessen und wollen sie im deutschen medialen Erinnerungsdiskurs publik machen.

Einen nächsten Teil der Zeitschrift bilden informationsbetonte Texte aus dem Bereich der Geschichte und Kultur der Stadt. Sie beziehen sich hauptsächlich auf das frühere Danzig, in dem die deutsche Bevölkerung dominant war und die das Bild sowie die Entwicklung der Stadt vom Mittelalter an bis zum Zweiten Weltkrieg mitgestaltete. Repräsentiert sind alle historischen Epochen und geschichtsträchtige Ereignisse, in die Danzig mit seiner spezifischen Lage und politisch-wirtschaftlichen Position eingebunden war. So findet sich z.B. eine historische Serie über Danzigs Handelsbeziehungen mit anderen Ländern, insbesondere mit den Mitgliedern der Hanse, die das historische Stadtbild stark geprägt haben. Eine andere Textserie aus diesem Teil verfolgt wiederum das Danziger Volksleben, also Sitten und Bräuche, an die sich die früheren Danziger ebenfalls gern erinnern. Jede Märzausgabe dagegen ist traditionell den Ereignissen von 1945 gewidmet, die Prozesse der Flucht und Vertreibung zur Folge hatten. Das heutige Gdańsk, d.h. die Stadt nach 1945, ist viel weniger präsent; es erscheint aber in Texten, besonders nach der politischen Wende

---

<sup>2</sup> Die Bezeichnung „organisierte Vertriebene“ stammt von RÖGER (2011: 141), der die sog. Betroffenen als Akteure im medialen Erinnerungsdiskurs in drei Kategorien einteilt: „politisch aktive Organisierte“, „Nicht-Organisierte“ und „Andere (versöhnungswillige) Vertriebene“.

in Polen, also nach 1989, um auf die gegenwärtige Entwicklung der Stadt hinzuweisen oder das Vergangene vom Gegenwärtigen stärker abzugrenzen. Dies manifestiert sich vor allem bei der Beschreibung der früheren und der heutigen Architektur von Danzig. Besonders dieser geschichtlich-kulturelle Teil der Zeitschrift ist multimodal gestaltet, d.h. sprachliche Texte begleiten zahlreiche Fotos vor allem mit Motiven des alten Danzig.

Eine feste Komponente der Zeitschrift bilden auch literarische Formen. Veröffentlicht werden Erzählungen, Romane in Auszügen (z.B. „Paul Beneke“ von Wilhelm Wolfslast) sowie Gedichte, die von ehemaligen Danzigern zur Publikation angeboten wurden. Zu diesem Teil kann man auch Tagebücher zählen, die persönliche Erinnerungen an Danzig von privaten Personen enthalten. Texte aus diesem Teil haben eine unterhaltende und/oder eine expressive Funktion: Ihre Autoren erinnern sich an ihre verlorene Heimat, ohne dies politisch instrumentalisieren zu wollen.

Schließlich wurde die Zeitschrift als ein Mitteilungsblatt konzipiert, d.h. als Plattform für die Kommunikation zwischen den ehemaligen deutschen Einwohnern der Stadt, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Danziger Heimat verlassen mussten und in unterschiedlichen Orten von Deutschland ihre neue Heimat gefunden haben. Daher enthält jede Nummer eine große Anzahl von unterschiedlichen Anzeigen (Geburtstagswünsche, Gratulationen, Todesanzeigen) und Mitteilungen über zahlreiche Heimattreffen, die entweder bereits stattgefunden haben oder erst geplant sind. Es handelt sich um kontaktorientierte Texte, die das Gefühl der Verbundenheit zwischen den deutschen Danzigern als Heimatvertriebenen hervorheben und ihre Danziger Identität verstärken sollen.

Im Folgenden werden lediglich Texte aus dem ersten, politischen Teil der Zeitschrift näher betrachtet, d.h. Texte, die den Herausgebern zur Heimat- und Erinnerungspolitik dienen.

### 3. Vertreibung und Vertreibungserinnerung

Im Mai 1945 ging das Elend des Zweiten Weltkrieges zu Ende. Für die deutsche Zivilbevölkerung begann aber die Zeit leidvoller Erfahrungen. Gemäß den Potsdamer Beschlüssen mussten Millionen von persönlich unschuldigen Deutschen aus heutigen ostmitteleuropäischen Ländern, u.a. auch aus Polen und Danzig, umgesiedelt werden. Die Umsiedlung erfolgte nicht immer unter der Kontrolle der Alliierten Regierungen auf humane Art und Weise. Die Massenmigrationen der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1945-49 werden von den Historikern als ein vielschichtiger Prozess dargestellt, der nicht nur mit Hilfe solcher Bezeichnungen wie „Flucht“, „Umsiedlung“, „(Zwangs-)Aussiedlung“, „Transfer“, „Deportation“ oder „Evakuierung“ beschrieben wurde.<sup>3</sup> Aus der Vielfalt von negativen Erfahrungen und Erinnerungen ging vor allem der Begriff der Vertreibung hervor, der Erinnerungsdebatten in Deutschland von Anfang an am stärksten geprägt hat und der im Laufe der Zeit in immer mehreren Komposita, wie „Vertriebenenverbände“, „Vertriebenenorganisationen“, „Vertriebenenpolitiker“, „Heimatvertriebene“, „Vertriebenentreffen“, „Vertreibungsoffer“,

<sup>3</sup> Zur Diskussion um die genannten Bezeichnungen siehe z.B. RÖGER (2011: Kap.VIII), BORODZIEJ (2003: 88f.), PIKORSKI (2007: 53-64).

„Vertreiberstaaten“, „Massenvertreibungen“, „Bundesvertriebenengesetz“, „Vertriebenenarbeit“ u.a. gefestigt wurde.<sup>4</sup>

Im Jahr 1958 entstand der Bund der Vertriebenen (BdV) als ein Dachverband aus jenen Organisationen, die die Vertriebenen als „die vom Leid jener Zeit am schwersten betroffenen Menschen“ darstellen, wie es in der *Charta der deutschen Heimatvertriebenen* von 1950 heißt. Der BdV wurde zu einer zentralen politischen Plattform der sog. organisierten Vertriebenen, d.h. der Vertriebenenpolitiker, die die Interessen aller Heimatvertriebenen vertreten wollten. Mit staatlicher Förderung entwickelten sie ein beachtliches Netzwerk von Organisationen unterschiedlichster Art: Landsmannschaften und Landesverbände, Ortsverbände, Heimatkreisvereinigungen bzw. Heimatortgemeinschaften, die alle zu einer öffentlichen Institution geworden sind (HAHN, Eva/HAHN, Hans Henning 2010: 516 f.). Trotz der Deklarationen, sie wurden „nicht vom Verstande als notwendig erkannte, zur Erreichung eines bestimmten materiellen oder politischen Zwecks geschaffene Organisationen“ gegründet, sondern „als organisatorisch erwachsene Form des Zusammenschlusses von Menschen gleichen Stammes und gleicher Heimat“ (HAHN, Eva/HAHN, Hans Henning 2010: 514), waren die Mitglieder der Vertriebenenverbände recht engagierte Politiker, die sowohl auf das öffentliche Leben der Bundesrepublik Deutschland als auch auf die deutsch-polnischen Beziehungen seit den 1950er Jahren bis zum Beitritt Polens zur EU einen großen Einfluss ausgeübt haben.<sup>5</sup> Ihr politischer Weg sowie ihre politische Bedeutung unterlagen zwar einem Wandel, der durch politische Veränderungen in beiden Ländern bedingt war, doch insgesamt war die Haltung der Vertriebenenorganisationen, darunter auch des Bundes der Danziger, durch Anklagen, Ansprüche und Forderungen gekennzeichnet. Adressaten der Anklagen und Forderungen waren sowohl deutsche als auch polnische Regierungspolitiker. Gründe für sich wiederholende Ansprüche lieferten viele politische Probleme, die nicht im Sinne der Vertriebenenpolitiker gelöst wurden und die sie zu einer kritischen /kämpferischen Haltung veranlassten. Auf ihrem Programm, das sie u.a. durch eine aktive Pressearbeit realisierten, stand ein permanenter Kampf entweder gegen oder um etwas. In Bezug auf die deutsch-polnischen Beziehungen ging es jahrelang um den Kampf gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze im Jahr 1970, gegen den deutsch-polnischen Grenzvertrag (1990), gegen Bierut-Dekrete und eine rechtswidrige polnische Gesetzgebung, gegen das Verschweigen der Vertreibung durch polnische Schulbuchautoren (in den 1970er Jahren), gegen die Bezeichnungen „Umsiedlung“, „Aussiedlung“ oder „Transfer“ und damit gegen die vermeintliche Geschichtsfälschung durch Polen, gegen den Beitritt Polens zur EU, um nur die wichtigsten Konfliktfelder zu nennen. Gleichzeitig handelte es sich um die Wiedergewinnung von Ostdeutschland und die Rückkehr in die alte Heimat (besonders in den 1950er und 1960er Jahren), um die Grenzen von 1937 und eine neue Zukunft im Osten, um das sog. Recht auf die Heimat, um den Schlüsselbegriff ‚Vertreibung‘,

---

<sup>4</sup> Eva HAHN und Hans Henning HAHN sprechen von einem „Mythos der Vertreibung“, zu dessen Konstruktion Ostdeutsche Landsmannschaften beigetragen haben (2010: 455 f., 514).

<sup>5</sup> JAKUBOWSKA beschreibt die Tätigkeit des Bundes der Vertriebenen in drei Phasen: 1957–1970, 1970–1990 und 1990–2004 (2012).

um die Erinnerung an die deutschen Vertriebenen und ihren Opferstatus, um die Anerkennung der Vertreibung als eines Unrechts, eines Verbrechens, einer Menschenrechtsverletzung, um die Entschädigung der Vertreibungsoffer, um die Aufarbeitung der Vertreibungsgeschichte, um die Beachtung der Menschenrechte und schließlich um die Errichtung des Zentrums gegen Vertreibungen in Berlin. Durch ihre revisionistische Rhetorik wurden die Vertriebenenorganisationen zum gesellschaftlichen Feindbild in Polen und in Teilen der Bundesrepublik (vgl. z.B. RÖGER 2011, JAKUBOWSKA 2012). Nach 1989 ließ sich zwar in den polnischen Medien eine differenziertere Berichterstattung und ein stärker von Empathie geprägter Blick auf das individuelle Schicksal von deutschen Vertriebenen beobachten, aber mit dem BdV-Vorsitz von Erika Steinbach seit 1998 hörten die polnischen Versuche auf, das traditionelle Zerrbild des BdV zu korrigieren.

Eine kämpferische Rhetorik richteten die Mitglieder des BdV als Interessenvertreter der deutschen Vertriebenen auch an deutsche Regierungspolitiker, die den politischen Hauptinteressen der Verbände trotz Unterstützung, Verständnis und Sympathiebekundungen nicht (immer) nachgekommen sind. Deutschen Medien dagegen haben sie vielfach vorgeworfen, dass sie die Vertriebenen diskriminieren und aus der Öffentlichkeit ausklammern wollen. Im Zug vieler harter Auseinandersetzungen um die Ostverträge, um die Begrifflichkeiten, um die Art und Weise, wie erinnert werden soll, geriet der BdV immer wieder in politische Isolation und erntete zahlreiche kritische Stimmen nicht nur von der polnischen, sondern auch von der deutschen Öffentlichkeit. Feindliche Haltungen gegenüber den Vertriebenenverbänden, die das Erinnern an leidvolle Erfahrungen von Millionen der Deutschen politisch instrumentalisierten, manifestierten viele deutsche Zeitungen, in denen solche negativen Bezeichnungen auftauchten, wie „das politische aggressive Gesicht der Verbände“, „Vertriebenenfunktionäre als Berufsvertriebene“, „Vertriebene als Ewiggestrige, die politische Landschaft vergiften“ u. ä. Negative Aufmerksamkeit zog der BdV seit 1998 auf sich, als Erika Steinbach zur Präsidentin des Bundes gewählt wurde. Ihre aggressiven Forderungen, die sie vor allem gegenüber Polen und Tschechien erhob, ähnelten denen aus den 1950er und 1960er Jahren, so dass sich die Präsidentin nicht selten mit dem Imperativ „Erika, gifte nicht!“ konfrontiert sah. Das jahrzehntelang andauernde, schlechte Image der organisierten Vertriebenen war also insgesamt schwer zu überwinden. Dies bemerkten u.a. auch Eva HAHN und Hans Henning HAHN (2010), indem sie eines der Kapitel ihres Buches folgendermaßen betitelt haben: „Der alte Trend nach einem halben Jahrhundert“ und dieses Kapitel Erika Steinbach widmeten.

Zugleich weisen die beiden Autoren darauf hin, dass die Vertriebenenverbände im Laufe des vergangenen halben Jahrhunderts auch viel Unterstützung in der deutschen Öffentlichkeit fanden und auf ihrem Konto auch politische Erfolge verzeichnen konnten. „Ihren Erfolg verdanken sie vor allem ihrer eigenartigen Stellung in der deutschen Gesellschaft. [...] Ihre Verbände sind zu einer staatlich geförderten öffentlichen Institution geworden, die von der Aura der Unschuld und eines vermeintlich von den einstigen Kriegsgegnern an der deutschen Nation verübten Unrechts umwoben ist. [...] Die Vertriebenenorganisationen schufen und repräsentieren ein Milieu, das kulturell und politisch rasch in die Isolation geriet und dennoch bis heute im Symbolgefüge deutscher nationaler Identität hohes Ansehen genießt“ (ebd.: 517).

Die mediale Erinnerungskultur prägten aber (und prägen immer noch) nicht nur sog. organisierte Vertriebene, d.h. aktive Mitglieder der Vertriebenenverbände, zu denen u.a. der Bund der Danziger gehört. Als Akteure des Erinnerungsdiskurses gelten auch „nicht organisierte Vertriebene“ (RÖGER 2011: 141), die von der Medienpolitik der Vertriebenenverbände fernstanden/fernstehen. Eva HAHN (2010) nennt sie „die >anderen< Vertriebenen“ und meint in erster Linie Schriftsteller und Dichter als Autoren von persönlichen Erinnerungen, die ihre Texte nicht in den Medien der Vertriebenenorganisationen publizieren ließen/lassen. Ihre literarischen Formen des Erinnerns blieben und bleiben außerhalb der politischen Öffentlichkeit und außerhalb der Presselandschaft. Sie enthalten Erinnerungen eines Einzelnen, der ohne anzuklagen viele Aspekte individueller Erlebnisse, eigener Erfahrungen, Emotionen und Reflexionen eines Vertriebenen festzuhalten versucht. Als Vertreter solcher individuellen, literarisch gefassten Erinnerungen nennen Eva HAHN und Hans Henning HAHN (2010) Horst Bienek, Siegfried Lenz, Günter Grass und weisen zugleich darauf hin, dass die belletristische Literatur zum Thema „Flucht und Vertreibung“ recht umfangreich ist, wie man der Geschichte des Germanisten und Literaturhistorikers Louis Ferdinand Helbig von 1988 entnehmen kann. Die Vertreibungsliteratur umfasst nämlich „Vierundsiebzig Romane bis etwa 1986“ und eine „große Zahl von Erzählungen, Kurzgeschichten, Gedichten und Gedichtbänden, Anthologien, Hörspielen und Fernsehverfilmungen“ (HAHN, Eva/HAHN, Hans Henning 2010: 567). Zum literarischen Erbe der Nachkriegsliteratur kann man auch literarische Formen von Tagebüchern zählen, z.B. von Marion Gräfin Dönhoff oder Christian Graf von Krockow, die – ähnlich wie andere Formen des literarischen Erinnerns – voll von menschlichen, mit dem Heimatverlust verbundenen Gefühlen sowie von Reflexionen über Ursachen, Schuld und Verantwortung sind.<sup>6</sup> Anspruchsvolle Erinnerungsbilder der Vertriebenenorganisationen sind hier kaum zu finden. Die Schriftsteller, Dichter, Autoren von Tagebüchern, Reiseberichten oder Reportagen standen dem mit viel Nachdruck konstruierten Mythos der Vertreibung fern und trugen weitgehend zur Bewahrung der kollektiven Erinnerungen an die Vertreibung bei, obwohl sie in der Öffentlichkeit nicht so einflussreich waren wie die von Vertriebenenpolitikern verbreiteten und staatlich geförderten Erinnerungsbilder (HAHN, Eva/HAHN, Hans Henning 2010: 567).

#### 4. „UNSER DANZIG“ und seine politische Narration

‚Flucht und Vertreibung‘ ist bis heute ein kontroverser geschichtlicher Themenkomplex, an dem Danzig/Gdańsk unmittelbar beteiligt war. Noch vor dem Kriegsende verließen viele deutsche Einwohner ihr Heimatland, die Freie Stadt Danzig, da sie mit Zwangsaussiedlungen schon seit der Konferenz in Jalta (1943) gerechnet haben. Nach dem Einmarsch der Roten Armee (1944) begann die Phase der Vertreibungen und Zwangsaussiedlungen, die besonders bis zur Verkündung der Potsdamer Beschlüsse im August 1945, aber auch später, sehr drastische Ereignisse und Tausende von Opfern unter der deutschen Zivilbevölkerung mit sich brachten. Ende Juli 1945 verblieben im zu 90% durch Bombardierungen

---

<sup>6</sup> Zu den literarischen Erinnerungsbildern siehe auch OSSOWSKI 2011.

zerstörten Gdańsk/Danzig noch ungefähr 120 000 Deutsche und etwa 8 000 Polen (LOEW 2013: 232). In der Zeit von 1945–1949 wurden aus dem Gebiet der ehemaligen Freien Stadt Danzig (seit dem 30. März 1945: Woiwodschaft Gdańsk) etwa 494 000 Deutsche ausgesiedelt. Seit Juni 1945 fingen auch die Danziger Flüchtlinge, Vertriebene und Zwangsaussiedler an, sich in der neuen westdeutschen Umgebung zu integrieren.<sup>7</sup> Zunächst schlossen sie sich zu einem Danziger Hilfskomitee zusammen und im März 1946 gründeten sie in Lübeck und Hamburg den Bund der Danziger (BdDA), der seit 1948 eine offizielle Tätigkeit entwickeln durfte. Seit 1957 ist der Bund der Danziger Mitglied im Bund der Vertriebenen. Mit dem Dachverband, dem BdV, teilen die organisierten Danziger allgemeine Ziele und Aufgaben. Auf der heutigen Webseite stellt sich der BdDA als eine Gemeinschaft dar, die „die Erhaltung und Entwicklung der Danziger Kultur, der Sprache und der Mundarten sowie der Danziger Identität zum Ziel hat und damit ausschließlich förderungswürdige Zwecke verfolgt“. Und weiter kann man lesen: „Wir verbinden unsere seit 1939–45 ‚verstreut‘ wohnenden **Angehörigen** zu einer zusammen haltenden, sich in allen Lebenslagen beistehenden Gemeinschaft: Pflege Danziger gesellschaftlicher und kultureller Wurzeln auf zeitgemäße Art, aber mit Erhaltung überlieferter Traditionen und Werte“<sup>8</sup>. In der aktualisierten Version der Satzung des BdDA vom März 2013 findet sich neben den oben zitierten Zielen auch das Ziel: „Verwirklichung der menschenrechtlichen Grundlagen der Danziger und Aufrechterhaltung des Rechtes auf die Heimat in Bezug auf Danzig im Rahmen der freiheitlichen und demokratischen Ordnung“. Die letzten Worte zeigen, dass die Berufung auf Menschenrechte und der damit präsupponierte Vorwurf, sie würden bis heute nicht beachtet, sowie auf den diffusen, in der Zeit des Kalten Krieges verwendete Slogan „Recht auf die Heimat“ im Argumentationsmuster der organisierten Vertriebenen immer wieder auftauchen und eine wahre Versöhnung, die sie deklarieren, mit Skepsis wahrnehmen lassen.

Zwischen diesen inkohärenten Haltungen, d.h. zwischen dem Willen, „den Danziger Heimatgedanken zu pflegen“ und dem Bedürfnis, andere für den Verlust der Heimat zu beschuldigen, betrieb der BdDA seit 1949 bis 2008 eine aktive Pressearbeit als Medienakteur, indem er das Mitteilungsblatt „UNSER DANZIG“ herausgegeben hat. Bei der Realisierung der Ziele lassen sich in der Zeitschrift zwei früher angedeutete Erinnerungsperspektiven beobachten: eine politische Perspektive, die von politischen Texten organisierter Vertriebener repräsentiert wird und eine persönliche Perspektive, die in Texten eines Einzelnen zum Vorschein kommt, d.h. in persönlichen Reiseberichten, Fragmenten von Tagebüchern oder in literarischen Formen, z.B. Gedichten, Erzählungen u.ä.

Im Folgenden wird versucht, die erinnerungspolitische Perspektive der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ näher zu beleuchten. Besondere Aufmerksamkeit richtet sich auf die Zeit nach 2000. Auf diese Zeit fiel ein Erinnerungsboom in deutschen Medien, der vor allem durch drei große mediale Ereignisse bedingt war, und zwar durch die Diskussion um die Novelle „Im Krebsgang“ von Günter Grass, die Sendereihen zur Flucht und Vertreibung

<sup>7</sup> Bei der Darstellung des Schicksals von Deutschen infolge des Zweiten Weltkrieges werden nicht nur die Phasen: Flucht, Vertreibung und Zwangsaussiedlung, sondern auch die Phase der Integration unterschieden (BORODZIEJ 2003: 98 f.).

<sup>8</sup> Fettdruck im Original.

im deutschen Fernsehen und die Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin, dessen Idee vom BdV im Jahr 1999 vorgestellt wurde. Mit diesen medialen Ereignissen, die auch in „UNSER DANZIG“ stark zum Vorschein kommen, war die Wiederentdeckung des Themas „Flucht und Vertreibung“ verbunden. Berücksichtigt werden im Folgenden hauptsächlich die Jahrgänge 2000–2001, 2004 und 2007–2008.<sup>9</sup> Insgesamt wurden also etwa sechzig Nummern von „UNSER DANZIG“ im Hinblick auf sein politisches Profil näher betrachtet. Der Jahrgang 2004 wurde gewählt, da die Debatte um die Vertreibung im Zusammenhang mit dem Beitritt Polens (sowie anderer Länder) zur EU im Rahmen des BdV wieder lebhafter geworden war. Die Jahrgänge 2007 und 2008 sind die letzten Jahrgänge der Zeitschrift, die unter dem selbstständigen Titel „UNSER DANZIG. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger“ herausgegeben wurde. Die grundlegenden Fragen, die sich bei der Analyse des politischen Teils der Zeitschrift stellten, waren die folgenden: Welche Argumentationsmuster und Argumentationsstrategien sind für das politisch gesteuerte Erinnern der Vertriebenen charakteristisch? Kann man bei deren Realisierung einen Wandel beobachten? Wie stellen sich die Vertriebenenpolitiker selbst dar und wie nehmen sie die anderen, hier: Polen, wahr? Als Antwort auf diese Fragen lassen sich zunächst vier dominante Topoi im Sinne Argumentationsmuster, Gesichtspunkte, Denkweisen der Vertriebenenpolitiker unterscheiden. Sie werden im Folgenden näher beleuchtet.

#### 4.1 Topos des Opfers

In den politischen Kommentaren, deren Autoren politische Repräsentanten der Vertriebenen, sog. organisierte Vertriebene, sind, stellen sich die ehemaligen deutschen Danziger – so wie die früheren Bewohner anderer ostdeutscher Gebiete – vor allem als Opfer dar. Dieses Argumentationsmuster ist im ersten politischen Teil der Zeitschrift nach wie vor am stärksten ausgeprägt. Es ist immer noch, d.h. so wie in den früheren Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts, sehr lebendig. Diesen Topos kann man folgendermaßen paraphrasieren: *Wir haben unsere Heimat verloren, wir wurden vertrieben/zwangsweise ausgesiedelt, also sind wir Opfer, genauer gesagt Vertreibungsoffer, Opfer des Unrechts, Opfer der Politik, Opfer der Geschichte.*

Zunächst manifestiert sich dieses Argumentationsmuster in den konsequent verwendeten Begriffen, die negative Konnotationen hervorrufen und eine Emotionalisierungsstrategie realisieren lassen. Einerseits sind es Bezeichnungen für geschichtliche Nachkriegsereignisse, die das Merkmal ‚Opfer sein‘ enthalten, wie „Vertreibung“, „Vertreibungsschicksal“, „Vertreibungsunrecht“, „Vertreibungsgeschehen“, „Vertreibungstragödie“, „Heimatverlust“, „Entrechtung“, „Enteignung“, „Entwurzelung“. Feste Elemente der Emotionalisierung sind hier auch die regelmäßig verwendeten Bezeichnungen wie „Leid“, „Tod“, „leidvolle Geschichte“, „erschütternde Ereignisse“, „Grausamkeiten“ u.a. Andererseits sind es Bezeichnungen für die von der Vertreibung betroffenen Menschen, darunter explizite Bezeichnungen, hier vor allem der Schlüsselbegriff: „Vertreibungsoffer“, und implizite

---

<sup>9</sup> Jeder Jahrgang umfasst 12 Nummern und jede Nummer hat einen Umfang von etwa 40 Seiten. „Politische Texte“, die jede Nummer eröffnen, nehmen im Durchschnitt 3–4 Seiten ein.

Ausdrucksmittel, die den Opferstatus der Vertriebenen präsupponieren, wie „Heimatvertriebene“; „Wir Heimatvertriebenen“; „Wir Heimatlose und Fremdlinge auf dieser Erde“; „gewaltsam Vertriebene entwurzelte Menschen“; „heimatlose Menschen“; „die am schwersten von Heimatlosigkeit Betroffenen“; „Millionen vom Schicksal geschlagenen Menschen“; „Millionen im Geiste getöteten Menschen“; „Millionen heimatloser, verzweifelter Menschen“; „die aus ihrer Heimat verbannten Menschen“; „die am schwersten betroffenen Kriegsoffer, Erlebnisgeneration, die Leid, Armut, Unglück und Elend erfahren musste“ und in ganzen Prädikationen: „Vertriebene, die losgelöst wurden aus der von Kindheit an vertrauten Landschaft“; „Vertriebene, die gewaltsam in eine neue Umgebung verpflanzt wurden“; „Menschen, die aus ihrer Heimat herausgerissen wurden“; „Mit der Vertreibung aus unserer Heimat wurde uns, Danzigern, ein schweres Schicksal zuteil, das uns vom Ursprung unseres Daseins löste. Überwunden haben wir diesen schmerzhaften Prozeß bis heute nicht“ u.a.

In der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, das besonders stark durch zwei Weltkriege, den Holocaust, selbstgewählte oder erzwungene Migrationen geprägt war, ist der Topos des Opfers hochaktuell und in vielen historischen Kontexten präsent. Im Kontext des Zweiten Weltkriegs wurde der Opferstatus in erster Linie für die NS-Opfer reserviert. Der Opferdiskurs war dabei hauptsächlich auf den Holocaust ausgerichtet. Manche Wissenschaftler, wie GOSCHLER (2005), sprechen aber von zwei Opferdiskursen und zwei Opfermodellen. Gemeint ist einerseits ein partikularistischer Opferdiskurs, dem ein partikularistisches Opfermodell zugrundeliegt, bei dem zwischen den NS-Opfern und deutschen Kriegsoffern, darunter auch den deutschen Vertriebenen, unterschieden wird. Dieser Opferdiskurs und dieses Opfermodell dominierten seit den 1970er bis zu den 1990er Jahren, als im Rahmen der Auseinandersetzungen mit der Hitlerzeit die Opfer des Nationalsozialismus und des Holocaust im Mittelpunkt öffentlicher Diskussionen standen. In den 1950er und 1960er Jahren dagegen dominierte in der Bundesrepublik ein integrationistischer Opferdiskurs, für den ein integrationistisches Opfermodell charakteristisch war. Dieses Modell bildet eine Opferkategorie und differenziert nicht zwischen den einzelnen Opfergruppen. Hier spielt der Kontext des Opferwerdens keine entscheidende Rolle, so dass die nicht-deutschen Opfer des Nationalsozialismus, in erster Linie die jüdischen Opfer, und die deutschen Kriegsoffer als gleichwertige Opferkategorien behandelt werden können (GOSCHLER 2005: 874). Die Zeit um die Jahrtausendwende bezeichnet der Autor als „Renaissance des integrationistischen Opferdiskurses“ (ebd.). Die Debatte um das 1999 vom BdV konzipierte Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin und die Integrierung der Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg in die gesamteuropäische Geschichte kann die Aktualität des integrationistischen Opfermodells nur bestätigen.

Eva HAHN und Hans Henning HAHN bemerken, dass die Vertriebenenorganisationen sich „von Anfang an als Verbände der unschuldigen Opfer schwerer, von den einstigen Kriegsgegnern verübter Unrechtshandlungen“ darstellten (2010: 521). Schaut man in ein beliebiges Exemplar von „UNSER DANZIG“ aus den 1950er oder 1960er Jahren hinein, so findet man sofort ähnliche Bezeichnungen und Formulierungen, die den Opferstatus der deutschen Vertriebenen präsupponieren und die in der Zeit nach 2000 immer noch lebendig sind. Nur aus einer Nummer (Mai 1963) kommen z.B. folgende Formulierungen: „Wir wurden aus unserer Heimat gewaltsam vertrieben“; „Uns wurde das Unrecht zugefügt“; „Uns wurde

das Unrecht der Vertreibung angetan“; „An uns wurde das Unrecht verübt“; „An uns wurde das Unrecht begangen“; „Uns hat das harte Los der Austreibung verschlagen“; „Uns wurde die Heimat geraubt“; „Unsere Rechte wurden verletzt“ u.a. Die Frage der Menschenrechte und die Forderung, diese u.a. auch von Polen zu beachten, spielte im Argumentationsmuster der Vertriebenenverbände seit den 1970er Jahren eine immer größere Rolle und führte zur Neukontextualisierung der Vertreibung der Deutschen, d.h. zur Kontexterweiterung auf Europa. Um sich eine weitere politische Existenz zu sichern, haben sich die Vertriebenenorganisationen anderen Völkern geöffnet und sich für die „freie Heimat der Deutschen und Nicht-Deutschen eingesetzt“ (JAKUBOWSKA 2012: 101). Die heutigen Formulierungen, deren sich die Autoren der in „UNSER DANZIG“ publizierten Texte bedienen, klingen manchmal noch stärker als die oben zitierten und sollen den Opferstatus der vertriebenen Deutschen im Kontext anderer europäischer Vertreibungen eindeutig unterstreichen, wie z.B. die folgenden Phrasen, die aus einem Text stammen, in dem für das Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin argumentiert wird (2001): „Vertreibung ist völkerrechtswidrig“; „Vertreibung bedeutet Menschenrechtsverletzung“; „Vertreibung bedeutet Verbrechen“; „Vertreibung ist Gewaltverbrechen“, „Vertreibung ist Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Aus einer Festrede zum Tag der Danziger im August 2004 kommt dagegen die folgende expressive Äußerung, die den Opfercharakter der deutschen Vertriebenen kennzeichnet: „Unsere Menschenwürde, unsere Menschenrechte der deutschen Danziger, auch sie wurden durch die Vertreibung aus der Heimat nicht respektiert, sondern sie wurden eklatant verletzt!“ Solche rhetorischen Mittel zeigen, wie die organisierten Vertriebenen durch konsequent verwendetes Vokabular, durch das Verschweigen des historischen Kontextes, nämlich der verbrecherischen NS-Politik, sowie durch die Parallelisierung der Vertreibungsschicksale ihre Interessen verwirklichen: Aus eigener Sicht verdienen sie als Vertriebene einen Opferstatus und einen festen Platz sowohl im Opferdiskurs als auch in der europäischen Erinnerungskultur.

## 4.2 Topos des ewigen Kritikers

Organisierte Vertriebene als aktive Öffentlichkeitsakteure und politische Repräsentanten der Vertriebenenverbände erscheinen in der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ von Anfang an nicht nur als Opfer, nicht nur als „vom Schicksal am schwersten Betroffene“, sondern auch als diejenigen, die sich stets große historische Aufgaben auferlegen und sich dazu verpflichten, diese zu verwirklichen. Die Realisierung der Aufgaben ist Gegenstand ihrer Heimatpolitik. Man nennt sie nicht umsonst „Vertriebenenpolitiker“. Im Verlauf von etwa sechzig Jahren unterlagen die zu realisierenden Ziele einem Wandel. Sie mussten der aktuellen politischen Situation angepasst werden. Trotzdem lassen sie sich auf einen Nenner bringen und damit den Topos des Kritikers folgendermaßen paraphrasieren: *Da uns ein Unrecht zugefügt wurde, fühlen wir uns verpflichtet, gegen dieses Unrecht zu kämpfen und den uns nicht begnügenden Lösungen gegenüber kritisch zu bleiben.* In den 1950er und 1960er Jahren war es der Kampf gegen die Potsdamer Beschlüsse und damit gegen die aktuelle politische Situation nach 1945, die von Vertriebenenorganisationen stets kritisiert wurden. Aus der Kritik ergaben sich wiederum Forderungen danach, „das Unrecht wiedergutzumachen“

und dies wiederum bedeutete in den 1950er und 1960er Jahren, die verlorenen Ostgebiete „wiederzugewinnen“. Die kritische Haltung und revanchistische Rhetorik manifestierten sich besonders während der Heimattreffen, in zahlreichen Ansprachen oder Festreden und in sich regelmäßig wiederholenden Verpflichtungen etwa: *„Wir werden nie nachlassen in unserem Streben, unserer Heimat die Freiheit und ihr Deutschtum wiederzugewinnen“*. Die Zeitschrift „UNSER DANZIG“ bietet eine ganze Reihe von Texten an, in welchen die Forderungen nach Wiedergewinnung/Rückgewinnung in jener Zeit veröffentlicht wurden, wie z.B. die folgenden aus einer Nummer von 1956: *„Letzten Endes geht es um die Wiedergewinnung unserer Heimat und bei diesem Bestreben bildet UNSER DANZIG einen wesentlichen Faktor. Es soll die echte Brücke zur Heimat bilden. Es vertritt unseren Kampf darum, daß das an ihr verübte Unrecht wiedergutmacht, daß Danzig wieder unser eigen wird“*. Oder: *„Wir werden uns erneut zu unserer Verpflichtung bekennen, nicht zu ruhen, ehe wir nicht unser Recht in unserer Heimat wiederhergestellt haben!“* u.ä. Bekannt sind spätere, heftige Proteste von Vertriebenenverbänden gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze im Jahr 1970 sowie gegen den Grenzvertrag von 1990. Kritisiert wurde in den 1970er Jahren auch die Tätigkeit der deutsch-polnischen Schulbuchkommission, die bei der Herausarbeitung der Empfehlungen die Vertreibung als geschichtliches deutsches Thema verschwiegen und den Schlüsselbegriff „Vertreibung“ nicht verwendet, sondern durch andere euphemistische Termini, wie „Transfer“ oder „Umsiedlung“, ersetzt hat. Diese Konfliktfelder, d.h. die Ostverträge und die Schulbuchempfehlungen und die mit ihnen verbundenen Anklagen, Forderungen und kämpferische Losungen aus diesen Zeitperioden, können auch in „UNSER DANZIG“ verfolgt werden. Seit 1972, nachdem die Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik anerkannt und der Warschauer Vertrag ratifiziert worden waren, wurden territoriale Ansprüche der Vertriebenenverbände durch einen Kampf um die Menschenrechte ersetzt. Dieses Argumentationsmuster, d.h. die Berufung auf Menschenrechte, genauer gesagt, die Forderung nach der Beachtung der Menschenrechte durch andere Staaten, u.a. durch Polen, sicherte den Vertriebenenorganisationen eine weitere politische Existenz, denn nach der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und dem Abschied vom territorialen Kampfziel drohte ihnen eine Marginalisierung (JAKUBOWSKA 2012: 108). Das Motiv des Rechtskampfes und das Kritisieren der Rechtsgrundlage für die neue Grenzregelung erwiesen sich als insofern politisch günstig, als sie bis zum Beitritt Polens zur EU aktuell geblieben sind. Die mit dem Begriff „Recht“ verbundenen Ausdrücke und Formulierungen wurden fast zu Routineformeln, die bei jedem Anlass, sei es bei einem Heimattreffen, sei es in einem Gespräch mit einem prominenten Vertreter der Bundesregierung (meist CSU- und CDU-Politiker), wiederholt wurden. Gemeint sind z.B. folgende, in vielen Texten wiederholte Phrasen: *„Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg war völkerrechtswidrig“*; *„Der Grenzvertrag mit Polen von 1990 war rechtswidrig“*. *„Die polnische Gesetzgebung ist bis heute rechtswidrig“*. Besonders vor dem Beitritt Polens zur EU (2004) entwickelten die Vertriebenenverbände eine sog. Blockadepolitik und intensivierten ihren politischen Kampf um die Beachtung der Menschenrechte. Aus dieser Zeit, d.h. aus den Jahren 2000, 2001 und 2004 kommen z.B. folgende in der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ publizierte vorwurfsvolle Äußerungen und Appelle, in denen die Autoren die rechtliche, mit der Vertreibung verbundene Lage in Polen kritisieren und sich zugleich als Opfer des Unrechts profilieren: *„Polen soll das Recht*

der Heimatvertriebenen respektieren“; „Polen soll menschenrechtswidrige Dekrete abschaffen!“; „Heimatrecht ist ein fundamentales Menschenrecht“; „Das Recht auf die angestammte Heimat ist ein Grundrecht“; „Das Delikt der Vertreibung dauert fort: das Recht auf Rückkehr vertriebener Deutscher ist bislang – trotz der Wende – nicht eingeräumt!“; „Wir fordern und verlangen heute wie gestern die Verwirklichung des Heimatrechts“; „Wir bestehen auf das Recht auf die Heimat, das für die Vertriebenen noch nicht verwirklicht ist“; „die polnischen Entrechtungsdekrete, die bis heute fortgelten und allen Menschenrechtsnormen widersprechen“; „Polen soll das Recht auf die Heimat respektieren und Eigentums- sowie Entschädigungsfragen lösen“; „Das Vertreibungsunrecht dauert für die deutschen Vertriebenen fort, da sie ihr Recht auf die angestammte Heimat bis heute nicht geltend machen können“; „Der EU-Beitritt ist nur möglich, wenn die rechtswidrigen Vertreibungsdekrete aufgehoben werden“; „Wir fühlen uns berufen zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat anerkannt und verwirklicht wird“; „Das Recht auf die Heimat begründet den völkerrechtlichen Anspruch auf unbehelligtes Verbleiben in der Heimat sowie auf jederzeitige unbehinderte Rückkehr in die Heimat“. Nachdem Polen sowie andere mittel- und osteuropäische Länder im Jahre 2004 der EU beigetreten waren, wurden sie auf den ersten Seiten von „UNSER DANZIG“ zunächst herzlich begrüßt, mit den Worten: „Unsere Nachbarländer sind uns willkommen!“. In demselben Text, ein paar Zeilen weiter, werden aber die neu aufgenommenen Länder wegen ihrer „rechtswidrigen Gesetze“ ermahnt: „Der willkommene Beitritt wird aber dadurch beschwert, daß nicht alle Beitrittsländer die Menschenrechtsnormen erfüllen. Nach wie vor gibt es in vier Ländern Vertreibungs- und Entrechtungs Gesetze, die ihre Wirkung bis zum heutigen Tage entfalten. Diese Gesetze widersprechen den Menschenrechten, dem Völkerrecht und den Kriterien von Kopenhagen“. Die aktive kritische Haltung des Autors kommt auch in den folgenden Sätzen zum Vorschein: „Der Bund der Vertriebenen wird weiterhin beharrlich menschen- und europarechtskonforme Gesetze einfordern. Wir appellieren an das Europäische Parlament und die Europäische Kommission, strikt auf die Umsetzung des Europäischen Vertragsrechts durch die neuen Mitglieder zu achten.“

Nach dem Beitritt der ost- und mitteleuropäischen Länder zur EU scheinen schärfere Töne der Vertriebenenorganisationen als jahrelanger Kritiker schwächer zu werden. Beigetragen haben dazu einige mediale Ereignisse, die ihnen insgesamt geschichtspolitischen Erfolg gebracht haben. Das Projekt „Zentrum gegen Vertreibungen“, für das Erika Steinbach viele Politiker, Publizisten und Wissenschaftler gewann, die Ausstellung „Erzwungene Wege. Die Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“, die in fast allen Bundesländern 2007 und 2008 gezeigt wurde, sowie der im deutschen Fernsehen (ARD, März 2007) präsentierte Spielfilm „Die Flucht“ haben viel Aufmerksamkeit erregt, wurden national und sogar international diskutiert. In einem Bericht über die Wanderausstellung „Erzwungene Wege“ finden sich folgende, auch in „UNSER DANZIG“ (2007) publizierte Worte: „Das Thema Vertreibung der Deutschen hat eine Intensität im öffentlichen Bewusstsein erlangt, wie seit Jahrzehnten zuvor nicht mehr. Es gibt nun ein reges Interesse, gepaart mit Mitgefühl und einem neuen Engagement für diesen einschneidenden Teil deutscher Geschichte“. Vor allem die Idee des Zentrums gegen Vertreibungen, verbunden mit dem Konzept der Bundesregierung „Sichtbares Zeichen. Flucht, Vertreibung, Versöhnung“, gibt den organisierten Vertriebenen das jahrelang erwartete Gefühl des

Erfolgs: Sie werden ihre eigene Vertreibungsgeschichte mit ihrer Geschichtsdeutung im europäischen Kontext dokumentieren und der Öffentlichkeit präsentieren können. Und sie werden dabei nicht nur als ewige Kritiker, sondern auch als erfüllte Geschichtswächter erscheinen.

### 4.3 Topos des Täters

Wo es Opfer gibt, sind auch Täter da. Im Kontext des Zweiten Weltkrieges bringt der Topos des Täters relativ eindeutige Konnotationen: „Täter sind Funktionsträger der NSDAP und die Handlungsbeteiligten der national-sozialistischen Herrschaft“ (Kämper 2007: XIII). Da der Krieg vom deutschen Boden ausging und die Kategorie „der Handlungsbeteiligten“ vage und nicht immer überprüfbar war, war insgesamt umstritten, ob sich die Deutschen, darunter die deutsche Zivilbevölkerung, überhaupt als Opfer ansehen können, indem sie die Geschichte reduzieren, die Ursachen für Flucht und Vertreibung ausblenden und lediglich kurz und ab und zu auf den Holocaust sowie auf NS-Verbrechen hinweisen. Dieser Täter-Opfer-Rollenwechsel ist besonders im Falle der Flucht- und Vertreibungsgeschichte sichtbar, was Bachmann in seinen Reflexionen über eine polnische Schuld an der Vertreibung in folgenden Worten ausgedrückt hat: „Opfer gewesen zu sein, schließe nicht aus, auch Täter geworden sein zu können“ (zit. nach BACHMANN 1996: 62). Infolge der deutschen und sowjetischen Bevölkerungspolitik kristallisierte sich schon während der Kriegshandlungen unter der Mehrheit der Polen die Überzeugung heraus, dass die Aussiedlung der Deutschen aus den Ostgebieten unerlässlich sein würde. Von Polen wurde die Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung nach 1945 als geeignete Reaktion auf Ereignisse zwischen 1938-1945, als diese Nation zum Opfer des deutschen Nationalsozialismus wurde, begriffen. Falls Deutsche nicht nur Henker sind, sondern unter der Vertreibung auch gelitten haben, erhebt sich die Frage nach der Beteiligung der Polen an diesen Ereignissen. Polen war zwar der Vollstrecker der Politik der Alliierten, d.h. der Potsdamer Beschlüsse, hat aber von sich aus die ethnische Säuberung der gewonnenen Gebiete, die sog. „wilde Vertreibung“, vorgenommen, die noch vor der Potsdamer Konferenz gewaltsam und rechtswidrig durchgeführt wurde. Auch polnische Historiker weisen darauf hin, dass es bis August 1945 zu vielen Gewalttaten gekommen ist (z.B. BORODZIEJ 2003: 102). In der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ mangelt es daher nicht an antipolnischen Stimmen, die die Nachkriegszeit betreffen und die Polen als Täter stigmatisieren sollen. In den 1950er und 1960er Jahren wurde Polen als „Okkupant“ der früheren ostdeutschen Gebiete dargestellt. Gang und gäbe sind in dieser Zeit solche Bezeichnungen wie: „Annexion“, „gewaltsame Besetzung“, „kriegerische Besetzung“, „widerrechtliche Besetzung“, „Okkupationszustand“, „Fremdjoch“. Einige Zitate aus einer Nummer von „UNSER DANZIG“ von 1956 und 1963: *„Die polnischen Maßnahmen in Danzig am Ende des Zweiten Weltkrieges waren Annexion“*; *„Danzig ist in einem Okkupationszustand, in einer kriegerischen Besetzung“*; *„Die Annexion Danzigs durch Polen verkörpert die latent fortbestehende Staatsgewalt“*; *„Die Annexion Danzigs ist ein einseitiger Gewaltakt“*; *„Seit 18 Jahren beherrschen Fremde unseren alten Lebenskreis mit nackter Gewalt zum Hohn jeder Rechtsordnung“*; *„Danzig muss vom*

*Fremdjoch befreit werden*“ u.ä. Äußerungen dieser Art kennzeichnen zwei Rollen, die Rolle des Täters, der explizit als „Besetzer“, „Eroberer“ bezeichnet wird, und zugleich die Rolle des Opfers, die implizit den ehemaligen deutschen Danzigern zugewiesen wird. Nach der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik blieb der polnischen Seite eine zweite Täterrolle, und zwar die Rolle eines „Vertreiberstaates“ und somit eines „Unrechtsstaates“, mit der Polen auch die Jahrtausendwende beschritten hat. Aus dieser Rolle lässt sich nicht heraustreten, denn sie ist allein im durchgesetzten Schlüsselbegriff „Vertreibung“ involviert. Den Topos des Täters konstituieren also zunächst implizite Mittel, die gleichzeitig im Dienste des Topos des Opfers stehen und die auf Polen als Täter mittelbar hinweisen. Ihre Bedeutungsstruktur löst nämlich die Frage „von wem?“ aus: (Heimat)Vertriebene/Enteignete/Entrechtete/Entwurzelte – von wem? Genauso verhält es sich mit nur formal deagentivierten Passivkonstruktionen oder erweiterten Attributen, wie in den folgenden Beispielen, die aus den Jahrgängen 2000, 2001 und 2004 stammen und beim Erinnern an die Nachkriegszeit in „UNSER DANZIG“ immer wieder auftauchen: *„Wir wurden aus unserer Heimat gewaltsam vertrieben“*; *„Wir wurden aus unserer heimatlichen Verwurzelung herausgerissen“*. Sätze und Phrasen mit dem expliziten Agens in Form des Subjektes oder Präpositionalobjektes machen klar, wer als Täter (mit)gemeint ist: *„Die widerrechtliche Besetzung durch die Polen“*; *„das von Polen verursachte Unrecht“*; *„völkerrechtswidrige Besetzung Danzigs durch die Polen“*; *„Die völkerrechtswidrige systematische Vertreibung der deutschen Bevölkerung unter Zurücklassung ihres Eigentums war eine Unrechtsbehandlung, zu der sich Polen bis heute noch nicht bekannt hat“*; *„Polen als Vertreibungsstaat, als Konfiskationsstaat sollte vor dem EU-Beitritt das geschehene völkerrechtliche Unrecht verurteilen, die Rechtswidrigkeit der Akte anerkennen“*; *„Polen soll die menschenrechtswidrige, diskriminierende Dekrete abschaffen, sonst bleibt es ein Unrechtsstaat“*; *„Polen und Tschechien haben zwar Tausende ihrer Vorschriften dem europäischen Recht angepasst, doch daß Europa eine Werte- und Rechtsgemeinschaft ist, scheint mancher dort noch nicht verinnerlicht zu haben“*. Die beiden Topoi, der Topos des Opfers und der Topos des Täters, werden komplementär zur Kontrastierung als Argumentationsstrategie verwendet: ‚Wir Heimatvertriebenen als Opfer‘ vs. sie, d.h. Polen als ‚Vertreiberstaat und als Unrechtsstaat, der uns unendliches Leid zugefügt hat‘.

In den zwei letzten Jahrgängen der Heimatzeitschrift „UNSER DANZIG“ (2007, 2008) werden die oben zitierten vorwurfsvollen Äußerungen mit dem expliziten Hinweis auf einen konkreten Täter (meist Polen und Tschechien) kaum beobachtet. Die Sprache scheint ruhiger geworden zu sein. Es wird weder kritisiert noch beschuldigt. Neben dem exklusiven Terminus „Vertreibung“ wird auch die Phrase „Flucht und Vertreibung“ verwendet, die die Nachkriegszeitereignisse adäquater wiedergibt. Neben der Bezeichnung „Vertreibungsoffer“, die häufig mit dem Hinweis besonders auf Polen und Tschechien gebraucht wurde, erscheinen auch die Phrasen „Opfer der Geschichte“, „Opfer der Politik“, „Opfer des Schicksals“, in denen als Täter ein erweiterter Geschichtskontext angenommen werden kann. Und neben der jahrelang benutzten Formulierung „das uns **von Polen** angetane Unrecht“ findet sich die Phrase „das **von Deutschen und Polen** angetane Unrecht“. Polen wird nicht mehr vor allem als Täter stigmatisiert, nicht mehr meist aus der Perspektive einer Konfrontation betrachtet, sondern wird als Partner für einen Dialog wahrgenommen. Und diejenigen, die seit 1945 in Gdańsk leben, sind nicht mehr „Fremde“ oder „die dort

Wohnenden“, sondern sind zu „polnischen Bürgern Danzigs“ avanciert. In einer festlichen Veranstaltung, die im Rahmen des Tags der Danziger 2007 stattgefunden hat, kommt dieser Wandel von der täterorientierten Phrase „durch Polen“ zur partnerorientierten Phrase „mit Polen“ mehrmals zum Ausdruck: *„Danzig mit seiner Jahrhundertealten Tradition als Wirtschafts- und Kulturmetropole im Ostseeraum ist dabei zu Recht ein Reiseziel, das viele Besucher anzieht. Auch die Begegnung mit den polnischen Bürgern dient der Verständigung und dem friedlichen Miteinander“* oder im folgenden Fragment: *„Aber nicht nur die Dokumentation der Vergangenheit ist unsere Aufgabe, sondern wir treten für ein vernünftiges Zusammenleben der Völker in der Zukunft ein. Mit den heutigen polnischen Einwohnern Danzigs haben wir auf kultureller Ebene bereits viele Fortschritte erreicht.“*

#### 4.4 Topos des Gedächtniswächters

In der politischen Narration, die in der Heimatzeitschrift „UNSER DANZIG“ von Anfang an bis zur letzten Nummer (Dezember 2008) entwickelt wird, erscheinen die organisierten Vertriebenen nicht nur als Opfer, sondern auch als Zeitzeugen, die ein besonderes Recht auf das Erinnern an die alte Heimat haben. Das Gebot des Erinnerns an das frühere Danzig, d.h. an Danzig, in dem die Deutschen Jahrhundertlang dominant waren und die Geschichte der Stadt mitgestalteten, kann man als primäres Ziel der Zeitschrift betrachten, das ihrer Entstehung im Jahr 1949 zugrunde lag. Dieses Ziel manifestiert sich vor allem in informationsbetonten Texten, in denen an verschiedene geschichtliche und kulturelle Ereignisse Danzigs oder an bekannte mit Danzig verbundene Persönlichkeiten erinnert wird. In historischen und kulturorientierten Texten sind zwei Identitäten Danzigs deutlich, und zwar Danzig als Hansestadt und Danzig als eine deutsche Stadt. Das Ziel, die alte Heimat vor dem Vergessen zu bewahren, realisieren auch andere Texte, die z.B. unter dem Motto „Aus dem Danziger Volksleben“ erscheinen und die alte Danziger Sitten und Bräuche „vergegenwärtigen“ sowie individuelle Erinnerungen an Danzig als Heimatstadt, z.B. Reiseberichte, in denen persönliche Eindrücke und Erlebnisse während eines Besuchs in Danzig wiedergegeben werden.

In politischen Texten, die Gegenstand dieses Beitrags sind, geht es nicht so sehr um das Erinnern schlechthin als viel mehr darum, wie an Danzig erinnert werden soll. Festreden, Ansprachen, die während der Heimattage sowie zu unterschiedlichen Jubiläen gehalten werden oder politische Kommentare, in denen aktuelle politische Fragen beurteilt werden, sind unmittelbare Instrumente der Erinnerungspolitik und stellen politische Erinnerungspraxis dar. Die oben skizzierten Topoi (Topos des Opfers und Topos des Täters) zeigen, dass beim politisch orientierten Erinnern an Danzig die Vertreibung ein dominantes Thema bildete, das bis 2008 von organisierten Vertriebenen als Medienakteuren immer wieder behandelt wurde. Politisches Erinnerungsbild ist bis zum letzten Jahrgang ein Vertreibungsbild. Durch eine konsequent eingesetzte Vertreibungsrhetorik mit einer stark akzentuierten Perspektive des Opfers und der mit gemeinten Perspektive des Täters gelang es den Vertriebenenorganisationen – ein solches Gefühl dürften sie haben – das Geschichtsbild von 1945 mitzuprägen und die deutschen Heimatvertriebenen in die europäische Opfergemeinschaft – neben den Holocaustopfern – einzuführen. Ihr jahrzehntelanges Erinnern an das Jahr 1945 aus der

Perspektive leidvoller Erfahrungen brachte Früchte in Form einer institutionellen Legitimierung ihrer Vertreibungsgeschichte, d.h. in Form der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ und ihrer modifizierten Form „Sichtbares Zeichen. Flucht, Vertreibung, Versöhnung“. Durch die beiden Stiftungen, die Stiftung des Bundes der Vertriebenen von 1999 und die bundesdeutsche Stiftung von 2008, kam es zur Materialisierung des Gedächtnisses. Den organisierten Vertriebenen gelang es dadurch, die Ereignisse von 1945 nicht nur zum Teil des kollektiven, sondern auch des kulturellen Gedächtnisses zu machen, dessen Wesen in der Vermittlung von Bedeutungen an weitere Generationen besteht. „Das kulturelle Gedächtnis, im Unterschied zum kommunikativen, ist eine Sache institutionalisierter Mnemotechnik“, wie ASSMANN feststellt (2002 : 52). Der Verfasser hebt auch hervor: „Für das kulturelle Gedächtnis zählt nicht faktische, sondern nur erinnerte Geschichte“ (ebd.). Eine große nationale Aufgabe und erinnerungspolitische Ambitionen der Vertriebenenpolitiker scheinen sich also zu erfüllen: Die deutschen Heimatvertriebenen können als Opfer, als eine besondere Opfergruppe anerkannt werden. Und die organisierten Vertriebenen sollen als Gedächtnisträger und Gedächtniswächter in der internationalen Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Der Topos des ewigen Kritikers hört nach 2004 auf, eine Rolle zu spielen. Der Topos des Täters muss nicht mehr explizit ausgedrückt werden; er ist im Topos des Opfers mit enthalten. Die Rolle des Opfers und die Rolle des Gedächtniswächters scheinen alles andere zu kompensieren. Die deutschen organisierten Vertriebenen werden sich als Mitautoren der deutschen Nachkriegsgeschichte, als Teilnehmer des Opferdiskurses und als Mitgestalter des Erinnerungsdiskurses im Zentrum gegen Vertreibungen verewigen und das kulturelle Gedächtnis konstituieren.

Der Topos des Gedächtniswächters äußert sich nicht nur in den Diskussionen um die Vertreibungsgeschichte, sondern auch in zahlreichen Deklarationen der Vertreibungsorganisationen. Von Anfang an setzten sich auch die Herausgeber der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ zum Ziel, Danzig als Heimatort für viele Deutsche im Gedächtnis zu bewahren. Die Pflicht des Gedächtnisses wiederholt sich regelmäßig bis zur Jahrtausendwende in solchen Parolen, wie: „*Wir müssen alles tun, um die Danziger Vertriebenen als Heimatvertriebene nicht zu vergessen!*“; „*Wir müssen alles tun, um erschütternde Ereignisse, Leid, Tod, Grausamkeiten vor dem Vergessen zu bewahren*“; „*Wir müssen alles tun, um das Erbe unserer Heimatstadt zu pflegen und wachzuhalten!*“; „*Wir müssen das Vertreibungsgeschehen aufarbeiten und den nachwachsenden Generationen die ganze geschichtliche Wahrheit übermitteln*“. Um der Erinnerungspolitik einen höheren Rang zu verleihen, wird das Gebot der Erinnerung mit dem Gebot der Mahnung gekoppelt. Dies ist besonders bei der Begründung des Projektes „Zentrum gegen Vertreibungen“ sichtbar, wenn konsequent beispielsweise in folgenden Äußerungen versichert wird: „*Dieser Ort soll Mahnung sein, Vertreibungen weltweit zu ächten und die Völkergemeinschaft zu sensibilisieren*“ oder: „*Mit dieser Einrichtung wollen wir dazu beitragen, dass anderen Menschen unser Schicksal der Vertreibung erspart bleiben möge*“. Auf diese Weise realisieren die Autoren politischer Texte die Argumentationsstrategie einer Neukontextualisierung: Eigene politische Ziele versucht die Redaktion der Zeitschrift in einen breiteren europäischen Kontext zu integrieren. Die in die Kommentare eingesetzten Ausdrücke, wie „europäisch“ oder „weltweit“, sollen die Relevanz des Zentrums gegen Vertreibungen in Europa hervorheben, wie beispielsweise in den folgenden Äußerungen:

„Bei der Aufgabestellung für das Zentrum gegen Vertreibungen handelt es sich nicht nur um ein Anliegen der deutschen Heimatvertriebenen, sondern um einen Teil gesamtdeutschen Schicksals und gesamtdeutscher, ja europäischer Geschichte“; „Wir möchten, dass das Thema Vertreibungen als wesentlicher Teil deutscher und europäischer Geschichte in der Hauptstadt angesiedelt ist“; Das Zentrum soll durch seine Tätigkeit Vertreibungen weltweit entgegenwirken“. Um als glaubwürdige Gedächtniswächter und aufrichtige Mahner zu erscheinen, betonen die Vertriebenen ihre friedlichen Intentionen und wollen in der Öffentlichkeit als diejenigen wahrgenommen werden, die zur europäischen Versöhnung einen großen Beitrag geleistet haben. Explizit ausgedrückt ist dies z.B. in folgenden Deklarationen: „Durch aktives Tun wollen wir den Prozess des Zusammenwachsens in Europa fördern und damit weiterhin zur friedlichen Entwicklung beitragen“ oder: „Mit der Aufarbeitung aller Facetten des 20. Jahrhunderts wollen wir die Grundlage für ein dauerhaftes friedliches Miteinander der Völker schaffen“.

## 5. Zusammenfassung

Das Ziel des Beitrags war es, die vom Bund der Danziger von 1949 bis 2008 herausgegebene Heimatzeitung „UNSER DANZIG. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger e.V.“ vorzustellen. Sie ist mit der Intention entstanden, das frühere deutsche Danzig vor dem Vergessen zu bewahren. Besonderes Augenmerk wurde auf das politische Profil der Zeitung nach 2000 gerichtet, obwohl auch frühere Zeiträume bei den Reflexionen vereinzelt Berücksichtigung finden. Der politische Teil der Zeitschrift ist durch das komplexe und kontroverse Thema der Vertreibung von deutscher Zivilbevölkerung in der Zeit 1945–49 dominiert. Im Namen der deutschen Vertriebenen treten Mitglieder der Vertriebenenorganisationen auf, die als aktive Medienakteure mit Hilfe ihrer politischen Texte (Kommentare, gedruckte Festreden oder Ansprachen) eine Heimat- und Erinnerungspolitik entwickelten und immer noch entwickeln. Von dieser Perspektive ausgehend wurde versucht, die für das politisch orientierte Erinnern charakteristischen Topoi zu ermitteln und auf ihren Wandel hinzuweisen. Von Anfang an, d.h. seit den 1950er Jahren bis zum letzten Jahrgang der Zeitschrift (2008), erscheinen die organisierten Vertriebenen in erster Linie als Opfer. Der Topos des Opfers ist am stärksten ausgeprägt. Er manifestiert sich in konsequent verwendeten, expliziten und impliziten Ausdrucksmitteln. Gleichzeitig stellen sich politisch aktive Vertriebene als Kritiker dar, die jahrzehntelang gegen die neue politische Regelung nach 1945 protestierten und politische Forderungen stellten. Schließlich wollen sie als Gedächtniswächter wahrgenommen werden, die sich dazu verpflichtet fühlen, den Heimatgedanken an das deutsche Danzig wachzuhalten. Neben den drei genannten Topoi, dem Topos des Opfers, des Kritikers und des Gedächtniswächters, die das Selbstbild der politisch engagierten Vertriebenen konstituieren, spielt auch der Topos des Täters für die politische Narration von „UNSER DANZIG“ eine Rolle, wobei mit dem Täter in diesem Beitrag nur Polen gemeint ist. Dieser Topos beeinflusste die politische Narration und die Vertreibungsrhetorik der Zeitschrift besonders in den 1950er und 1960er Jahren. Nach 2004, d.h. nachdem Polen der EU beigetreten ist und seitdem sich die Idee des Zentrums gegen Vertreibungen immer stärker durchgesetzt hat, scheint dieser Topos – ähnlich wie der Topos des ewigen Kritikers – an ihrer

Intensität verloren zu haben und bleibt nur in impliziten Ausdrucksmitteln erhalten. Der Topos des Opfers und des Gedächtniswächters haben ihre Aktualität – im Vergleich zu den früheren Jahrzehnten – beibehalten. Die durch den Zeitverlauf und durch die deutsch-polnische, politische Entwicklung bedingte harmlosere Haltung der organisierten Vertriebenen, darunter auch der organisierten Danziger, bildete wohl eine Grundlage für die Umbenennung der Zeitschrift „UNSER DANZIG“ im Oktober 2013. Seit fast drei Jahren erscheint sie quartalsjährlich unter dem Titel „DANZIG. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger e.V.“ und ist unter diesem neuen Titel zweifellos einer separaten Untersuchung wert.

## Literatur

- ASSMANN, Jan (2002): *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- BACHMANN, Klaus (1996): Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten des heutigen Polen im Spiegel der Geschichtsschreibung und der öffentlichen Meinung. In: *Transodra* 12/13. *Dokumentation der Konferenz: Gedächtnis – Deutsche und Polen im Gedenkjahr 1995 – Bilanz und Vergleich*. Dezember 1995, 48-63.
- BORODZIEJ, Włodzimierz (2003): Ucieczka – wypędzenie – wysiedlenie przymusowe. W: LAWATY, Andreas / ORŁOWSKI, Hubert (Hg.): *Polacy i Niemcy. Historia – kultura – polityka*. Poznań, 98-106.
- GOSCHLER, Constantin (2005): „Versöhnung“ und „Viktimisierung“. Die Vertriebenen und der deutsche Opferdiskurs. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53, 10, 873-884.
- HAHN, Eva / HAHN, Hans Henning (2010): *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte*. Paderborn.
- KÄMPER, Heidrun (2007): *Opfer – Täter – Nichttäter: Ein Wörterbuch zum Schuldiskurs 1945-1955*. Berlin.
- LOEW, Peter Oliver (2013): *Gdańsk. Biografia miasta*. Instytut Kultury Miejskiej. Gdańsk.
- LÜGER, Heinz-Helmut (²1995): *Pressesprache*. Tübingen.
- JAKUBOWSKA, Anna (2012): *Der Bund der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland und Polen (1957-2004)*. Marburg.
- OSSOWSKI, Mirosław (2011): *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku*. Gdańsk.
- PISKORSKI, Jan M. (2007): *Vertreibung und deutsch-polnische Geschichte. Eine Streitschrift*. Osnabrück.
- RÖGER, Maren (2011): *Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989*. Marburg.

Gdańsk 2016, Nr. 35

Dominika Janus  
Universität Gdańsk

## Bezeichnungen für Sterben und Tod in Danziger Leichenpredigten

**Expressing of death and dying in Gdańsk funeral sermons.** – The aim of the article is an analysis of expressing of death and dying present in Gdańsk funeral sermons of 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> centuries. Funeral sermons, which were characteristic mainly for protestant communities, developed in central Germany. Yet it turned out that Gdańsk can also boast about the collection containing 485 copies. The material for the analysis has been excerpted from title pages constituting integral parts of sermons and life histories of the dead containing descriptions of the scenes of death. In the research the particular attention has been paid to the expressions of death and dying: whether the predominant were the standardized ones or creative, literal or euphemistic. Their contexts have also been analysed.

**Keywords:** funeral sermons, Gdańsk, expressing of dying and death

**Określenia umierania i śmierci w gdańskich kazaniach pogrzebowych.** – Celem artykułu jest analiza określeń umierania i śmierci zawartych w gdańskich kazaniach pogrzebowych pochodzących z XVII i XVIII wieku. Kazania pogrzebowe, charakterystyczne przede wszystkim dla gmin protestanckich, powstawały głównie w środkowych Niemczech. Okazuje się jednak, że zasobami liczącymi 485 egzemplarzy może się również pochwalić Gdańsk. Materiał do analizy został wyekscerpowany ze stanowiących integralną część kazań stron tytułowych oraz życiorysów zmarłych zawierających opis sceny śmierci. W badaniu zwrócono szczególną uwagę na to, czy przeważają zestandaryzowane czy kreatywne, dosłowne czy eufemistyczne określenia umierania i śmierci oraz w jakich kontekstach określenia te występują.

**Słowa kluczowe:** kazanie pogrzebowe, Gdańsk, określenia umierania i śmierci

### 1. Einleitung

#### 1.1 Das Genos der Leichenpredigten<sup>1</sup>

Es ist ein archaisches Bedürfnis, sich mit dem Tod eines nahen Menschen verbal auseinanderzusetzen. Im Laufe der Zeit übernahmen verschiedene Medien diese kommunikative Funktion. Im 16. Jahrhundert entstanden aus diesem Bedürfnis heraus neuzeitliche

---

<sup>1</sup> Seit den 1980er Jahren beschäftigt man sich wieder intensiver mit den Leichenpredigten. Die 1976 gegründete Forschungsstelle für Personalschriften an der Philipps-Universität Marburg, seit 1984 eine Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, katalogisiert Leichenpredigten-Bestände in Hessen und Schlesien sowie in Thüringen. Außerdem hat sie mehrere Datenbanken ins Internet gestellt, die fortlaufend aktualisiert werden. Unter <http://www.personalschriften.de/datenbanken.html> [Zugriff am 20.01.2016] ist u.a. eine umfangreiche Bibliographie zu Leichenpredigten sowie der Gesamtkatalog deutschsprachiger Leichenpredigten (GESA) zu finden.

Leichenpredigten, die ihren Anfang der Reformation verdanken. Rudolf LENZ charakterisiert in seinem Überblicksartikel zu dieser Gattung ihre Genese und Ziele folgendermaßen:

Mit einer seiner „köstlichen Trostschriften“, nämlich *Eyn[em] Sermon von der Bereytung zum Sterben* aus dem Jahre 1519 [...], bewirkte Martin Luther einen frömmigkeitsgeschichtlichen Neuanfang und schuf zugleich den geistlichen Nährboden, auf dem in der Folge für rund zwei Jahrhunderte (1550-1750) das Genos der Leichenpredigten gedeihen sollte. [...] Das Lob Gottes sowie Tröstung, Erbauung und Belehrung der Gemeinde waren die vornehmsten Aufgaben dieser Predigten (LENZ 1990: 666).

Die Hinterbliebenen zu trösten, zu erbauen und zu belehren, war eben das Neue an dieser Gattung und unterschied sie von der katholischen *Ars-moriendi*-Literatur des Spätmittelalters. Die Leichenpredigten der frühen nachreformatorischen Zeit enthielten üblicherweise keine biographischen Angaben zum Verstorbenen. Diese tauchten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf, um sich um 1600 zu einem eigenständigen Teil (Lebenslauf bzw. Personalialia) zu entwickeln. Dazu kommen noch Darstellungen der Sterbeszene, die im 17. Jahrhundert zum wichtigsten Motiv der Leichenpredigt wurden (KUNZE 2010: 257). Im 18. Jahrhundert – mit der für die Aufklärung charakteristischen Hinwendung des Menschen zur Ratio und dem Verzicht auf barocken Sprachschwulst – verlor die Gattung Leichenpredigt an Bedeutung (LENZ 1990: 667).

Die Leichenpredigten zählen zur Gattung der Personalschriften, „also den Schriften, die zu Geburtstagen, Taufen, Verlobungen, Hochzeiten, Amtseinführungen, Jubiläen und zum Tod eines Menschen verfasst und häufig auch gedruckt wurden“<sup>2</sup>. Eine klassische Leichenpredigt setzte sich aus folgenden Teilen zusammen: dem Titelblatt mit dem Namen des Verstorbenen und des Verfassers, der Widmung, der auf einer Bibelstelle (dem sogenannten Leichtext) basierenden eigentlichen Predigt, dem Lebenslauf, der Abdankungsrede, den Epicedien (den Trauergedichten der Verwandten und Freunde) und musikalischen Trauerkompositionen (SIGURDSSON 2009: 12; KUNZE 2010: 258). In einigen Fällen wurden die Leichenpredigten mit einem in der Technik des Holzschnitts oder Kupferstichs hergestellten Porträt des Verstorbenen, eventuell einer Darstellung des Trauerzuges oder der Leichenprozession bzw. des Sarges, verschönert (KUNZE 2010: 259).

## 1.2 Danziger Leichenpredigten

Wie bereits festgestellt wurde, war die Leichenpredigt für protestantische Gemeinden charakteristisch, vor allem aber für Ober- und Mittelschichten. Wenn es sich um regionale Distribution handelt, entstanden die meisten Leichenpredigten in Mitteldeutschland, begrenzt im Süden durch den Main und im Norden durch eine imaginäre Linie zwischen Osnabrück und Berlin. Zahlreiche Leichenpredigten wurden auch in den oberdeutschen Reichsstädten sowie in Schlesien geschaffen (LENZ 1990: 667-668; KUNZE 2010: 259).

Die Gesamtzahl der bis heute erhaltenen Leichenpredigten beträgt nach LENZ (1990: 668) 250000 Stücke. Zu den größten und bekanntesten Leichenpredigten-Sammlungen

---

<sup>2</sup> <http://www.personalschriften.de/leichenpredigten.html> [Zugriff am 22.01.2016].

gehört die Sammlung der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, in der 10682 Exemplare zusammengetragen wurden.<sup>3</sup>

Es hat sich gezeigt, dass auch Danzig bezüglich dieser Gattung einen bescheidenen Beitrag leistete. In der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Polska Akademia Nauk – Biblioteka Gdańska) befindet sich die Sammlung der gedruckten Leichenpredigten aus den Jahren 1586–1746. Es handelt sich bei den Danziger Leichenpredigten um 485 Texte in 19 Sammelbänden, die im Folgenden detailliert mit Signaturen genannt werden:

- Oe 103–104; Danziger und andere Leichenpredigten, Bd. 1–2, 2 Sammelbände 8° (4°)  
– 1586–1676, 16 Nr.<sup>4</sup>  
– 1677–1731, 20 Nr.
- Oe 107–108; Danziger Leichenpredigten Bd. 1–2, 2 Sammelbände 8° (4°)  
– 20 Nr.  
– 24 Nr.
- Oe 118; Danziger Leichenpredigten 1635–1636, 1 Sammelband 8° (4°), 3 Nr.
- Oe 121; Danziger Leichenpredigten 1643–1676, 1 Sammelband 8° (4°), 21 Nr.
- Oe 99; Danziger Leichenpredigten 1654–1687, 1 Sammelband 2°, 25 Nr.
- Oe 96; Danziger Leichenpredigten 1657–1707, 1 Sammelband 2°, 61 Nr.
- Oe 126; Danziger Leichenpredigten 1657–1684, 1 Sammelband 2°, 17 Nr.
- Oe 98; Danziger Leichenpredigten 1669–1724, 1 Sammelband 2°, 34 Nr.
- Oe 128; Danziger Leichenpredigten 1679–1715, 1 Sammelband 2°, 13 Nr.
- Oe 100; Danziger Leichenpredigten 1686–1700, 1 Sammelband 2°, 35 Nr.
- Oe 95; Danziger Leichenpredigten 1686–1746, 1 Sammelband 2°, 15 Nr.
- Oe 97; Danziger Leichenpredigten 1688–1734, 1 Sammelband 2°, 58 Nr.
- Oe 127; Danziger Leichenpredigten 1692–1704, 1 Sammelband 2°, 29 Nr.
- Oe 130; Danziger Leichenpredigten 1705–1732, 1 Sammelband 2°, 37 Nr.
- Oe 129; Danziger Leichenpredigten 1715–1729, 1 Sammelband 2°, 13 Nr.
- Oe 143; Danziger Leichenpredigten und Epicedien 1696–1712, 1 Sammelband 2°, 22 Nr.
- Oe 134; Danziger Leichenpredigten und andere Predigten 1661–1698, 1 Sammelband 8° (4°), 22 Nr.

## 2. Analyse des Sprachmaterials

### 2.1 Zielsetzung

Im Folgenden werden zwei Sammelbände:

- Danziger Leichenpredigten 1643–1676 (21 Stücke)
- Danziger Leichenpredigten 1715–1729 (13 Stücke)

nach in ihnen vorkommenden Bezeichnungen für Sterben und Tod untersucht.

<sup>3</sup> Vgl. <http://dbs.hab.de/leichenpredigten/> [Zugriff am 28.01.2016].

<sup>4</sup> Es handelt sich hier um die Zahl der Leichenpredigten in einem Sammelband.

Es ist das Ziel dieses Beitrags, diese Bezeichnungen zu charakterisieren, d.h. vor allem zu entscheiden, ob einerseits standardisierte oder nicht-standardisierte, andererseits direkte oder euphemistische Bezeichnungen überwiegen. Ferner soll auf syntaktische Einheiten, die sie typischerweise begleiten, hingewiesen werden.

Die Verben des Sterbens<sup>5</sup> sowie Wendungen, die sich auf Sachverhalte des Sterbens und Todes beziehen, exzerpierte man vor allem aus den Titelblättern, wo oft jemandes Tod mitgeteilt wird, und aus den Lebensläufen (Personalialia), die jeweils eine Sterbeszene enthalten, was HABERMANN (2012: 71) folgendermaßen erklärt: „Auf die Schilderung der Todesstunde wird in protestantischen Leichenpredigten besonderes Augenmerk gelegt, da aufgezeigt werden kann, dass der Sterbende im Angesicht Gottes ruhig bleibt, was als Beweis der Rechtgläubigkeit galt.“

Die Titelblätter zweier aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden Leichenpredigten-Sammlungen weisen viele Ähnlichkeiten auf, wenn es sich um obligatorische Elemente handelt. Unabhängig von der Zeit der Entstehung der Leichenpredigt wird hier mitgeteilt, wer (hier die Vor- und Nachnamen sowie Titel des Verstorbenen) und wann starb, wann die Beerdigung stattfand, wer die Leichenpredigt hielt (hier die Personalien des Pastors und der Name der Kirche) und eventuell wer sie druckte (vgl. die Tabelle Nr. 1).

Tabelle Nr. 1: Titelblätter der Leichenpredigten

Die Leichenpredigt aus dem Jahre 1654 gehalten von J. Botsacco anlässlich des Leichenbegängnissen von Gabriel Schuhmann	Die Leichenpredigt aus dem Jahre 1717 gehalten von J. Weickhman anlässlich des Leichenbegängnissen von Hartmann Maul
„CÆLESTIS VITIS IËSUS: Das ift: JESUS / der himlifche Weinstock / aus defselben Herren Jefu / unfers Heylandes hertz=tröftlichen Worten / welche Joh. 15.V.I. und folg: auffgefchrieben find / Bey der Volckreicher / anfehnlicher Beerdigung und Chriftlichen Leichbegengnüß Des weyland Edlen / Ehrenbeften / auch Wol= weifen Hn. Gabriel Schumanns / Eltften / wolverdieneten Rahtsherren der rech= ten Stadt Dantzig / fo denn auch Cämmerern und Scholarchen /	„Chriftliche Leich=Predigt / Welche Dem Wol=Edlen / Beften und Hochweifen Herrn / Hn. Hartman Maulen, Vornehmen und Wolverdienten Herrn des Rahts / in der rechten Stadt / Nachdem Er Anno 1715. den 19. Augufti / früåhe / zwischen halb und gantz acht / In seinem Erlößer / Jefu Chrifto / fanfft und felig eingefchlaffen; und darauf

<sup>5</sup> Die Bezeichnung *Verb des Sterbens* nach BIELIŃSKA (2002) – es geht um Lexeme, die der Beschreibung des Endes des Lebens dienen und zur Wortklasse des Verbs gehören (BIELIŃSKA 2002: 114).

<p>Welcher Nach feligem Abtritt aus diefem Jammerthal / den 18. Martij gefchehen / den folgenden 23. deffelben / in der Haupt=Kirchen zu S. Marien / mit hertzlichem Wehklagen und Traw=ren / dem Leibe nach / in fein Ruhbett und Kämmerlein / biß zur frölichen Auffertehung des Fleifches / ift beygefetzet worden / Erkläret in bemelter Kirche / und zum Druck auff vor=gegengiges begehren übergeben / von Joh: Botsacco, D. derfelben Gemeine zu S. Marien Paftore. Dantzig / gedruckt bey Andreas Julius Müller / 1654.“<sup>6</sup></p>	<p>Den 3. Septembris fein erblafter Leichnam / unter anfehnlichem Gefolge / zu seinem Ruhe-Kämmerlein gebracht worden / Auf feinem erwehlttem Leichen=Text / Sprüchwörter Salomonis III. 5. 6. 7. 8. 9. 10. In der Ober=Pfar=Kirchen zu St. Marien / In Volkreicher Verfammlung / gehalten Joachim Weickhman / D. Paftor zu S. Marien und F.F. Minifterii U. A. C. Senior. DANTZIG / 1717.”</p>
--	---

Der typische Lebenslauf besteht im Falle der protestantischen Leichenpredigten aus vielen Elementen, u.a.: Geburtsdatum, Angaben zu Vorfahren, Ausbildung, Verlobung, Heirat, Kinder, Stellen, Sterberbericht, Sterbedatum (vgl. HABERMANN 2012: 69). Die uns interessierenden Bezeichnungen für Sterben und Tod sind vor allem in den die Sterbeszene enthaltenden Endpassagen zu finden (vgl. die Tabelle Nr. 2).

Tabelle Nr. 2: Sterbeszenen

Der Lebenslauf von Georg Daniel Roschwitz (gest. 1652)	Der Lebenslauf von Reinhold Coelmer (gest. 1723)
<p>„[...] Ift also / nach dem Er sich beklaget / daß er nicht wol mehr Luftt fchöpfen könte / und etlich mal mit der Nafen gefchnaubet / ohn einiges übriges Weh / als ein Liecht außgegangen / und fanfft und felig von diefem Jammerthal abgefchieden des Morgens ümb die fechfte Stunde an befagtem Dienftage [...]“</p>	<p>„[...] Nachmittags deffelben Tages war der 20. Januarii als fein Abfcheid herzu zu nahe fchiene / habe durch tröftlichen Zufpruch / Gebeth und Gefang feines Hertzens Andacht zu Gott erhalten / unter welchem letztern Er auch in meiner Gegenwart / und vielen Thränen der Gehrteften Seinigen zwischen 4. und 5. Uhr mit vollkommener Vernunft und ohne die geringfte Bewegung gar fanfft eingefchlaffen ift [...]“</p>

## 2.2 Charakteristik der Bezeichnungen für Sterben und Tod

In dem untersuchten Sprachmaterial, das 34 Leichenpredigten umfasst, wurden insgesamt 21 Bezeichnungen für Sterben und Tod gefunden, die nach ihrer Vorkommenshäufigkeit in der Tabelle Nr. 3 prozentuell dargestellt und dann ausführlich charakterisiert werden.

<sup>6</sup> Zu Besonderheiten der damaligen Rechtschreibung siehe HUNDT 2000.

Tabelle Nr. 3: Bezeichnungen für Sterben und Tod

Bezeichnungen für Sterben und Tod	Vorkommenshäufigkeit
<i>entschlafen</i>	15,4%
<i>einschlafen</i>	13,5%
<i>jdn. versetzen</i>	7,7%
<i>jdn. abfordern</i>	7,7%
<i>abscheiden</i>	5,8%
<i>verscheiden</i>	5,8%
<i>diese Welt segnen</i>	3,8%
<i>jdn. aufnehmen</i>	3,8%
<i>diese Welt verlassen</i>	3,8%
<i>sein Leben/seinen Lauf enden</i>	3,8%
<i>sein Leben beschließen</i>	3,8%
<i>Tod erfolgt</i>	3,8%
<i>jdn. auflösen</i>	3,8%
<i>jdn. nehmen</i>	3,8%
<i>sterben</i>	1,9%
<i>Abtritt aus diesem Jammertal ist geschehen</i>	1,9%
<i>scheiden</i>	1,9%
<i>versterben</i>	1,9%
<i>seinen Geist aufgeben</i>	1,9%
<i>seine Lebensreise endigen</i>	1,9%
<i>jds. Seele in das ewige Vaterland führen</i>	1,9%

Die in der Tabelle Nr. 3 zusammengestellten Bezeichnungen für Sterben und Tod lassen sich in drei Kategorien einteilen:

- Verben und Wendungen, deren Subjekt der Verstorbene ist (*entschlafen, einschlafen, abscheiden, verscheiden, diese Welt segnen, diese Welt verlassen, sein Leben/seinen Lauf enden, sein Leben beschließen, sterben, scheiden, versterben, seinen Geist aufgeben, seine Lebensreise endigen*)
- Verben und Wendungen, bei denen Gott zum Subjekt wird (*jdn. versetzen, jdn. abfordern, jdn. aufnehmen, jdn. auflösen, jds. Seele in das ewige Vaterland führen, jdn. nehmen*)
- Verben (*erfolgen, geschehen*), deren Subjekt das Lexem *Tod* oder sein Synonym (*Abtritt*) ist.

Die meisten genannten Verben und Wendungen sind standardisierte Bezeichnungen für Tod und Sterben, die in Wörterbüchern (z.B. DUW, DUDEN 11) sowie in der Fachliteratur (z.B. BIELŃSKA 2002) zu finden sind, was bedeutet, dass sie in vielen Fällen weiter aktuell sind. Nur einige haben einen kreativen Charakter (z.B.: *jds. Seele in das ewige Vaterland führen, Abtritt aus diesem Jammertal ist geschehen*). Es überwiegen die euphemistischen Bezeichnungen, was im Folgenden gezeigt wird.

Die populärsten Verben (insgesamt 28,9%), die in den analysierten Leichenpredigten vorkommen, sind zwei verhüllende Zeitwörter *entschlafen* und *einschlafen*, die in dem Bild des Todes als Schlaf seine Grundlage haben und ‚sanft/ohne Qualen/eines sanften Todes sterben‘

bedeuten (BIELIŃSKA 2002: 127–128). Die Verben treten nie ohne kontextuelle Partner auf; meistens werden sie durch die Angabe *sanft und selig* (eventuell *sanft und still*) begleitet, z.B.:

- (1) Hierauff ist er entlich acht Tage nach der groffen Sonnen-Finfterniß nemlich den 19. Augufti dieses Jahres in der Churfürftlichen Sächfischen Residentz Stadt Dreßden / auff das Verdienst feines Erlöfers Jefu Chrifti / fanfft und feelig entchlaffen.

Charakteristisch ist, dass bei diesen Verben oft auf Gott (z.B.: *im Jesu einschlafen, im Herren/in dem Herrn entschlafen, im Erlöser (Jesu Christo) einschlafen*) Bezug genommen wird:

- (2) Endlich trat der Gebrauch beydes der Vernunft und Sinnen zurück / daß er nichts mehr empfand; und also schlief er kurz vor halb acht Uhr in feinem Jefu fanft und feelig ein.
- (3) Nach dem Er sich also zu Gott gefchicket / auch in feinem Hauße alles bestellet gehabt / hat Er feine übrige wenige Lebens=Zeit in stiller und heiliger Gedult zugebracht / biß Er den 9. Decemb Abends umb II. Uhr fanfft und felig im Herren entchlaffen.
- (4) Nachdem Er Anno 1715. den 19. Augufti / frühe / zwischen halb und gantz acht / In seinem Erlöfer / Jefu Chrifto / fanfft und feelig eingefchlaffen.

Auf das Sterben im Angesicht Gottes bezieht sich auch das Verb *jdn. versetzen* (7,7%). Die gefundenen Belege zeugen davon, dass hier Gott zum Subjekt und der Verstorbene zur Akkusativergänzung wird und als Direktivergänzungen die Bezeichnungen des Diesseits (*diese Welt, diese Mühseligkeit*) und Jenseits (*ewiges/himmlisches Reich, Ewigkeit der Seelen*) gelten, z.B.:

- (5) der [Gott] auch nicht lange hernach [...] ihn von aller Angst / Pein und Schmerzzen / und von allen Vbel erlöset / und bey reiffem unverrücktem Verstande / unterm ernsten Gebet und Seufftzen / durch einen fanfften und feligen Tod / von diefer Welt in fein ewiges Reich verletzdet hat.

In der semantischen Nähe des Verbs *jdn. versetzen* liegen die Verben *jdn. abfordern* (7,7%) und *jdn. aufnehmen* (3,8%) sowie *jdn. nehmen* (3,8%), wo Gott die Rolle des Subjekts und der Verstorbene die der Akkusativergänzung spielen. Für das Verb *jdn. abfordern* ist jedoch charakteristisch, dass man nicht betont, wohin sich die Seele begibt, sondern woher (*diese mühselige Welt*) sie kommt, z.B.:

- (6) Hat also der liebe Gott sie am verwichenem Dinfttage / war der 13. Junius zwischen halb und gantz Elffen vor Mittag / durch einen fanffen und feeligen Todt / auß diefer Mühseligen Welt abgefordert.

Wenn es sich um das Verb *jdn. aufnehmen* handelt, können beide Richtungen angegeben werden; bei *jdn. nehmen* wird vor allem der Zielort (*zu sich in sein Freudenreich nehmen, zu sich in das himmlische Paradeis nehmen*) betont, z.B.:

- (7) Der [Gott] ihn auch gnädiglich erhöret / ihn bey diefen Chriftlichen Gedancken und gefunder Vernunft biß ans Ende gelaffen / und endlich am 14. Martii zu Nacht um II. Uhre / unter dem Gebeth derer die umb ihn stunden / feelig und fanfft von diefer Welt zu sich in die Ewige Seeligkeit auffgenommen hat.
- (8) da Ihr theuerfter Erlöfer die Ihm gantz ergebene Seele zu Sich in Sein Freuden=Reich genommen.
- (9) hat der Herr [...] der Seelen nach ohne allen Zweifel [...] zu sich in das himlische Paradeif genommen.

Die drei grammatisch verwandten Verben des Sterbens *abscheiden* (5,8%), *verscheiden* (5,8%) und *scheiden* (1,9%) werden im untersuchten Sprachmaterial durch verschiedene Angaben begleitet, die entweder den vom Verstorbenen verlassenen Ort (*von diesem Jammertal, von dieser Welt*), die Umstände des Todes (*selig, sanft und selig, durch ein sanftes und seliges Ende*) nennen oder den Zusammenhang mit dem Göttlichen (*im Herren*) akzentuieren:

- (10) Welcher am 22. Julii Seelig im Herren abgefchieden [...] worden.
- (11) Welche den 15. Martii, umb 3. Uhr des Morgens im Jahre 1676. Seelig im Herren verschieden [...] worden.
- (12) Nach dem derfelbige am 27. Decembr. des 1644. Jahres durch ein fanffttes und feeliges Ende aus diefer Welt gefchieden [...] worden.

Die Wendung *die Welt segnen*<sup>7</sup> (3,8%) kommt im untersuchten Sprachmaterial jeweils mit der Angabe *sanft und selig* vor und geht auf einen alten Brauch zurück, nach dem der Sterbende auf seinem Totenbett allem, was er auf dieser Erde zurückließ, den Segen gibt, z.B.:

- (13) Von welcher Schwachheit er denn allmehlich überwunden einem Schlawffenden gleich / fanfft und feelig / umb Glock halb 6. Nachmittag diefe Welt gesegnet.

Als kontextuelle Partner der verhüllenden Wendung *diese Welt verlassen* (3,8%) gelten in den analysierten Leichenpredigten die folgenden Angaben: *still, selig, sanft* und *unverhofft*, die vor allem auf die Umstände des Todes hinweisen; die Komponente *Welt* wird jeweils um das Attribut *mühselig* ergänzt, z.B.:

- (14) Welcher den 28. August des 1653. Jahrs unverhofft doch feelig diefe mühselige Welt verlassen.

Zum Subjekt des Verbs *jdn. auflösen* (3,8%), das im untersuchten Sprachmaterial die beiden Angaben *sanft* oder *selig* begleiten, wird wiederum Gott, dessen Rolle darin besteht, den Sterbenden von seinen Qualen zu erlösen, z.B.:

- (15) Solches fein Seufftzen hat der Herr Jefus in Genaden erhöret und am felben Abend / ungefehr umb 10. Uhr ihn gar fanfft auff gelöset.

Zu weiteren Bezeichnungen des Sterbens und Todes gehören die drei verhüllenden Wendungen *sein Leben enden* (3,8%) und *sein Leben/seinen Lauf beschließen* (3,8%) sowie *seine Lebensreise endigen* (1,9%), z.B.:

- (16) Welche in dem erften Jahre Ihres Eheftands / nach schmerzlicher Entbindung wenig Tage hernach / mit höhefter Betrübniß Dero lieben Ihrigen / Ihr Leben geendet.
- (17) [sie] befehloß demnach ihr Leben unter recht feuriger Andacht / den 15 Martii umb 3 Uhr des Morgens.
- (18) Welcher auf der Reife nach dem Embfter=Bade den 29. Maji 1723. Freyenwalde an der Oder feine Lebens Reife geendiget.

---

<sup>7</sup> In DUDEN 11 (2002: 899): *das Zeitliche segnen*.

Die nächsten Bezeichnungen für Sterben und Tod können nach einem gemeinsamen Merkmal gruppiert werden, nämlich danach, dass sie jemandes Tod direkt, d.h. ohne euphemistische Mittel, nennen: *Tod erfolgt* (3,8%), *sterben* (1,9%), *versterben* (1,9%). Das Einzige, was das Bild des Todes verhüllen kann, sind die diese Phrasen begleitenden Angaben oder Attribute (*in aller Stille, selig, durch einen sanften Abschied, im Herren*), z.B.:

- (19) worauff nach halb 2. Uhr nach Mittage in aller stille ein feeliger Todt erfolgte.
- (20) Nach dem sie den 25. Novemb. abgewichenen 1643. Jahrs / Abends umb 6. Uhr durch einen sanfften abschied im Herren gestorben.
- (21) Welcher zu Warfchau in wehrender Legation, felig im Herrn verstorben.

Die gehobene Wendung biblischen Ursprungs *seinen Geist aufgeben* (DUDEN 11 2002: 266) ist in den analysierten Leichenpredigten nicht besonders populär, z.B.:

- (22) Er richtete sich im Bette auf / Gott anruffend / daß Er seine Qual lindern wolle / indem Er aber laut sprach: Gott! Gott! sanck er nieder und gab seinen Geift auf.

Auch Wendungen, die als metaphorisch, kreativ und nicht standardisiert bezeichnet werden können, kommen nur vereinzelt vor: *Abtritt aus diesem Jammertal ist geschehen, jds. Seele in das ewige Vaterland führen*, z.B.:

- (23) Welcher Nach seligem Abtritt aus diefem Jammerthal / den 18. Martij geschehen.
- (24) Mit diesen und anderen dergleichen Betrachtungen, hat unser Pilgrim die letzten Stunden in diefer Welt=Herberge zugebracht, bis der Wagen Ifraels, den 29. May frühe um 3. Uhr, seine Seele in das ewige Vaterland führte.

### 3. Schlussfolgerungen

Aus dem bereits Dargestellten resultieren die zwei wichtigsten Schlussfolgerungen:

- Der Tod braucht den Text – Die Gattung Leichenpredigt, die ihren Höhepunkt zwischen 1550 und 1750 erreichte, zeugt davon, dass die Menschen in jeder Epoche ihre mit dem Tod eines nahen Menschen verbundenen Gefühle und Emotionen verbalisieren wollen. Obwohl neuzeitliche Leichenpredigten von Pastoren verfasst und gehalten wurden, wurden sie doch von Hinterbliebenen bestellt und finanziert, die großen Wert darauf legten, dass von ihrem Verstorbenen nicht nur das Grab, sondern auch das (gedruckte) Wort bleibt.
- Der Tod braucht das sprachliche Instrumentarium – Im Angesicht des Todes brauchen die Menschen standardisierte, das Festhalten an der überlieferten Tradition garantierende Lexeme und Wendungen, die sie einerseits in dieser schwierigen Situation entlasten, andererseits den Schmerz auszudrücken helfen (vgl. ähnliche Beobachtungen in Bezug auf Todesanzeigen in JANUS 2015). Sie greifen zugleich oft zu euphemistischen Bezeichnungen, deren Aufgabe es ist, das Bild des Todes zu mildern (vgl. Tod als Schlaf oder Reise). Charakteristisch ist, dass viele in diesem Beitrag analysierte Verben und Wendungen, die sich auf Sachverhalte des Sterbens

und des Todes beziehen, trotz des Zeitverlaufs unverändert bleiben, was davon zeugen kann, dass diese Lexik in hohem Maße konstant ist und nur in beschränktem Maße evolviert.

## Literatur

- BIELIŃSKA, Monika (2002): *Verben des Sterbens und des Tötens. Eine semantische Untersuchung*. Frankfurt/Main.
- DUDEN 11 (2002): *Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Mannheim. (=DUDEN 11)
- DUDEN *Deutsches Universalwörterbuch* (1996). Mannheim. (=DUW)
- HABERMANN, Mechthild (2012): Leichenpredigten des 17. Jahrhunderts im konfessionellen Kontext. In: MACHA, Jürgen / BALBACH, Anna-Maria / HORSTKAMP, Sarah (Hg.): *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit*. Münster, New York, München, Berlin, 63–84.
- HUNDT Markus (2000): „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. *Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin, New York.
- JANUS Dominika (2015): Deutsche und polnische Todesanzeigen-Phrasen im Gebrauch. In: BARTOSZEWICZ, Iwona / SZCZEK, Joanna / TWOREK, Artur (Hg.): *Linguistische Treffen in Wrocław*, Band 11 (Phrasenstrukturen und -interpretationen im Gebrauch II). Wrocław, Dresden, 73–83.
- KUNZE, Jens (2010): Leichenpredigten. In: WITTEWER, Héctor / SCHÄFER, Daniel / FREWER, Andreas (Hg.): *Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar, 257–261.
- LENZ, Rudolf (1990): Leichenpredigt. In: *Theologische Realenzyklopädie*, Band XX. Berlin, New York, 665–669.
- SIGURDSSON, Liselott (2009): *Kontextualisierung der Basler Leichenpredigten zwischen 1710 und 1743. UB Bern Sign. Thun alt fol 32*. Saarbrücken.

## Internetquellen

- <http://www.personalschriften.de/datenbanken.html> [Zugriff am 20.01.2016].
- <http://www.personalschriften.de/leichenpredigten.html> [Zugriff am 22.01.2016].
- <http://dbs.hab.de/leichenpredigten/> [Zugriff am 28.01.2016].

Katarzyna Wójcik

Maria Curie-Skłodowska-Universität Lublin

## Die deutschen Sprachinseln im Cholmer und Lubliner Land um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

**German „Sprachinseln” in Chełm and Lublin Land at the turn of the 20th Century.** – The German colonies existing in Chełm and Lublin Land were enclaves, in terms of both language and religion. This was due to the fact that the Polonisation processes occurring there were much slower than in other cities. During World War I the colonies were destroyed and their population deported to Russia. After WWI the colonists began to rebuild their habitat and their existence as a cultural and religious society. In the 1920s and 1930s, the German colonies of the said territories became the interest of the “German East” explorers, who included it in the scope of research concerning the so called “Sprachinseln” in Eastern Europe.

**Keywords:** German colonists, cultural heritage, Chełm and Lublin Land, language islands

**Niemieckie enklawy językowe na Chełmszczyźnie i Lubelszczyźnie na przełomie XIX i XX w.** – Kolonie niemieckie na terenie Chełmszczyzny i Lubelszczyzny miały charakter enklaw zarówno pod względem językowym jak i wyznaniowym, ponieważ procesy polonizacyjne przebiegały tu zdecydowanie wolniej niż w miastach. W czasie I wojny światowej kolonie zostały zniszczone a ludność deportowana w głąb Rosji. Po I wojnie światowej koloniści przystąpili do odbudowy swoich siedzib i egzystencji w ramach struktury społecznej i religijnej. W latach 20. i 30. ubiegłego wieku kolonie niemieckie na omawianym terenie stały się przedmiotem zainteresowania badaczy „niemieckiego Wschodu”, którzy włączyli ten teren w zakres swoich badań dotyczących tzw. niemieckich „Sprachinseln” w Europie Wschodniej.

**Słowa kluczowe:** koloniści niemieccy, spuścizna kulturowa, Chełmszczyzna i Lubelszczyzna, enklawy językowe

Auf die Geschichte der deutschen Sprachinseln in Ostpolen wurde schon mehrfach eingegangen. Aus der unermesslichen Fülle an Literatur soll hier nur jene besprochen werden, die sich unmittelbar auf die deutschen Sprachinseln im Cholmer und Lubliner Land bezieht. Unter den einschlägigen Veröffentlichungen sind sowohl Publikationen polnischer – CICHOCKA-PETRAŻYCKA (1933), ŚLADKOWSKI (1969), STOLIŃSKI (1928), WÓJCIK (2008) als auch deutscher Forscher – LÜCK (1933), KARASEK (1929), SELTMANN (1942) u.a. zu finden.

In der Zwischenkriegszeit meldete sich in Deutschland eine neue Forschergeneration (Ostforscher) zu Wort, die sich einem groß angelegten Forschungsthema widmete – der Sprachinselforschung, die sich zu einer aufstrebenden Wissenschaftsdisziplin zu entwickeln begann.

Mit dem im Jahre 1934 veröffentlichten Buch Walter Kuhns „*Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte Aufgaben Verfahren*“ ist ein Kompendium der deutschen Sprachinselforschung dargeboten worden. Zugleich wurde die Erhebung der Kunde vom Auslandsdeutschtum zur selbstständigen Wissenschaft gefordert (vgl. KUHN 1934: 47), worauf früher bereits Gottfried Fittbogen in seinem Werk „*Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muss*“, hinwies (vgl. FITTBOGEN 1926: 3). Nach Kuhn lassen sich 3 Arten vom Außendeutschtum unterscheiden (vgl. KUHN 1934: 27) nämlich: das Grenz-, Streu- und Sprachinseldeutschtum. KUHN (1934: 29) führt weiter aus: „Sie sind alle, auch die kleinsten unter ihnen, Teile des deutschen Volksbodens“, „[...] aber von diesen räumlich getrennt durch fremdes Sprachgebiet. Die Sprachinseln sind ausnahmslos jüngere Glieder des deutschen Volkes [...]“. Nach seiner Definition lassen sich die deutschen Kolonien des Cholmer und Lubliner Landes den sog. „echten Sprachinseln“ zuordnen, die infolge geschlossener Kolonisation und Neugründung auf räumlich begrenzten Gebieten, oft in einer längeren Zeitspanne gegründet wurden (vgl. KUHN 1934: 29).

Die Geschichte der deutschen Sprachinseln in Kongresspolen reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Die jüngeren, zu denen Cholmer und Lubliner Kolonien gehörten, entstanden zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. KUHN 1943: 229). Die Cholmer Kolonisten entstammten der deutschen Ansiedlergruppe, die im 18. und 19. Jahrhundert aus Deutschland ausgewandert war und infolge der späteren inneren Wanderungen sogenannte „Tochtersiedlungen“ gegründet hat (vgl. SAPPOK 1939: 24; vgl. KUHN 1934: 334–336). Kolonisten, die in die westlichen Gebiete des Königreichs Polen angekommen waren, stammten aus Preußen und aus Mittel- und Süddeutschland (vgl. ŚLADKOWSKI 1969: 28–30). Die deutschen Siedlungen zwischen den Flüssen Wieprz und Bug waren meist Tochtersiedlungen der früher an der Warthe und Weichsel gegründeten Muttersiedlungen. Die älteste deutsche Siedlung im Cholmer Land wurde im Jahre 1782 gegründet (vgl. LÜCK 1940: 30). Die Gründe für die Wanderung und das Ansiedeln auf den südöstlichen Gebieten Kongresspolens waren durch gesellschaftliche sowie wirtschaftliche Vorgänge bedingt. Dazu trugen vor allem der Zusammenbruch der Feudalwirtschaft, die Verteilung und der Verkauf der Ländereien von Gutsbesitzern nach dem Jahr 1864 und die positive Einstellung der russischen Behörden den deutschen Einwanderern gegenüber bei (vgl. ŚLADKOWSKI 1969: 106–108; vgl. ROHRBACH 1926: 33).

Im Fall der Cholmer und Lubliner Kolonisten haben wir mit einer sich auf simple Existenzprinzipien und die evangelische Gemeinschaft stützenden Gruppe zu tun. Ihr Leben war durch jahreszeitlich bedingte Feldarbeiten und religiöse Frömmigkeit geprägt (vgl. KUHN 1934: 334; vgl. WÓJCIK 2008: 67–80). Zu gemeinsamen Gottesdiensten versammelten sich alle Kolonisten in einem Bethaus, das zugleich als Schulsaal diente. Laut dem kaiserlichen Ukas vom Jahre 1870 wurden die Kantoratsschulen in den größten Dörfern in Staats-elementarschulen umgewandelt. Bis zum 2. Dezember 1871 war Deutsch die Unterrichtssprache. Im nachfolgenden Beschluss des russischen Komitees für Angelegenheiten des Königreichs Polen wurde angeordnet, dass in den Elementarschulen der Unterricht im Lesen und Schreiben in russischer Sprache verbindlich wurde. Dies bedeutete, dass Deutsch als Unterrichtssprache in den Kantoratsschulen wesentlich reduziert wurde (vgl. KAGE 1927: 488, 495–499).

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges sollten alle dort ansässigen Kolonisten, laut den Befehlen der Lubliner und Cholmer Gouverneure, nach Russland deportiert werden (vgl. BOELITZ 1930: 113–118). Vor der Deportation im Jahre 1915 verzeichnete man im Cholmer Kreis 31241 Kolonisten (vgl. WÓJCIK 2008: 33). Der Erste Weltkrieg hat die dort ansässigen Kolonisten tief getroffen. Die Kolonien wurden niedergebrannt und liquidiert. Nach der eintägigen österreichischen Volkszählung vom 15. Oktober 1916, die durch das österreichische Militärgouvernement durchgeführt wurde, belief sich die Anzahl der Deutschen in der österreichischen Besatzungszone auf 2147 Personen (vgl. WÓJCIK 2008: 44). Die Heimkehr der deutschen Kolonisten in die genannten Gebiete begann im Jahre 1917 und vollzog sich bis zum Jahr 1919 (vgl. CICHOCKA-PETRAŻYCKA 1933: 56). Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 30. September 1921 gab es in der Woiwodschaft Lublin 10933 Deutsche, darunter 10824 Protestanten. Daraus kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass die Befragten die Konfession mit der Volkszugehörigkeit gleichsetzten. In der zweiten Volkszählung, die am 9. Dezember auf dem Gebiet Polens durchgeführt wurde, wurden 15865 Deutsche verzeichnet. Aus Gründen der Sparsamkeit wurden bei der Volkszählung nicht alle Kategorien berücksichtigt. Als Kriterium zur Bestimmung der Nationalität galt in diesem Zusammenhang die Sprache. Im Volkszählungsformular sollte als Muttersprache die dem Befragten „vertrauteste Sprache“ angegeben werden (vgl. WÓJCIK 2008: 81–93).

In den groß angelegten Sprachinselforschungen der Dreißigerjahre haben sich Ostforscher, u.a. der nationalsozialistische Historiker und Slawist Kurt Lück, intensiv mit der Geschichte und dem Nachlass dieser evangelischen Enklave in Ostpolen beschäftigt. Als SS-Sturmbannführer beteiligte er sich aktiv an der NS-Umsiedlungspolitik im Distrikt Lublin (LEHR 2007: 151). Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges versuchte die NS-Propaganda das „schlummernde“ Deutschtum „zu wecken“ und zu ihren Zwecken auszunutzen. Für Lück sowie für andere unermüdliche Forscher richtungweisend waren längere Aufenthalte in den „vergessenen“ deutschen Sprachinseln. Während seines sechsjährigen Einsatzes in Luzk in Wolhynien war er als volkswirtschaftlicher sowie politisch-organisatorischer Helfer und Berater der Wolhyniendeutschen tätig (vgl. ULEWICZ 1995: 175–176). Im Jahre 1931 veröffentlichte er zusammen mit Alfred Karasek, der den volkscundlichen Teil beisteuerte, das Heimatbuch der Wolhyniendeutschen mit dem Titel *„Die deutschen Siedlungen in Wolhynien“* (LÜCK/KARASEK 1931). Das Pendant zu den Cholmer und Lubliner Kolonien verfasste LÜCK allerdings allein im Jahre 1933 (LÜCK 1933). Die deutsche Sprache in den Kolonien im Cholmer und Lubliner Land (so Lück) sei durch den zunehmenden Gebrauch von polnischen und jiddischen Worten bedroht worden. In weiteren Erwägungen über die deutsche Sprache in den Kolonien machte er auf den plattdeutschen Dialekt aufmerksam, der in den deutschen Siedlungen zwischen Wieprz und Bug präsent war. Lück behauptete, dass jeder Kolonist aus dem genannten Gebiet mindestens zwei Sprachen (deutsch und polnisch) beherrschte. Außerdem waren viele Kolonisten der ukrainischen Sprache sowie des jüdischen Jargons mächtig (vgl. LÜCK 1933: 13). Als Bedrohungsfaktoren für die Zukunft der deutschen Sprache in den Kolonien nannte er u.a. Entlehnungen aus dem Polnischen z.B.: „Die Menschen seien geduscht“ vom polnischen Wort „dusić“ und „Ich verbitt den Herrn“ „przepraszam pana“. Wie LÜCK (1933: 13) weiter ausführt, sei mit dem Rückzug der deutschen Sprache aus den Kolonien zu rechnen, was er den

Kolonisten zum Vorwurf macht: „Wollt ihr Kolonisten in Zukunft keine dem jüdischen Jargon ähnliche Mischsprache reden, dann hütet jetzt schon euer Deutsch!“. Er weist auch darauf hin, dass vor dem Ersten Weltkrieg in den deutschen Kolonien des Cholmer und Lubliner Landes fast durchweg Plattdeutsch (auch „auf der Gromad“, d.h. in den Gemeindeversammlungen in den Kolonien) gesprochen worden sei. In der Zwischenkriegszeit (so Lück) sei das Hochdeutsche an die erste Stelle getreten (vgl. LÜCK 1933: 13). Lück bemühte sich natürlich bei seinen sprachlichen Forschungen darum, die Forschungsergebnisse in den Kontext der nationalsozialistischen „Kulturarbeit“ zu stellen: „Was nun das Hochdeutsch anlangt, so tut eine richtige Sprachpflege not. Büchereien und Vorleseabende können sehr viel helfen“ (LÜCK 1933: 14). Wie er weiter argumentiert, habe die Liquidation der Kantoratsschulen zu Nullkenntnissen der deutschen Sprache bei den Kolonistenkindern geführt. In Zusammenhang damit schrieb er die entscheidende Rolle sowohl der Ausbildung der Kinder als auch der seelischen und geistigen Erziehung dem evangelischen Elternhaus zu (vgl. LÜCK 1933: 13).

Die polnische Regierung (was Lück natürlich erwähnt) sei an diesem Zustand der deutschen Kolonisten schuldig gewesen. Die Kantoratsschulen wurden während des Ersten Weltkrieges in Elementarschulen umgewandelt. Nach dem Krieg wurden sie laut dem Dekret der höchsten polnischen Behörde vom 31. März 1919 staatliches Eigentum. Der Landesschulverband, dem sämtliche Kantoratsschulen mit den Elementarschulen angehörten, wurde aufgelöst. Das gab im Cholmer Land den Grund für einen jahrelangen unausgetragenen Konflikt, weil infolge dieses Vorgehens die evangelischen Gemeinden ihre Schulhäuser mit dem dazugehörigen Land verloren (vgl. GASTPARY 1978: 88). Das Weiterbestehen einer Minderheitenschule war nach dem polnischen Gesetz nur dann möglich, wenn es in einer Schulklasse mindestens 40 Schüler gab (vgl. MAUERSBERG 1968: 148). Solche Bedingung war von den einzelnen relativ kleinen Gemeinden nicht zu erfüllen, weil es nicht so viele evangelische Kinder gab. Die polnischen Behörden hielten sich streng an die Vorschriften des polnischen Schulgesetzes vom 17. Februar 1922. Die Folge der Einführung dieses Gesetzes war die Enteignung der deutschen evangelischen Gemeinden. Das bedeutete den Verlust der Bethäuser und des Schullandes, die jeweilig von den polnischen Verwaltungsgemeinden in Besitz genommen wurden (vgl. KAGE 1927: 506–507; vgl. IWANICKI 1978: 197; vgl. KNEIFEL 1962: 228). In vielen Kolonien wurde das Problem folgendermaßen gelöst: die polnischen Lehrkräfte konnten über die Klassenräume verfügen, so dass man sonntags in den Betsälen Gottesdienste für evangelische Pfarrkinder abhalten konnte (vgl. WÓJCIK 2008: 108).

Das Hauptziel von Kurt Lück war es, sein den deutschen Kolonisten gewidmetes Heimatbuch so zu gestalten, dass es die Leistungen der Kolonisten im Laufe der Geschichte zeigte sowie ihrem Interesse als Ratgeber diene und „zu erschwänglichem“ Preis als Geschenk angenommen werde (vgl. LÜCK 1933: Vorwort). Seine aus 306 Seiten bestehende Publikation ist als der VI. Band der Serie „*Deutsche Gaue im Osten*“ erschienen. Der Herausgeber und ein Förderer dieses Buches war Viktor Kauder, der selbst als einer der angesehensten Volksinselforscher galt. Das Buch beinhaltet eine Abbildung des Kolonistenporträts von dem jungen Lodzer Maler Friedrich Kunitzer und 15 Fotos, von denen 11 Kurt Lück selbst gemacht hat. Das Heimatbuch besteht aus 18 Kapiteln mit einem zusätzlichen Vorwort des Autors. Die Geschichte der Gemeinde Kamień bei Chełm wurde von Kurt Lück der Gemeindechronik des Pastors Wladislaus Wernitz (23 Jahre lang war er Seelsorger

der evangelisch-augsburgischen Parochie in Kamiień bei Chełm) entnommen (vgl. LÜCK 1933: 88–109). Das Buch von Lück lässt sich in zwei Teile gliedern. Der erste chronologisch aufgebaute Teil enthält eine Einführung in die Problematik der deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Land (Kapitel 2) sowie eine Darstellung der Geschichte der deutschen evangelisch-augsburgischen Kolonien d.h. der deutschen Einwanderer vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert (Kapitel 3), ferner Gründe und Erklärungsansätze für die deutsche Kolonisation Kongresspolens (Kapitel 4), die Entwicklung der neuesten Welle der deutschen Kolonisation im 18. und 19. Jahrhundert sowie die Entstehung der Kolonistendörfer auf dem hier relevanten Gebiet (Kapitel 5), weiterhin die Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirchenorganisation und Auszüge aus der von Pastor Wladislaus Wernitz verfassten Chronik der Gemeinde Chełm (Kapitel 6). Leopold Plate-  
nik aus Luck steuerte einen eigenen Beitrag mit dem Titel „Wirtschaftsfragen“ (Kapitel 7) bei. Der zweite Teil wurde dem sprachlichen Nachlass der Kolonisten aus dem Cholmer und Lubliner Land gewidmet. Für den ersten Teil scheint das 2. Kapitel mit dem Titel „Um Sein oder Nichtsein“ von großem Belang zu sein. In diesem Kapitel wurde die hiesige Kolonistengruppe in ihrer statistischen Entwicklung dargestellt und anschließend das eigentliche Ziel der Publikation angedeutet, indem vermeintlich heiklen Fragen der aktuellen Existenz der Kolonisten (nämlich des Schulwesens und der fortschreitenden Polonisierung), Vorrang eingeräumt wurde. Es sei an der Zeit (so LÜCK 1933: 13) die politische Teilnahmslosigkeit der Kolonisten, die kulturelle sowie geistige Vernachlässigung ihrer Kinder und die Abgestumpftheit der Jugend mit Hilfe der „Volksgenossen aus dem Vaterland“ zu überwinden:

Soll aber noch wieder ein Jahrzehnt der Vernachlässigung unserer vergessenen Cholmerländer und Lubliner Sprachinseln vergehen? Soll nochmals etwas zusammenbrechen, was nie wieder aufgebaut werden kann? [...] Hilfe brauchen unsere Kolonien. Wer sie jedoch zur wirtschaftlichen und kulturellen Selbsthilfe erzieht, wird ihnen die allergrößte Wohltat erweisen (LÜCK 1933:15).

Darüber hinaus wurde das Buch den Kolonisten offiziell zugeeignet, was angesichts Hitlers Machtübernahme in Deutschland als ein Appell zur „Kultur“- und „Aufbauarbeit“ in den Kolonien dienen sollte:

Möge ihnen dieses Buch, dass schon aus der praktischen Zusammenarbeit heraus entstanden ist, sagen: ‚Ihr seid nicht mehr vergessen. Wir wollen auch in Zukunft weiter für und mit euch denken‘. Unsere Cholmer und Lubliner Volksgenossen mögen dafür in ihrer schweren Lage unsere Mahnung beherzigen: Zusammenhalten! Arbeiten! Und nicht verzweifeln! (LÜCK 1933: 15).

Der sprachliche Nachlass aus den deutschen Kolonien des Cholmer und Lubliner Landes wurde von Kurt Lück höchstpersönlich gesammelt und dann im Hochdeutschen oder Plattdeutschen niedergeschrieben. Außer den volkskundlichen Beiträgen von SELTMANN (1942: 66–69) und KARASEK (1929: 25–30) sind keine Zeugnisse zum sprachlichen Nachlass der deutschen Kolonien im Cholmer und Lubliner Land vorhanden. Der von Lück festgehaltene sprachliche Nachlass der deutschen Kolonisten lässt sich in vier Gruppen einteilen: 1. Dichtungen der Kantoren; 2. Tierfabeln, Märchen und Sagen; 3. Kindergedichte, Kinderlieder und Rätsel; 4. Volkslieder; 5. Sprichwörter und Schwänke.

In den Dichtungen der Kantoren lassen sich vier Themenkreise unterscheiden: 1. Kriegsgedichte, 2. Religiöse Texte 3. Alltagsgedichte und 4. Heimatgedichte.

In den Kriegsgedichten haben die mit der Deportation nach Russland, ferner dem Zwangsdienst in der russischen Armee an der Kaukasusfront sowie mit der Rückkehr verbundenen Erlebnisse ihren Niederschlag gefunden: „*Aus der Heimat nach Sibirien*“ von Theophil Kitlitz, gedichtet in Kustanai im September 1915 (vgl. LÜCK 1933: 134-135), „*Nach der Ankunft in Rußland*“, „*An der Front in Kaukasus*“ und „*Die Heimkehr*“ von Heinrich Schulz (vgl. LÜCK 1933: 137-138); „*Der Glaube an unsere Heimat*“ von Hermann Stanke in russischer Verbannung gedichtet (vgl. LÜCK 1933: 138). Zu den religiösen Gedichten gehörte der vom Kolonisten Ferdinand Schulz verfasste Choraltext, der in Kolonie Michelsdorf nach der Melodie „*Jesus, Heiland meiner Seele*“ gesungen wurde (vgl. LÜCK 1933: 136). In den Alltagsgedichten von Heinrich Schulz und Theophil Kitlitz erklingen vor allem Erinnerungen der Autoren und Dankesworte z.B. für gute Ernten (vgl. LÜCK 1933: 135-136, 139-141). Das sog. „wemkische Platt“ (so LÜCK 1933: 136) in dem viele Gedichte von Heinrich Schulz geschrieben wurden, sollte in einigen Kolonien – Wytyczno, Michelsdorf und Dębowiec gesprochen werden. Das Gedicht „*Unser Cholmer Heimatland*“ von Heinrich Schulz weicht von den anderen wesentlich thematisch ab, weil es sich auf eine damals für die Kolonisten ganz neue mit dem deutschen Vaterland verbundene Problematik bezieht (vgl. LÜCK 1933: 141).

Die Muster für ihre Phantasiewelt schöpften die Kolonisten nach LÜCK (1933:14) aus „der fremden Umgebung“, d.h. aus dem polnischen und ukrainischen Sagenschatz.

Die Volksmärchen aus den deutschen Cholmer und Lubliner Kolonien weisen charakteristische Merkmale ihrer Art auf. Das sind mündliche, in einfacher Sprache abgefasste Überlieferungen, die keinen bestimmten Autor haben. Zu den typischen Merkmalen gehören die Gegensätze von „gut“ und „böse“, reich – arm, klein – groß, wobei das Gute immer „gewinnt“ und das Böse zugrunde geht. Die Zeit bleibt dabei genauso unbestimmt wie die Ortsangaben (ungenau angedeutet) – Dorf: „*Vom ungeratenen Sohn der gottesfürchtigen Kaschuben. Ein Lügenmärchen*“. Kroczyn (vgl. LÜCK 1933: 175), „*Wie der Zar die Bida kennen lernen wollte*“ Michelsdorf (vgl. LÜCK 1933: 171), „*Wie der Schmied seine Seele aus der Gewalt des Teufels errettete*“ (vgl. LÜCK 1933: 166-169); Gutshof/Schloss: „*Der König mit dem weißen Pferd*“ Kamień (vgl. LÜCK 1933: 173), „*Der Zar und die beiden Soldaten*“ (vgl. LÜCK 1933: 172-173); Wald: „*Eine Erzelunk*“ Marjanka (vgl. LÜCK 1933: 158-160); Feld/Wirtshaus: „*Wie der Soldat für seine Gutmütigkeit belohnt wurde*“ Cichostów (vgl. LÜCK 1933: 164), „*Vom tapferen Wanderburschen*“ Cyców (vgl. LÜCK 1933: 165-166). Die meisten wurden von Lück im Hochdeutschen festgehalten (einige wurden im Dialekt geschrieben), obwohl auch polnische Wörter beibehalten wurden z.B.: „bida“ in „*Wie der Zar die Bida kennen lernen wollte*“ Michelsdorf (vgl. LÜCK 1933: 171), „proster“ in „*Der Zar und die beiden Soldaten*“ (vgl. LÜCK 1933: 172-173). In diesen Märchen sind außerdem typische Wendungen zu finden: „Es war einmal...“, „Falls sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.“ Als typische, bei den Kolonisten beliebte Figur, tritt in diesen Märchen der kluge/der dumme Hans auf. Der dumme Hans, der entweder ein Tor ist, dem jedoch alles glückt „*Vom dummen Hans*“ (Potoki) (vgl. LÜCK 1933: 161-162) oder in Wirklichkeit klüger ist als die anderen und letztendlich siegt „*De dumme Hanse kricht‘ne Königsdochte*“

(Żurawieniec) (vgl. LÜCK 1933: 162–163). Die Typen der Märchengestalten sind der Realität entnommen – wie Bauer, König, Königstochter, Wanderbursche, Soldat, Edelmann, Zar oder Fantasiewesen – Teufel, Riese, Einhorn oder Tiere – wie der Wolf. Der Verlauf der Handlung beruht meistens auf dem Dualismus von Tod – Leben und Glück – Unglück.

Die deutschen Sagen der Kolonisten des Cholmer und Lubliner Landes schöpften aus demselben Stoffbereich (Fabelwesen, mystische Wesen, Teufel, Verstorbene, Geister) wie Märchen und wurden auch mündlich überliefert. Die Sagenwelt der deutschen Kolonisten stand in engem Zusammenhang mit dem Erleben der Natur, der eigenen Phantasie und mit einer besonderen Vorliebe für das Geschichtenerzählen (vgl. LÜCK 1933: 177). Wie LÜCK (1933: 177) feststellt, hatten die Kolonisten die Überlieferungen von der „wilde[n] Jagd“ aus dem Mutterland mitgebracht. Sie wurden gern in dem besprochenen Kolonienkreis weiter erzählt: Rozkosz, Wanda-Bachus, Kulczyn, Franzdorf, Bukowy Las, Nowina, Skorodnica, Wytyczno (vgl. LÜCK 1933: 178–181). Nach LÜCK (1933: 177) war diese Sage auch in den polnischen Siedlungen in diesem Gebiet verbreitet. In vielen deutschen Kolonien wurde sie erweitert und weiter erzählt. Besonders populär waren mystische Wesen und verschiedene übernatürliche Phänomene z.B.: Elfen, faulendes Holz – das in der Dunkelheit leuchtete, Sumpfgase – die beim Aufsteigen wie Gold schimmerten und Irrlichter – die Menschen auf Abwege führten: „*Von irreführten Kolonisten*“ (vgl. LÜCK 1933: 193), „*Das wandernde Feuer*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), „*Das geschossene Irrlicht*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), „*Ein Irrlicht vernichtet*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), „*Die Angst vor dem Irrlicht*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), „*Vom fliegenden Irrlicht*“ (vgl. LÜCK 1933: 195), „*Die verjagten Gelgräber*“ (vgl. LÜCK 1933: 195), „*Vom brennenden Gelde*“ (vgl. LÜCK 1933: 195), „*Drei geheimnisvolle Männchen*“ (vgl. LÜCK 1933: 195). In vielen deutschen, polnischen sowie ukrainischen Märchen trat der Teufel als Symbol für das Böse auf, sodass es manchmal zu einem Austausch kam, z.B. die Sage „*Der Schuster und der Teufel*“ wurde aus dem polnischen übernommen (vgl. LÜCK 1933: 177). Der Teufel wird in den Volksüberlieferungen in den deutschen Kolonien als „ein schwarzer, listiger Mann“ mit Hörnern auf dem Kopf und mit langen Krallen oft mit Feuer oder auf einem Besen dargestellt – „*Der Teufelsmusikant*“ (vgl. LÜCK 1933: 183), „*Der Kampf mit dem Teufel*“ (vgl. LÜCK 1933: 186), „*Teufel nimmt einem Polen die Hirse weg*“ (vgl. LÜCK 1933: 186), „*Vom bösen Teufel*“ (vgl. LÜCK 1933: 187), „*Die Wette mit dem Teufel*“ (vgl. LÜCK 1933: 188), „*Wie der Teufel einen Bauern reich machte*“ (vgl. LÜCK 1933: 189), „*Der Spuck über die Brücke*“ (vgl. LÜCK 1933: 189), „*Der Teufel als Ziegenbock*“ (vgl. LÜCK 1933: 190), „*Der Teufel als Reisebegleiter*“ (vgl. LÜCK 1933: 190–191), „*Der Teufel und der Schuster*“ (vgl. LÜCK 1933: 192–193), „*Das schwarze Geldmännlein*“ (vgl. LÜCK 1933: 193). Manchmal erschien er auch in Gestalt eines Tieres z.B. eines schwarzen Hahnes, oder eines schwarzen Hundes. Viele Sagen, die dem polnischen Sagenschatz entstammen, wurden von den Kolonisten übernommen z.B.; vom Karaschnik-See, Konotopa und den Cholmer Burgruinen (vgl. LÜCK 1933: 177). Die Kolonistensagen enthalten in der Regel „wahre Geschichten“, die an verschiedenen Orten passieren können sollten: in Sümpfen und Wäldern, in verfallenen Häusern oder in Viehställen, auf Feldern (vgl. LÜCK 1933: 177–178). Auch die Sagen vom Tod und dem Jenseits waren in den Kolonien stark verbreitet. Mit dem Tod und der Rückkehr der Verstorbenen waren oft verschiedene übernatürliche Zeichen verbunden, die in den Sagen eine große Rolle spielten: „*Wie ein Geist zur Ruhe gebracht*

wurde“ (vgl. LÜCK 1933: 196–197), „*Der spukende Nachbar*“ (vgl. LÜCK 1933: 199), „*Landmann und Edelmann*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), „*Der Streit des Lob-Schulzen mit dem toten Edelmann*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), „*Eine Verstorbene sorgt für ihr Kind*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), „*Der kleine Mann vom Kirchhof*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), „*Toter will seinen Fuß*“ (vgl. LÜCK 1933: 200–201). In den deutschen Kolonien wurden auch Sagen vom Mar erzählt, das Menschen im Schlaf verfolgt habe, Tiere im Stall mit bloßen Händen erwürgt habe und den Pferden ihre Mähnen verwickelt habe – „*Vom Mar*“ (vgl. LÜCK 1933: 202). Im Vergleich zu den Märchen haben die Sagen einen höheren Realitätsanspruch (genaue Orts- und Zeitangaben der Handlung), was auch durch die Trennung des Jen- und Diesseits betont wird: Kolonie Marjanka, „*Der Teufel als Ziegenbock*“ (vgl. LÜCK 1933: 190), auf der Brücke in Michelsdorf „*Der Teufel als Reisebegleiter*“ (vgl. LÜCK 1933: 190–191), Juliopol „*Das schwarze Geldmännchen*“ (vgl. LÜCK 1933: 193), in Syczower Kolonie (auch Kolonie Nowosiółki wird hier genannt) „*Von Irrlichtern und brennendem Gelde*“ (vgl. LÜCK 1933: 193), Kulczyn, „*Das wandernde Feuer*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), Marynin „*Landmesser und Edelmann*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), Cholm/Marki „*Der Streit des Lob-Schulzen mit dem toten Edelmann*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), Milanów/Cichostów „*Eine Verstorbene sorgt für ihr Kind*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), Karolinów „*Der kleine Mann vom Kirchhof*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), Nowina „*Vom Mar*“ (vgl. LÜCK 1933: 202), Syczów „*Die Folge des Fluchens*“ (vgl. LÜCK 1933: 203), Okalew „*Wie aus dem Wolf wieder ein Muschik wurde*“ (vgl. LÜCK 1933: 205), Teosin „*Vom schwarzen Pudel*“ (vgl. LÜCK 1933: 207), Michelsdorf „*Der Schwur der Michelsdorfer Schweizer*“ (vgl. LÜCK 1933: 208), Konotopa „*Woher die Kolonie Konotopa ihren Namen trägt*“ (vgl. LÜCK 1933: 209), Chełm „*Die Cholmer Burgruinen*“ (vgl. LÜCK 1933: 209), Ruda „*Schlangen verschwinden im Bug*“ (vgl. LÜCK 1933: 209), Buradów „*Buradów*“ (vgl. LÜCK 1933: 210), Piaski Luterski „*Piaski Luterskie*“ (vgl. LÜCK 1933: 210).

In den Sagen aus den deutschen Kolonien im besprochenen Gebiet werden die Personen der Handlung namentlich genannt z.B. Baumeister Hartwig in „*Die Wette mit dem Teufel*“ (vgl. LÜCK 1933: 188), ein gewisser Reichwald in „*Der Teufel als Reisebegleiter*“ (vgl. LÜCK 1933: 190–191) und ein gewisser Gottlieb Jeske in „*Das schwarze Goldmännlein*“ (vgl. LÜCK 1933: 193), der alte Klann in „*Das wandernde Feuer*“ (vgl. LÜCK 1933: 194), eine alte Frau mit dem Namen Sachse in „*Eine Verstorbene sorgt für ihr Kind*“ (vgl. LÜCK 1933: 200), Landwirt Gottlieb Orłowski in „*Das weiße Gespenst*“ (vgl. LÜCK 1933: 204), Kolonist A. Klingbeil in „*Der schwarze Mann ohne Kopf*“ (vgl. LÜCK 1933: 206–207), ein alter Kolonist G. Koroffin „*Vom großen schwarzen Hund*“ (vgl. LÜCK 1933: 207), Julius Knapp in „*Vom schwarzen Pudel*“ (vgl. LÜCK 1933: 207), ein Mann namens Karasch in „*Wie der Karaschnik-See in Michelsdorf entstanden ist*“ (vgl. LÜCK 1933: 209).

Die Gestalten aus den Sagen werden auch genauer charakterisiert, z.B. „ein Mann kam abends angetrunken“ in „*Vom fliegenden Irrlicht*“ (vgl. LÜCK 1933: 195), „der alte Mann R., ein Liebhaber des Branntweins“ in „*Der Teufelsmusikant*“ (vgl. LÜCK 1933: 183); „Baumeister Hartwich [...] hat richtig gesoffen“ in „*Die Wette mit dem Teufel*“ (vgl. LÜCK 1933: 188), „Ein armer Tagelöhner“ in „*Ein Traum war einmal kein Schaum*“ (vgl. LÜCK 1933: 204) oder nach der Beschäftigung näher bezeichnet, z.B.: ein Lehrer in „*Der Teufel als Ziegenbock*“ (vgl. LÜCK 1933: 190), ein Kantor „Ein Mann namens E. [...]“ und „Er war stellvertretender

Kantor in Skorodnica“ in *„Wie der Geist zur Ruhe gebracht wurde“* (vgl. LÜCK 1933: 196), Landmesser und Edelmann in *„Landmesser und Edelmann“* (vgl. LÜCK 1933: 200), Kolonist in *„Eine Stimme am Teich“* (vgl. LÜCK 1933: 206) und in *„Schwarzer Mann zeigt den Weg“* (vgl. LÜCK 1933: 207), Diak und Pope in *„Der Teufelsmusikant“* (vgl. LÜCK 1933: 183).

Zu dem „Schatzkästlein“ der Kindheitspoesie (so Lück) in den deutschen Kolonien zählten Kindergedichte, Kinderlieder und Rätsel, die meist von den Kolonistenfrauen mitgebracht und gepflegt wurden (vgl. LÜCK 1933:142). Lück nennt verschiedene Kategorien von kurzen, lustigen Gedichten, Reimen und Rätseln für Kinder: Wiegenlieder (vgl. LÜCK 1933: 142-144), Abzählreime (vgl. LÜCK 1933: 144-145), Verse und Spiele beim Weiden der Kühe und Pferde (vgl. LÜCK 1933: 145-149), Spiele im Schnellsprechen (vgl. LÜCK 1933: 149), Kniereiterverse (vgl. LÜCK 1933: 149), Kinderpredigten (vgl. LÜCK 1933: 151-152), Scherzgedichte (vgl. LÜCK 1933: 152-153) und andere (vgl. LÜCK 1933: 150-151). Einen wichtigen Platz unter den mündlich überlieferten Kinderversen aus dem Cholmer und Lubliner Land sollten laut LÜCK (1933: 154-156) Rechenrätsel einnehmen.

In der von Lück aufgeführten Auswahl von Kolonistenversen können Volkslieder natürlich nicht ausbleiben. Unter den von ihm in den deutschen Kolonien erfassten Volksliedern gab es: Liebeslieder (vgl. LÜCK 1933: 245-251), Tanzlieder (vgl. LÜCK 1933: 252-253), Schnurren (vgl. LÜCK 1933: 254-263) und geschichtliche Lieder (vgl. LÜCK 1933: 264). In Zusammenhang mit dem in den deutschen Kolonien mündlich Überlieferten muss man auch die Volkslieder und Verse erwähnen, die mit religiös-kirchlichen sowie sittlichen Bräuchen verbunden waren (vgl. LÜCK 1933: 119-128), (vgl. KARASEK 1929: 25-39), (vgl. SELTMANN 1942/1943: 66-69).

Geschichtlich gesehen galt das Cholmer und Lubliner Land seit jeher als Schmelztiegel, in dem sich Kulturen und Werte verschiedener Nationen mischten. Das gegenseitige Verspotten der einzelnen Nationen gehörte zum Alltagsleben. Es gab eine Fülle von lustigen Sprüchen und Schwänken, die wie LÜCK (1933: 212) hervorhebt: „trotz dieses meist harmlosen Spottes“, die gemeinsamen Beziehungen nicht gestört haben. Besonders beliebt bei den Kolonisten waren Spottnamen für andere Kolonien und Spottverse, in denen die Jugend über die anderen Kolonien herzog (vgl. LÜCK 1933: 212, 214). LÜCK (1933: 215) führt in seinem Buch sogar ein Beispiel von einer längeren Erzählung an, in der sich manche Kolonien gegenseitig mit Sticheleien neckten. Wie LÜCK (1933: 216) bemerkt, wurden die Schwänke in den Kolonien deshalb so gern erzählt, weil es immer solche Kolonisten gab, die einen besonderen Hang zum Erzählen aufwiesen. Obwohl die Kolonisten in ihren Überlieferungen selten Änderungen vornahmen, waren in ihrem Schwankgut trotzdem viele Entlehnungen und Misch-erzählungen aus der Umgebung vorhanden, die wie LÜCK (1933: 216) feststellt: „[...] das Wesen des eingewanderten Deutschen sprachinselförmig formt[en]“. Dazu gehörten u.a.: Schwänke über Schwaben (vgl. LÜCK 1933: 216), Juden (vgl. LÜCK 1933: 218), Zigeuner (vgl. LÜCK 1933: 224), Ukrainer (vgl. LÜCK 1933: 232), sprachliche Missverständnisse (vgl. LÜCK 1933: 232-234), Religion (vgl. LÜCK 1933: 234), und über den „Alten Fritz“ (vgl. LÜCK 1933: 236). LÜCK (1933: 237-240) macht auch aufmerksam auf die sogenannten bei jeder Kolonistenhochzeit unentbehrlichen Hochzeits- und Werbsmannstückel.

In den Sprichwörtern spiegelte sich die volkstümliche Weisheit des Kolonisten wider, indem er (so LÜCK 1933: 265) mittels eines sinnbildlichen Vergleichs und der „gewürzten

Kürze“ immer „den Nagel auf den Kopf traf“. Lück gibt viele Beispiele von Sprichwörtern aus den deutschen Kolonien an, die ihre polnischen oder russischen Entsprechungen haben, z.B.: „Der erste arbeitet sich tot. Der zweite trägt sich tot. Der dritte schläft sich tot.“ (vgl. LÜCK 1933: 265). „Wens nicht schmerzt, dens nicht herzt“ (vgl. LÜCK 1933: 265), „Wer zuviel beteuert und gut redet, dem darf man nicht trauen“ (vgl. LÜCK 1933: 265), „Schön ist nicht schön, aber schön getan ist schön“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Vor der Hochzeit Zuckerlecke, nach der Hochzeit blaue Flecke“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Wenn zwei Diebe sich streiten, behält der Bauer seine Kuh“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Beite ee'ne Sparling inne Tasch as neeje uppem Dach“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Alles hat einen Anfang und ein Ende“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Dem Dieb brennt die Mütze auf dem Kopf“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Die Ungerechtigkeit straft ihren eigenen Herrn“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Wie man sich bettet, so schläft man ein“ (vgl. LÜCK 1933: 266), „Was einer heute nicht ist, kann er morgen noch werden“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Die Traurigkeit tötet viele Leut“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Der Dumme kriegt auch in der Kirche Prügel“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Dem Gelehrten ist gut predigen“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Dem Gesunden hilft jede Arznei“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Unter den schönsten Blumen liegt die Otter.“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Wer nahe bei der Hölle wohnt, muß den Teufel zu Gvatter bitten“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Wer gelobt sein will, muß sterben“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Einem Betrunknen muß man mit einem Fuder Heu aus dem Wege fahren“ (vgl. LÜCK 1933: 267), „Die Arbeit, die morgen getan werden soll, heut schon tun“ (vgl. LÜCK 1933: 267).

Im Vergleich zu den größeren Diasporen der Deutschen in Polen am Anfang des 20. Jahrhunderts bildeten die Cholmer und Lubliner Deutschen eine relativ kleine Gruppe. Die deutschen Sprachinseln im Cholmer und Lubliner Land gehörten zu evangelischen Enklaven, deren gesellschaftliche, wirtschaftliche, und soziale Struktur sowie ihr kulturelles und religiöses Leben ein einzigartiges Phänomen darstellt. Der Prozess der deutschen Kolonisation in den besprochenen Gebieten vollzog sich genau genommen bis zum ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Der Zweite Weltkrieg hat die über 160 Jahre dauernde Existenz der hiesigen deutschen Protestanten beendet. Nach dem Ersten Weltkrieg kehrten sie in ihre Siedlungen zurück. In den Wirren des Zweiten Weltkrieges, infolge der NS-Umsiedlungspolitik, wurden die Nachkommen der deutschen Kolonisten aus dem Cholmer und Lubliner Land sowie die deutschen Kolonisten aus Wolhynien zur Abgabe ihrer Siedlungen gezwungen (DU PREL1942: 298).

## Literatur

- BOELITZ, Otto (1930): *Das Grenz- und Auslandsdeutschtum, seine Geschichte und seine Bedeutung*. München.
- CICHOCKA-PETRAŻYCKA, Zofia (1933): *Żywioł niemiecki na Wołyniu* [Das deutsche Element in Wolhynien]. Warszawa.
- DU PREL, Max (1942): *Das Generalgouvernement*. Würzburg.

- FITTBOKEN, Gottfried (1929): *Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß*. München.
- GASTPARY, Woldemar (1978): *Protestantyzm w Polsce w dobie dwóch wojen światowych 1914-1939*. [Der Protestantismus in Polen im Zeitalter zweier Weltkriege 1914-1939.] Warszawa.
- IWANICKI, Mieczysław (1978): *Polityka oświatowa w szkolnictwie niemieckim w Polsce 1918-1939*. [Die Schulwesen-Politik in dem deutschen Schulwesen in Polen 1918-1939.] Warszawa.
- KAGE, Martin (1927): Zur Geschichte des deutschen Schulwesens im ehemaligen Kongresspolen. In: ZÖCKLER, Paul (Hg.): *Deutsche Blätter in Polen* Jahrg. VI, 487.
- KARASEK, Alfred (1929): Neujahrswünsche bei den Deutschen im Cholmer Gebiet. In: ZÖCKLER, Paul (Hg.): *Deutsche Blätter in Polen* 9, 25-30.
- KARASEK, Alfred / LÜCK, Kurt (1931): *Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen*. (Deutsche Gaue im Osten 3). Plauen.
- KNEIFEL, Eduard (1962): *Geschichte der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen*. Nürnberg.
- KUHN, Walter (1934): *Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren*. Plauen.
- LEHR, Stefan (2007): *Ein fast vergessener „Osteinsatz“. Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine*. Düsseldorf.
- LÜCK, Kurt (1933): *Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande*. Poznań.
- LÜCK, Kurt (1940): *Die Cholmer und Lubliner Deutschen kehren heim ins Vaterland*. Posen.
- MAUERSBERG, Stanisław (1968): *Szkolnictwo powszechne dla mniejszości narodowych w Polsce*. [Das allgemeine Schulwesen für die nationalen Minderheiten in Polen]. Wrocław.
- ROHRBACH, Paul (1926): *Deutsches Volkstum als Minderheit*. Berlin.
- SAPPOK, Gerhard (1939): *Deutsche in Polen und im Baltikum*. Leipzig.
- SELTSMANN, Lothar von (1942/1943): Der Pfingstquack von Horyszów. In: KAUDER, Viktor / LATTERMANN, Alfred (Hg.): *Deutsche Monatshefte in Polen* 9 (19), 66-69.
- ŚLADKOWSKI, Wiesław (1969): *Kolonizacja niemiecka w południowo-wschodniej części Królestwa Polskiego w latach 1815-1915*. [Die deutsche Kolonisation in dem südöstlichen Teil des Königreichs Polen in den Jahren 1815-1915]. Lublin.
- STOLIŃSKI, Zygmunt (1928): *Die deutsche Minderheit in Polen*. Warszawa.
- ULEWICZ, Tadeusz (1995): Kurt Lück (1900-1942) oder einige Folgen des preussischen Nationalismus. In: *Organon*. Warszawa, 175-185.
- WÓJCIK, Katarzyna (2008): *Mniejszość niemiecka na Lubelszczyźnie w latach 1915-1939*. [Die deutsche Minderheit im Lubliner Land in den Jahren 1915-1939]. Chełm.

Gdańsk 2016, Nr. 35

Artur Tworek  
Universität Wrocław

## Zur Phonetik einer Sprachinsel. Einführende Bemerkungen am Beispiel von Schönwald in Schlesien

**Phonetics of language islands. Leading remarks on example of Schönwald in Silesia.** – The aim of this paper is to show how are the phonetic features of a language island. On the one side there are processes simplifying the articulation, and on the other side idiophonic processes adopting the articulation features from the dominate language in the surroundings. The examples come from the former German language island in Silesia: Schönwald (pol. Bojków).

**Keywords:** phonetics, dialect, language islands

**O fonetyce wyspy językowej. Uwagi wstępne na przykładzie Schönwaldu na Śląsku.** – Artykuł przedstawia problematykę tzw. wysp językowych. Cechy fonetyczne języka takich wysp to z jednej strony typowe dla dialektów tendencje ekonomizujące procesy artykulacyjne, z drugiej zaś idiofonicznie motywowane przejmowanie form typowych dla dominującego języka w otoczeniu wyspy. Przytoczono przykłady z dawnej niemieckojęzycznej wyspy językowej na Śląsku: Schönwald (pol. Bojków).

**Słowlukuczowe:** fonetyka, dialekt, wyspy językowe

### 1. Zielsetzung

Das Ziel des folgenden Beitrags ist es, anhand von einem Sprachinselbeispiel im schlesischen Raum auf einige Aspekte der phonetischen Spezifik einer inselartigen Sprachvariante hinzuweisen. Aus mehreren Gründen ist an dieser Stelle keine systematische Darstellung dieser Problematik möglich: Abgesehen von begrenzten Kapazitäten sind in diesem Zusammenhang auch wesentliche methodologische Faktoren aufzulisten. Sprachinselforschung ist nämlich ein zwar – besonders in germanistischer Fachliteratur – reichlich vorhandenes Thema, was aber um so mehr Fragen methodologischer und terminologischer Natur aufwirft<sup>1</sup>, vor allen Dingen deswegen, dass das zu untersuchende Material keineswegs

---

<sup>1</sup> Symptomatisch sind in diesem Zusammenhang Worte von Jürgen MACHA, die er 2012 während der 5. usbekisch-deutschen Tagung in Taschkent ausgesprochen hat: „Ist das Thema unergiebig? Gibt es keine

einheitlich ist und jegliche Versuche, allein in die Beschreibung und Erfassung des Phänomens eine Systematizität einzuführen, erheblich erschwert.

## 2. Zum Sprachinselphänomen

In Anlehnung an die lange germanistische Tradition, deutschsprachige Inseln im mittel-, ost- und südeuropäischen Raum unter verschiedenartigen Gesichtspunkten zu analysieren beziehungsweise theoretische Grundlagen solcher Analysen zu entwickeln (um nur einige Werke aufzulisten: KUHN 1934, WIESINGER 1980 und später, HUTTERER 1982 und 1994, MATTHEIER 1994 und 1996, FÖLDES 2006, RIEHL 2010) wird im Folgenden angenommen, dass Sprachinseln als eigenartige infolge von Sprachkontakten<sup>2</sup> entstandene Phänomene sind. Allerdings sind sie in vielen Fällen vielmehr aus der Perspektive der Dialektkontakte zu betrachten und können unterschiedlichen dialektorientierten Hierarchisierungen unterliegen (z.B. als Sub-, Hyper-, Interdialekte, vgl. TRUDGILL 1986).

Wenn hier also von Sprachinseln die Rede ist, dann versteht man darunter eine eng ortsgebundene Sprachvariante, die sich einer Reihe von durch die Sprachentwicklung generierten Phänomenen widersetzt, weil sie den direkten Anschluss an die gleichsprachige Umgebung verloren hat und wegen dieser arealen Diskontinuität gezwungen ist, in einer anderssprachigen Umgebung einer in der Regel dominierenden Sprache zu existieren (vgl. RIEHL 2010). Gewöhnlich bleibt eine solche inselartige Sprachvariante gegen die Einflüsse einer dominanten Umgebungssprache weitgehend – aber nicht vollkommen – immun, was übrigens als eine Art Gegentendenz im Vergleich zu nicht nur gegenwärtigen globalen Unifizierungsprozessen zu betrachten ist. Für einige Inselnsprachen ist es charakteristisch, dass eine Sprache, die in anderen Sprachkontaktformen im Prinzip eine dominierende ist, dominiert diesmal nicht und lässt sich sogar mindestens ansatzweise beeinflussen. Man muss auch bemerken, dass die eine oder andere Inselnsprache zum wesentlichen Teil durch die Kultur, in deren Umgebung sie steckt, mitdeterminiert wird. Und Kultur oder eher Kulturen<sup>3</sup> – beziehungsweise andere Formen der Sozialisierung – befinden sich stets in einem intensiver reziproken Verhältnis, als das bei Sprachen der Fall ist.

Diese räumliche Diskontinuität in der intralingualen Dimension wird beinahe kompensatorisch durch unterschiedliche Einflüsse einer (bzw. auch mehrerer) dominierenden Umgebungssprache oder ihrer – im Prinzip – regionalen Variante(n) ergänzt, was zur Entstehung interlingualer Relation(en) und daraus resultierenden Folgen führt. Die Intensität

---

vernünftige Forschungsliteratur? Keineswegs! Es ist vielmehr so, dass man unter theoretischen wie auch unter empirisch-praktischen Aspekten eher mit zu viel als zu wenig Interessantem zu tun hat“ (2016: 97).

<sup>2</sup> Sprachkontakte werden hier im Sinne von WEINREICH (1953) und RIEHL (2004) betrachtet.

<sup>3</sup> Es gilt an dieser Stelle zu bemerken, dass die polnischen Analysen der Sprachinselphänomene wesentlich mehr Wert darauf legen, was ihre in Bezug auf Kultur orientierten Dimensionen betrifft, vgl. u.a. die neuesten Veröffentlichungen: „Słowiańskie wyspy językowe i kulturowe“ (NOWICKA/ĞŁUSZKOWSKI 2013) oder das Heft 8/2015 von „Poznańskie Studia Slawistyczne“, in dem u.a. die dem oben angeführten Verhältnismodell zwischen Insel- und Umgebungssprache entsprechenden gagausischen Sprachinseln thematisiert werden (vgl. HATŁAS 2015).

eines so provozierten Sprachkontaktes (inkl. Dialekte), gewisse Gewichtigkeit angedeuteter Folgen sowie die Effektivität indirekter Kontakte mit der Standardform eigener Ursprungssprache können folgende schematisch erfasste Erscheinungsformen der Inselfsprache hervorrufen (obwohl die einzelnen Zuordnungen aus diachroner Perspektive durchaus instabil sein können).



Die Möglichkeit, dass eine Inselfsprache stets den Status eines sprachlichen Standards behält, wird in erster Linie durch den temporalen Faktor begünstigt (d.h. je kürzer die Inselfsprache von ihrer Ursprungssprache in Form einer räumlichen Diskontinuität separiert bleibt, desto standardnäher ist sie). Wenn aber eine Sprache ihre geschlossenen Areale (meistens aus historisch-politischen Gründen)<sup>4</sup> verloren hat und nur noch zerstreut in Form von mehr oder weniger zahlreichen Sprachinseln weiterlebt, sind solche Inseln ihre einzigen Repräsentationen, was beinahe automatisch die Sprache dort zum Standardstatus erhebt (z.B. heutige rusinische Sprachinseln in Niederschlesien).

Da die Inselfsprachen ihre Teilnahme an der ständigen Entwicklung einer Standardsprache seit einem temporal bestimmaren Isolierungspunkt oder Isolierungsphase nicht mehr fortsetzen, erfüllen sie damit eine der typischen Voraussetzungen für die Entstehung eines Dialekts (vgl. u.a. LÖFFLER 2003). Der dialektale Status von Inselfsprachvarianten ist wohl der üblichste von allen im obigen Schema dargestellten Erscheinungsformen. Allerdings ist eine scharfe Trennung zwischen einem Dialekt und einem hybriden Mischidiom nicht immer möglich, weil potentielle Methoden eines solchen Vorgehens kaum über parametrisierbare Merkmale verfügen. Dennoch lässt sich die Präsenz hybrider Formen unter anderen mit Pidgin-sprachen im traditionellen Sinne<sup>5</sup> gut exemplifizieren. Die übliche anschließende Entwicklung eines Pidgins zu einer neuen Kreolsprache ist übrigens eine Entwicklung von einem hybriden Mischidiom, die zur Herausbildung einer neuen (Standard)Sprache führt.

Die Inkorporation einer Inselfsprache in die andere Sprache – in der Regel dominierende Umgebungssprache – ist Folge eines starken sprachlichen Einflusses, dem aber intensive Sozialisierungsprozesse der Sprachinselbewohner zugrunde liegen. Bei enger genetischer Verwandtschaft der Insel- und Umgebungssprache werden solche Prozesse beschleunigt, was u.a. im südslawischen Raum der häufige Fall gewesen ist. Der seltenste und zugleich fraglichste Fall beruht auf der Herausbildung einer neuen Sprache auf der Basis einer

<sup>4</sup> Aleksandr DULIČENKO, der sich seit der Veröffentlichung seiner maßgebenden Monographie über slawische Mikrosprachen im Jahre 1981 auch über Sprachinseln äußert, weist darauf hin, dass die Genese zahlreicher Sprachinseln auf die Prozesse der Vertreibung zurückzuführen ist.

<sup>5</sup> Dazu vgl. beispielsweise CRYSTAL (2010).

Inselsprache. Die Anerkennung einer Sprache ist oft – wie allgemein bekannt – vielmehr ein sprachpolitischer und nicht sprachwissenschaftlicher Akt. Dies setzt einerseits voraus, dass Inselsprachen wegen ihrer stark begrenzten politischen Rolle im Prinzip wenig Chancen haben, als eine separate Sprache anerkannt zu werden. Andererseits sind in den letzten Jahrzehnten gewisse Tendenzen zu beobachten (vgl. z.B. Liste der Sprachen der USA-Kongressbibliothek), möglichst viele Sprachvarianten als Sprachen zu interpretieren, ohne dabei linguistische Faktoren in Rücksicht zu nehmen – dies betrifft beispielsweise den Dialekt von Wilmesau (poln. Wilamowice) im südöstlichen Schlesien. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang jedoch Beispiele wie das bereits angedeutete Gagausisch: Eine europäische Sprache eines einst türksprachigen Volkes, das im Zuge der türkischen Expansion u.a. in die Gebiete des heutigen Moldawiens eingerückt ist und im Laufe der Zeit eigene vom Ursprungstürkischen separate inselartige Sprache entwickelt hat.

Die bereits mehrmals angedeuteten Einflüsse der dominierenden Umgebungssprache, denen eine Inselsprache unterliegt, können zweifach ausgeführt werden. Nicht selten ist es nämlich der Fall, dass in der direkten Umgebung einer Sprachinsel dialektale Sprachvariante realisiert wird, was insgesamt zur Entstehung eines interdialektalen arealen Kontinuums führt.

✓ AREAL-DIREKT ← Dialekt über Standard

### INSELSPRACHE

↘ AREAL-INDIREKT ← Standard über Dialekt

Im tatsächlichen direkten Kontinuum sind die dialektalen Einflüsse der Umgebungssprache regionalorientiert, weil sie in erster Linie die nächste Umwelt zu beschreiben haben. Nicht ausgeschlossen sind jedoch auch die indirekten Einflüsse, die gewöhnlich zur allgemeinen Sozialisierung dienen und vor allem mit der Standardsprache im Kontakt mit Inselsprache agieren.

### 3. Zur schlesischen Sprach(en)landschaft

Was die deutsch-slawischen – darunter besonders deutsch-polnischen – Sprachkontakte betrifft, ist Schlesien zweifellos diejenige Region, die die Jahrhundertlange Vielfalt dieser Kontakte zur Stiftung ihrer Identität ausnutzen kann. Die phasenweise turbulente Geschichte Schlesiens (zusammen mit der zwischenmenschlichen Kontakte ursprünglich erschwerenden Topographie: Flüsse, Berge) haben sowohl die historischen als auch die gegenwärtigen Sprach(en)landschaft(en) der Region determiniert und gestaltet. Das ursprünglich slawischsprachige – aus der heutigen Perspektive: in westlichen Teilen sorbisch, in südlichen Teilen tschechisch und überwiegend polnisch – Gebiet wurde etwa seit der Hälfte des 13. Jahrhunderts durch deutschsprachige Ansiedler allmählich – auch sprachlich – kolonisiert, obwohl man bemerken muss, dass diese historische deutsche Sprache damals keineswegs einheitlich war. Die Liste der Herkunftsgebiete deutscher

Ansiedler umfasst eine Menge von Regionen, wobei am häufigsten die niederdeutschen und bairisch-österreichischen Gebiete sowie Rheinland, Hessen, Thüringen und Sachsen in diesem Zusammenhang angeführt werden. Mit unterschiedlicher Intensität dauerte die deutsche Kolonisation Schlesiens praktisch bis zum 19. Jahrhundert und reichte östlich bis zu den kleinpolnischen Gebieten hin. In westlichen Teilen Schlesiens hat sie ihre Sprachlandschaft so geprägt, dass Deutsch im Laufe der Zeit die dominierende Sprache des Landes war. In östlicheren Teilen behielt Polnisch eine solche Rolle. Der beinahe ständige Wechsel politischer Zugehörigkeit der Region beziehungsweise unterschiedliche Zugehörigkeit seiner einzelnen Teile prägten das historische Bild Schlesiens. Der letzte Wechsel infolge dramatischer Ereignisse des zweiten Weltkrieges kehrte die Jahrhundertlang existierenden sprachlichen Verhältnisse in der Region um: Das im niederschlesischen Gebiet bis zu diesem Zeitpunkt dominierende Deutsch wurde in dieser Rolle durch Polnisch ersetzt. Deutsch blieb gegenwärtig in östlichen Teilen Schlesiens eine relativ starke Minderheitssprache. All die oben genannten Faktoren haben dazu geführt, dass das schlesische Deutsch nie zu einer einheitlichen Sprachvariante des Deutschen geworden ist und eine der Formen seiner Existenz in der Region die Sprachinseln waren. Das Sprachinselphänomen ist ein fester Bestandteil schlesischer Sprachlandschaft und umfasst nicht nur deutsche Inseln. Zur Zeit der Gegenreformation haben in damals liberaler katholischen Schlesien die böhmischen Flüchtlinge ihre Sprachinseln gegründet: u.a. in Niederschlesien um Strehlen (poln. Strzelin), Brieg (poln. Brzeg) und Groß Wartenberg (poln. Syców). Eine stets vorhandene Erscheinung sind dagegen die rusinischsprachigen Inseln von Lemken, einem kleinen ostslawischen ursprünglich aus dem heutigen ukrainisch-polnisch-slowakischen Grenzgebiet stammenden Volk, das 1947 durch polnische Kommunisten aus ihrer Heimatregion unter anderen nach Niederschlesien vertrieben worden ist.

#### 4. Schönwald – deutschsprachige Sprachinsel in Schlesien

Eine der bekanntesten – neben Costenthal (poln. Gościęcín) oder Wilmesau (poln. Wilamowice) – schlesischen deutschsprachigen Inseln war Schönwald. Es lag in Schlesien, im östlichen hochindustrialisierten Teil der Region bei Gleiwitz (poln. Gliwice) und ist heute als Bojków ein Teil dieser Großstadt. Wie in den meisten Fällen sind Daten wie Herkunftsgebiet der Ansiedler oder Zeitpunkt der Ansiedlung kaum zu bestimmen, auf jeden Fall ist sie aber auf die erste mittelalterliche Welle der deutschen Kolonisation Schlesiens zurückzuführen<sup>6</sup>. Im Gegensatz zu anderen schlesischen Sprachinseln, die im Laufe der Zeit weitgehend

---

<sup>6</sup> JUNGANDREAS schreibt in Zusammenhang damit ganz eindeutig: „Diese ganze Kolonisationsfrage wäre am idealsten gelöst, wenn wir genau wüssten, wieviel deutsche Siedler sich in den beiden hauptsächlich in Betracht kommenden Jahrhunderten, dem 13. und 14., in Schlesien und den mundartlich dazugehörigen angrenzenden Landschaften niedergelassen haben, wenn wir erschöpfende Aufzeichnungen darüber hätten, aus welchen Städten und Dörfern Westdeutschlands die neuen Einwanderer in einer jeden schlesischen Ortschaft gekommen sind, und schliesslich wie gross an Zahl die von den Deutschen angetroffene slawische Einwohnerschaft war, die im Laufe der Jahre mit ihnen verschmolzen ist. Leider lässt uns hier die Überlieferung ganz und gar im Stich“ (1928: 1).

polonisiert wurden, blieb Schönwald bis zum Jahre 1944 relativ homogen deutschsprachig<sup>7</sup> und in seiner nächsten Umgebung dominierte stets Polnisch. Zu Ende des Zweiten Weltkrieges wurden Schönwälder gezwungen nach Deutschland auszuwandern und nur wenige blieben im nach 1945 polnischen Schlesien zerstreut. Weder die Einen noch die Anderen siedelten sich in geschlossenen Gruppen wieder an, was die Häufigkeit der Kontakte unter ihnen wesentlich erschwerte und begrenzte.

Bereits 1911<sup>8</sup> gab Konrad GUSINDE seine Monographie heraus, in der er das Phänomen der Schönwälder Sprachinsel aufschlussreich aus historischer und linguistischer Perspektive beschrieben hat, indem er unter anderen den Stand der Schönwälder Aussprache von damals in Bezug auf die allgemein Schlesische Lautlehre dargestellt hat. In der polnischen Germanistik thematisierte man Schönwald selten. Im Jahre 1973 erschien ein kurzer Beitrag von Waldemar TRAMBACZ<sup>9</sup>, in dem auch einige wenige Bemerkungen zur Schönwälder Aussprache zu finden sind. Das von ihm analysierte Material stammt aus den Jahren 1965–1966 und umfasst Aufnahmen von acht ehemaligen Schönwaldeinwohnern, die die Sätze aus den bekannten Wenker-Fragebogen gelesen haben. Es ist zu vermuten, dass – obwohl eine klare Information darüber im Trambacz's Text fehlt – die Testpersonen zur Zeit der Aufnahme in Polen gelebt haben.

Auf der Internetseite [www.lautdenkmal.de/korpus](http://www.lautdenkmal.de/korpus) leitet ihr Autor Christoph PURSCHKE auf die Sammlungen der Seite [www.regionalsprache.de](http://www.regionalsprache.de), die im Rahmen des Forschungsprojekts „Regionalsprache.de – REDE“ (gefördert von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz sowie vom Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas in Marburg) moderne Regionalsprachen des Deutschen präsentiert. Dort gibt es zwei Reihen von Aufnahmen (dargestellt als „Tonaufnahmen der Vertriebenenmundarten“) aus dem Jahre 1962, wo zwei Informantinnen – ehemalige Schönwaldeinwohnerinnen – 62 kurze Sätze gesprochen haben<sup>10</sup>. Die phonetischen Merkmale der Sprache beider Informantinnen sind weitgehend mit denen vom den weiteren Überlegungen zugrunde liegenden Untersuchungskorpus kongruent. Es handelt sich nämlich um ein Korpus<sup>11</sup>, das aus einem etwa 13 Stunden langen, gesprochenen Text besteht. Das ganze Material stammt von nur **einer** Informantin, die sich selbst in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts<sup>12</sup> aufgenommen hat. Die Dame wurde 1920 in Schönwald geboren und lebte auch dort. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs wohnte sie in Oberaula in Hessen. In ihrer nächsten Umgebung gab es keine weiteren Personen aus Schönwald. Sie hat aber lange Jahre regelmäßig Kontakte mit anderen Schönwäldern gepflegt. Sie war ausgebildet und hat als Justizangestellte gearbeitet. In der Pension ist sie auf die Idee

<sup>7</sup> Wozu unter anderen auch politische Entscheidungen der Schönwälder (in der Volksabstimmung 1921 waren sie für Deutschland) und ihre wirtschaftliche Überlegenheit gegenüber der Umgebung beigetragen haben.

<sup>8</sup> Eine weitere – diesmal vor allem historisch und volkskundlich orientierte – Monographie über Schönwald wurde von GUSINDE ein Jahr später 1912 veröffentlicht.

<sup>9</sup> Der Autor widmete Schönwälder Sprache seine unveröffentlichte Dissertation.

<sup>10</sup> Für den Hinweis gilt der Dank des Autors Herrn Stefan RABANUS von der Universität in Verona.

<sup>11</sup> Die ausführliche Darstellung des Korpus sowie seine partiellen Analysen sind in LASATOWICZ/TWOREK (2016) und TWOREK (2016) zu finden.

<sup>12</sup> Die technische Qualität der Aufnahmen ist gut genug für phonetische Analysen. Obwohl sie zu Hause gemacht worden sind, sind die Texte sauber und ermöglichen die effektive auditive Wahrnehmung.

gekommen, die Geschichte Schönwalds und ihre eigenen Erinnerungen aufzuschreiben und im Anschluss das Geschriebene noch aufzunehmen, um nicht nur die Geschichte, sondern auch noch die Sprache zu bewahren. Betreut wurde das Unternehmen von den damaligen Mitarbeitern des Deutschen Sprachatlas in Marburg.

Die Struktur der Aufnahmen beruht darauf, dass derselbe Text in drei Varianten gesprochen wird: einem Satz im Standarddeutsch folgen zwei im Schönwälder Dialekt aufgenommene Sätze, wobei der eine die für den Zeitpunkt der Aufnahme natürliche Variante illustriert und der andere eine Art bewusster Wiedergabe des Schönwalddeschen aus der Vorkriegszeit ist. Diese gewissermaßen diachrone Perspektive ermöglicht einen – wenn auch ganz eingeschränkten – Vergleich der aufgenommenen phonetischen Daten mit den entsprechenden Daten in oben beschriebenen Quellen, insbesondere mit denjenigen, die von GUSINDE angeführt worden sind (obwohl dies nicht das Ziel folgender Überlegungen ist). Es ist an dieser Stelle stark zu betonen, dass das zu analysierende Material einerseits wegen seines grundlegend idiolektalen Charakters, andererseits wegen der Aufnahmeumstände (bewusste Stilisierungen) unter anderen durch die Analyse anderer zugänglicher Daten verifiziert werden muss, bevor konkrete Schlussfolgerungen nur mit Abstand und Vorsichtigkeit formuliert werden. Dennoch bietet das Untersuchungskorpus im phonetischen Bereich (besonders in Bezug auf außerphonologische Phänomene) ein interessantes und wertvolles Material an, das das Bild der Schönwälder Aussprache weitgehend bestimmen lässt.

## 5. Methodologische Vorbemerkungen

Die im Kapitel 2. angeführten Erscheinungsformen der Inselformen manifestieren ihre Merkmale in bestimmten strukturellen (Sub)systemen der Sprache. In den Sprachkontaktforschungen sowie in traditionellen Interferenztheorien, die in der polnischen Germanistik lange Tradition haben<sup>13</sup>, nimmt man an, dass gerade Phonologie derjenige Teil der Sprachstruktur ist, der am festesten strukturiert ist und deswegen den fremden Einflüssen den stärksten Widerstand leistet. Phonologie ist aber ein künstliches System von abstrakten Einheiten, die innerhalb dieses Systems ihr Differenzierungspotential aktivieren. Die abstrakten phonologischen Größen, wie auch immer sie theoretisch entwickelt und terminologisch bezeichnet werden, müssen aber in realer Sprachverwendung mit objektiven, physikalisch erfassbaren phonetischen Phänomenen manifestiert werden. Dies sind Sprachlaute, die in unterschiedlich langen Sequenzen artikulatorisch produziert und via akustische Signale auditiv wahrgenommen werden. Und eben in diesem phonetischen Bereich kommen Tendenzen, Vorlieben, Neigungen usw. zum Ausdruck, also das alles, was erlaubt, die Aussprache zu ökonomisieren, d.h. sie so zu gestalten, dass die artikulatorisch weniger aufwendigen Formen bevorzugt werden und dass die Aussprache nicht auffallend ist, d.h. in variantenreicher Umgebung möglicherweise durch die meisten (in unserem Fall: dominierenden) Empfänger akzeptiert wird. Dies bedeutet, dass die einzelnen Sprachlaute ersetzt, koartikulatorisch

---

<sup>13</sup> Vgl. die Theorien von ZABROCKI (1961), an die des Weiteren u.a. CZOCHRALSKI (1971) und MORCINIEC (1989) angeknüpft haben.

angepasst, assimiliert oder sogar getilgt werden, so dass die in der Umgebung erwarteten Varianten entstehen können. Ob bzw. inwieweit sich solche Phänomene, Mechanismen, Formen des Weiteren phonologisieren lassen, bleibt erst einmal zweitrangig. In den dialektalen Abweichungen von einem – nicht selten – nur imaginierten phonetischen Standard sind Phonemsänderungen, die lexikalisch-semantische Verschiebungen generieren können, seltene und eher unabsichtliche unsystematische Fälle. Viel häufiger kommt es vor, dass in den dialektalen Realisierungen ein Sprachlaut bzw. ein Merkmal mit dem distinktiven Potential ohne Folgen im lexikalisch-semantischen Bereich ersetzt wird (vgl. z.B. [g]-[j]-Wechsel im Berlinischen oder ausschließlich stimmlose [s]-Aussprache im Bairisch-Österreichischen). Typisch für dialektale Phonetik sind auch Ergänzungen oder Tilgungen eines bzw. mehrerer Merkmale oder gegebenenfalls Wahl einer artikulatorischen in der Standardaussprache nicht bevorzugten Sprachlautvariante. Inspiriert und motiviert werden solche Phänomene einerseits durch die Außeneinflüsse (in unserem Fall durch die dominierende Umgebungssprache), die bestimmte Defizite oder Überschüsse im eigenen System kompensieren bzw. ausgleichen. Auch die natürlichen idiolektalen Neigungen der Sprecher werden in solchen Situationen entsprechend gesteuert, um dank einer von Empfängern akzeptablen Aussprache sein eigenes Prestige in der Kommunikationsgemeinschaft zu optimieren (vgl. TWOREK 2016: 602–603).

## 6. Phonetische Analysen

Im Folgenden konzentriere ich mich nur exemplarisch auf solche (inter)segmentale<sup>14</sup> Phänomene, die einen primär außerphonologischen Charakter haben und die im im Kapitel 4. dargestellten Korpus präsent sind.

### Vokalismus

Unter den dynamischen Artikulationsmerkmalen lässt sich im analysierten Korpus die vom deutschen Standard abweichende Realisierung der Labialität beobachten. Die Dorsalität samt ihrer relativen<sup>15</sup> Höhe weisen keine wahrnehmbaren Unterschiede zwischen dem Schönwälder Dialekt und der hochdeutschen Aussprache auf. Hinsichtlich der Labialität liefert das Material zahlreiche Beispiele<sup>16</sup> für die sog. Entrundung, die sowohl für das

<sup>14</sup> An dieser Stelle verzichte ich darauf, phonetische Phänomene auf suprasegmentaler und prosodischer Ebene zu berücksichtigen. Die ersteren (Wortbetonungen) sind im untersuchten Korpus als auffallend praktisch nicht vorhanden. Die letzteren (z.B. Sprechtempo, Lautstärke, Pausen, Fokusakzente) lassen sich am zugänglichen Material kaum analysieren, weil sie in Bezug auf die mit höheren Sprachstrukturen manifestierten Inhalte einen lediglich ergänzenden Charakter haben, der sich erst in natürlichen – im zur Verfügung stehenden Korpus absenten – Sprechsituationen konstitutiv aktiviert.

<sup>15</sup> Es geht um diejenige Höhe der Aufwölbung eines gegebenen Zungenrückenteils, die zur Ausdifferenzierung dorsal identischer Vokale führt. Die absolute Höhe einer solchen Aufwölbung wird zum wesentlichen Teil durch die artikulatorische Spannung der Sprechorganmuskeln mitdeterminiert (vgl. TWOREK 2012).

<sup>16</sup> Mehr dazu LASATOWICZ/TWOREK 2016.

Schlesische im Allgemeinen als auch für seine Nachbardialekte (z.B. Sächsisch) typisch ist. Die prädorsalen und gerundeten Vokale ([y:], [ʏ], [ø:], [œ]) werden mit geschwächerter oder mit keiner Lippenrundung als das stets prädorsale aber labial unmarkierte [ɨ] oder als die prädorsalen und labial gespreizten [ɛ]/[ɪ]<sup>17</sup> ausgesprochen. Seltener kommt auch die Entrundung des postdorsalen [u:] zum labial unmarkierten [ʊ] vor. Obwohl es im Polnischen (auch in seinen ostschlesischen Dialekten) keine prädorsal-gerundeten Vokale gibt, lässt sich der Entrundungsmechanismus im Schönwalddeutschen nicht nur auf den Einfluss der dominierenden Umgebungssprache zurückführen. Es ist vielmehr eine Anpassung zum breiteren arealen Kontinuum (westlich durch das Standarddeutsche und nördlich, östlich sowie südlich durch die ugrofinnischen Sprachen begrenzt), in dem die Absenz der prädorsal-gerundeten Vokale zur Regel geworden ist.

Die statischen vokalischen Artikulationsmerkmale (Quantität und Qualität) werden im analysierten Korpus relativ instabil realisiert. Dies gilt besonders für die Länge der Vokale. Einerseits werden viele standarddeutsche Vokale gekürzt, andererseits werden einige potentiell kurze Vokale ausgedehnt. Die Wahl der Quantität scheint eher mit prosodischem Rhythmus der Aussprache verbunden zu sein, was auf den Einfluss des Polnischen zurückgeführt werden kann. Im Polnischen werden nämlich die vokalischen Quantitätsverhältnisse ansatzweise dem phonotaktischen Aussageverlauf und nicht der phonologischen Ausdifferenzierung der Vokale unterworfen. Die für die standarddeutsche Aussprache typische größere Artikulationsspannung bestimmter Vokale wird im Untersuchungsmaterial relativ oft reduziert. Da das Merkmal am stärksten durch die Körperlichkeit geprägt und etwa automatisch ein- bzw. abgesetzt wird, begleitet es in Form der Spannungssenkung die bereits angedeutete Fälle der Längeabschwächung sowie der Entrundung und ist als Neigung zur Artikulationsvereinfachung zu interpretieren.

Die oben angeführten vokalischen Mechanismen rufen keine phonologischen Konsequenzen hervor: im vokalischen Inventar des Schönwälder Dialekts gibt es weder Schwund von standarddeutschen Systemeinheiten noch Ausbau mit phonologischem Fremdkörper. Das einzige vokalische Segment aus dem standarddeutschen Inventar, das im Schönwälder Dialekt in seiner prototypischen Artikulationsform fehlt, ist das schwachtonige [ə]. Es wird je nach der Distribution in unterschiedlichen artikulatorischen Ausführungen realisiert, was im Prinzip ebenfalls keine phonologischen Folgen im Sinne lexikalisch-semantischer Verschiebungen hat. In einigen interkonsonantischen Stellungen sowie in auslautenden <-er>-Suffixen ist eine solche Realisierung völlig mit den standarddeutschen Regeln kongruent: im ersteren Fall gibt es gewöhnlich den [ə]-Schwund und im letzteren entsteht eine diphthongartige Verbindung mit der dem Schwa am nächsten stehenden artikulatorischen Form: der /r/-Vokalisierung. In sonstigen Präfixen und Suffixen verwendet die Informantin entweder das kurze ungespannte [ɛ] oder das durch artikulatorische Neutralisierung in Form von Senkung des Mediodorsums generierte tiefe [a]<sup>18</sup>. Die funktionale Ersetzung der prototypischen [ə]-Form durch oben angedeutete Artikulationsrealisierungen kann einerseits

<sup>17</sup> Die langen gerundeten Vokale werden bei der Entrundung am häufigsten auch gekürzt.

<sup>18</sup> Die Senkung ist noch zusätzlich morphophonologisch motiviert, denn mit den phonetisch realisierten [a]-Suffixen werden nämlich am einfachsten unifizierte morphologische Marker erreicht. Der damit drohende

auf die Einflüsse des in der Umgebung dominierenden Polnischen aber auch auf die für viele Dialekte des Deutschen (darunter im Prinzip alle schlesischen) typische Formentwicklung und auf die allgemeindeutschen Tendenzen zur Schwa-Reduzierung zurückgeführt werden.

Das letzte auf der vokalischen Ebene im untersuchten Korpus reichlich vorkommende Phänomen bildet zugleich einen gewissen Übergang zum Konsonantismus. Die Informantin spricht in ihren Aufnahmen – auch im standarddeutschen Text – nämlich Diphthonge kaum aus. Der sprachhistorisch sowohl intra- als auch interlingual häufig nachweisbare Mechanismus beruht nicht nur auf der einfachen Monophthongierung eines Diphthongs, sondern auch auf einer Substitution, in der die vokalische Auslautsphase des Diphthongs durch einen Gleitlaut ersetzt wird und was eine Lautsequenz Vokal+Gleitlaut ergibt. Dabei wird die durch natürliche Spannung erhöhte Dorsalität des getilgten Vokals noch mehr intensiviert, was für Gleitlaute charakteristisch ist (vgl. TWOREK 2012: 116–117, 233). Das standarddeutsche prärdorsal ausgehende [ae] wird somit zu ebenfalls prärdorsal ausgehender Sequenz [aj], das Gleiche gilt auch für [ɔø], das zu [ɔj] wird. Und das standarddeutsche postdorsal ausgehende [ao] wird dagegen zu ebenfalls postdorsal ausgehender Sequenz [aw]<sup>19</sup>. Diese im untersuchten Korpus reichlich vorkommende Substitution ist auf jeden Fall als Reflex der Aussprachemuster im Polnischen zu interpretieren. Deutsch und Polnisch sind Sprachen, die in ihren phonetisch-phonologischen Inventaren komplementäre Lücken in Sprachlautsubklassenpräsenz aufweisen, die ein interlinguales, reziprok äquivalentes Modell bilden: das Deutsche verfügt über Diphthonge und über keine Gleitlaute, das Polnische umgekehrt – verfügt über Gleitlaute und über keine Diphthonge.

## Konsonantismus

Die oben angedeutete Präsenz der Gleitlaute im Schönwälder Untersuchungsmaterial ist ein Resultat des interlingualen Verhältnisses zwischen einem Dialekt des Deutschen und dem polnischen Standard, wo auf äquivalente Weise das Schönwälder Konsonantensystem um Gleitlaute ergänzt wurde, womit des Weiteren Defizite in der Realisierung der standarddeutschen Diphthongaussprache kompensiert werden<sup>20</sup>. Diese interlinguale Äquivalenz lässt sich somit nicht phonologisieren. Dies gilt auch für die weiteren Beispiele der

---

systeminterne [a]-Überschuss wird einigermaßen kompensiert, weil relativ oft die [a]/[a:]-Stammvokale zu [ɔ]/[ɔ:]/[o:]/[o:] dorsal erhöht werden, z.B. *Straße, Platz* (vgl. LASATOWICZ/TWOREK 2016).

<sup>19</sup> Die einzelnen Realisierungen der Diphthonge im analysierten Material sind jedoch vielfältiger, was aus der Kopplung von mehreren Mechanismen resultiert. Neben Substitution der Diphthonge durch Vokal-Gleitlaut-Sequenz spielen auch Spannungstilgung und Entrundung ihre Rollen. Dazu ausführlicher LASATOWICZ/TWOREK (2016).

<sup>20</sup> Auf interessante Weise beschreibt GUSINDE das Phänomen (allerdings aus umgekehrter koartikulatorischer Perspektive), indem er mit damaligem methodologisch-terminologischem Instrumentarium agiert: „Anders liegt es bei *üo, ië*. Hier ist der Lautgehalt des zweiten Bestandteils deutlich vernehmbar. Es handelt sich also hier nicht um einen Laut, der nur gegen Ende andere Färbung gewinnt, sondern um regelrechte unechte Diphthonge. Der Ton liegt bei *üo, ië* wie bei *iu* und *eɔ* auf dem ersten Bestandteil. *ü, i* sind in diesen Diphthongen nicht ganz so lang wie die einfachen Längen *ü, i* usw., sondern stehen in der Mitte zwischen gewöhnlicher Länge und Kürze“ (1911: 3).

Verwendung vom [w] bzw. velarisierten [ɥ] an Stelle des standarddeutschen [l] nach medio- oder postdorsalen Vokalen, was übrigens eine u.a. bairisch-österreichische Tendenz ist und auf die ursprünglichen Kontakte der beiden Dialekte hinweisen kann.

Die stimmlosen Verschlusslaute werden (bis auf einige durch Atemzugverteilung verursachte beiläufige Fälle) im analysierten Korpus<sup>21</sup> kaum aspiriert. Dies korrespondiert zwar mit dem polnischen Artikulationsmodell, man darf aber nicht vergessen, dass – wie LOTZMANN es bereits 1975 bewiesen hat – die [p / t / k] im Deutschen insgesamt nur instabil, stark individualisiert, und konsituationsabhängig behaucht werden, was prozentuell zwischen 75% im Anlaut und um 30% im In- und Auslaut oszilliert. Für den Einfluss des Polnischen kann in diesem Fall jedoch die Tatsache sprechen, dass die Aspiration bei polnisch-sprechenden deutschen Muttersprachlern zum wesentlichen Teil gehalten wird (besonders anlautend) und zum charakteristischen Merkmal ihrer Aussprache des Polnischen wird.

Die intersegmentalen koartikulatorisch-assimilatorischen Mechanismen, die konsonantische Artikulation mitprägen können, werden durch die Informantin nach dem Prinzip der Natürlichkeit realisiert. Als Paradebeispiel gilt in diesem Zusammenhang die Analyse der Palatalisierungsrichtung im Deutschen und im Polnischen. Allgemeine Tendenz zur Konservierung eigener (d.h. muttersprachlicher) Gewohnheiten lässt sowohl bei denjenigen Sprechern, die intensiv eine fremde Sprache benutzen<sup>22</sup>, als auch bei bilingualen Personen allmählich nach, und wird zugunsten einer Version umgestaltet, die natürlicher und deswegen artikulatorisch ökonomischer ist. Hinsichtlich der Palatalisierung bedeutet das, dass die für die deutsche Sprache charakteristische progressive (lies: natürlichere) Richtung deutlich bevorzugt wird. Im Untersuchungskorpus sind keine Spuren polnischer Palatalisierungsmechanismen bzw. -gewohnheiten zu finden.

Abschließend ist auf ein Phänomen hinzuweisen, das die Stärke der soziophonischer Motivation bei der individuellen Aussprachegestaltung illustriert. Mit solchen idiophonischen Tendenzen strebt man nicht nur nach der artikulatorischen Ökonomisierung der Aussprache, sondern auch nach einer Art interlingualer Anpassung, die durch das Vermeiden des Auffallens zum Ausdruck gebracht wird. Ein derartiges soziophonisches Phänomen ist die Verwendung der /r/-Laute. Da die etwa prototypische Aussprache des apikalen [r] die sprechmotorisch schwierigste von allen vorhandenen Sprachlautformen ist, wird sie in vielen Sprachen unterschiedlich systematisch vereinfacht bzw. durch andere Artikulationsvarianten ersetzt. Im analysierten Korpus lässt sich beobachten, dass die Schönwalddesche Aussprache der /r/-Laute weitgehend dazu neigt, mit ihrer Aussprache in der dominanten Umgebungssprache konform zu sein. So realisiert die Informantin die für die polnische /r/-Aussprache übliche apikale [r]-Form in den allermeisten Positionen, wo das /r/ im Deutschen konsonantisch ausgesprochen wird (prä vokalisches und in Post-/a/-Stellen). Präkonsonantisch schwankt sie zwischen dem [r] und dem im Polnischen unbekanntem vokalisiertem [ɐ]. In allen sonstigen postvokalisches Positionen vokalisiert sie das /r/ zum [ɐ] nach dem standarddeutschen Modell (vgl. Tworek 2016: 604-605).

<sup>21</sup> Allerdings ist gerade bei der Interpretation der Aspirationswahrnehmung eine gewisse Vorsichtigkeit wegen technischer Qualität der Aufnahmen unbedingt nötig.

<sup>22</sup> Dies kann Mechanismen der sog. rückgerichteten Interferenz aktivieren.

## 7. Abschließende Bemerkungen

Die ehemalige deutsche Sprachinsel in schlesischem Schönwald hat den Status eines deutschen Dialekts bis ihrer Auflösung im Jahre 1945 behalten. Die nach dieser zeitlichen Zäsur entstandenen Materialien ermöglichen trotz ihres stark idiophonischen Charakters den Einblick in die phonetischen Besonderheiten des Sprachinseldialekts, weil sie mit früheren von GUSINDE am Anfang des 20. Jhs. veröffentlichten Daten zum wesentlichen Teil kongruent sind. Die Inselfsprache Schönwalds wurde in ihrer Geschichte langjährigen Einflüssen des in der Umgebung dominierenden Polnischen ausgesetzt. Zwei wichtigste und effektivste Tendenzen, die das phonetische Bild des Schönwalddeutschen mitgeprägt haben, waren die Artikulationsökonomisierung (aus zwei oder mehreren Möglichkeiten werden die einfacheren gewählt) und das Vermeiden des Auffallens (Tendenz so zu sprechen wie die anderen rund um mich). Die ersteren Fälle umfassen grundsätzlich phonetische Varianten, die aus eigener Ausgangssprache hergeleitet werden, in den letzteren werden vor allem Phänomene aktiviert, die ihren Ursprung in der dominierenden Umgebungssprache haben. In beiden Tendenzen hat man in erster Linie mit Erscheinungen zu tun, die den phonologischen Status dialektaler Formen in Bezug auf die standardsprachliche Bewertung nicht ändern. Solche außerphonologischen Phänomene scheinen für die Gestaltung dialektaler und insbesondere sprachinselartiger Phonetik äußerst ausschlaggebend zu sein.

## Literatur

- CRYSTAL, David (2010): *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache* (Übersetzung und Bearbeitung der deutschen Ausgabe: RÖHRIG, Stefan et al.). Berlin.
- CZOCHRALSKI, Jan (1981): Zur sprachlichen Interferenz. In: *Linguistics* 67, 5-25.
- DULIČENKO: Дуличенко, Александр Д. (1981): *Славянские литературные микроязыки* [Slawische Literaturmikrosprachen]. Таллин.
- FÖLDES, Csaba (2006): „Sprachinsel“ – Paradigma auf dem Prüfstand. Konzept, Terminologie und Forschungsmethodologie. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 125, 321-341.
- GUSINDE, Konrad (1911): *Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien (die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz)*. Breslau.
- GUSINDE, Konrad (1912): *Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien*. Breslau.
- HATŁAS, Jerzy (2015): Gagauzi jako przykład współczesnego mikronarodu [Gagausen als Beispiel eines gegenwärtigen Mikrovolkes]. In: *Poznańskie Studia Slawistyczne* 8, 315-329.
- HUTTERER, Claus (1982): Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: BESCH, Werner / KNOOP, Ulrich / PUTSCHKE, Wolfgang / WIEGAND, Herbert E. (Hg.): *Dialektologie. Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, vol. 1, Berlin, 178-189.
- HUTTERER, Claus (1994): Sprachinseldialektologie. In: MATTHEIER, Klaus J. / WIESINGER, Peter (Hg.): *Dialektologie des Deutschen. Entwicklungsstand und Entwicklungstendenzen*. Tübingen, 93-101.
- JUNGANDREAS, Wolfgang (1928): *Beiträge zur Erforschung und Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart*. Breslau.

- KUHN, Walter (1934): *Deutsche Sprachinsel-Forschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren*. Plauen.
- LASATOWICZ, Maria Katarzyna / TWOREK, Artur (2016): Die deutsche Sprachinsel Schönwald. Zu den phonetischen und morphologisch-syntaktischen Auffälligkeiten eines Sprachkorpus. In: *Die deutsche Sprache in multikulturellen Räumen*, [im Druck].
- LÖFFLER, Heinrich (2003): *Dialektologie. Eine Einführung*. Tübingen.
- LOTZMANN, Geert (1975): *Zur Aspiration der Explosivae im Deutschen*. Göppingen.
- MACHA, Jürgen (2016): Deutsche Sprachinseln und ihre Erforschung. In: SCHULZE, Kordula / TYAN, Natalia / ENGELHARDT, Laura (Hg.): *Usbekisch-Deutsche Studien IV. Kontakte: Sprache, Literatur, Kultur, Didaktik*. Berlin, 97-112.
- MATTHEIER, Klaus J. (1994): Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In: BEREND, Nina / MATTHEIER, Klaus J. (Hg.): *Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig*. Frankfurt/Main, 333-348.
- MATTHEIER, Klaus J. (1996): Methoden der Sprachinselforschung. In: GOEBL, Hans / NELDE, Peter H. / STARÝ, Zdeněk / WÖLCK, Wolfgang (Hg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, vol. 1, Berlin, 812-819.
- MORCINIEC, Norbert (1989): Zum Wortgut deutscher Herkunft in den polnischen Dialekten Schlesiens. In: *Zeitschrift für Ostforschung* 38(3), 321-336.
- NOWICKA, Ewa / GŁUSZKOWSKI, Michał (Hg.) (2013): *Ślowsiańskie wyspy językowe i kulturowe* [Slawische Sprach- und Kulturinseln]. Toruń.
- RIEHL, Claudia M. (2004): *Sprachkontaktforschung*. Tübingen.
- RIEHL, Claudia M. (2010): Discontinuous language spaces (Sprachinseln). In: AUER, Peter / SCHMIDT, Jürgen E. (Hg.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation* (Band 1. Theories and Methods). Berlin, New York, 332-354.
- WIESINGER, Peter (1980): Deutsche Sprachinseln. In: ALTHAUS, Hans Peter / HENNE, Helmut / WIEGAND, Herbert E. (Hg.): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen, 491-500.
- TRAMBACZ, Waldemar (1973): Einige Bemerkungen zum Einfluß der polnischen Sprache auf die Mundart von Bojków. Versuch einer strukturellen Betrachtungsweise. In: *Lingua Posnaniensis* 17, 73-79.
- TRUDGILL, Peter (1986): *Dialects in Contact*. Oxford.
- TWOREK, Artur (2012): *Einführung in die deutsch-polnische vergleichende Phonetik*. Dresden, Wrocław.
- TWOREK, Artur (2016): Außerphonologische Aussprachephänomene als Folgen des Sprachkontaktes. In: *Наукові записки. Філологічні науки* 146. Кіровоград, 601-605.
- WEINREICH, Uriel (1953): *Languages in Contact. Findings and Problems*. New York.
- ZABROCKI, Ludwik (1961): Gesetze bei Übernahme von fremden Orts- und Flurnamen (Probe einer strukturellen Betrachtungsweise). In: *VI. Internationaler Kongreß für Namensforschung. Kongreßberichte III*. München, 791-797.

Gdańsk 2016, Nr. 35

Marek Cieszkowski  
Universität Bydgoszcz

## Die Verknüpfung von individuellen und kollektiven Handlungsräumen der Wolgadeutschen im Pressediskurs der 1920er und 1930er Jahre

**Spaces of Individual and Collective Action of Volga Germans and the Relation Between Them as Presented in the Press Discourse Dating Back to 1920s and 1930s.** – The subject of the analysis comprises traces of individual and collective action of Volga Germans which can be found in the press discourse dating back to 1920s and 1930s. The purpose of the discourse analysis is to capture and extract the said practices from the text structure and to interpret them in terms of social and cultural relations in the Soviet Union. The central theme of the analysis includes state-sanctioned collective anti-religious actions linked with individual actions.

**Keywords:** spaces of individual and collective action, press discourse, Volga Germans, Communist ideology, anti-religious attitudes

**Przestrzeń indywidualnych i kolektywnych działań oraz ich powiązanie w dyskursie prasowym Niemców Powołża lat 20. i 30. XX wieku.** – Przedmiotem analizy są ślady indywidualnych i kolektywnych działań Niemców Powołża, które można odnaleźć w dyskursie prasowym lat 20. i 30. XX wieku. Celem analizy dyskursywnej jest ich uchwycenie i wydobywanie ze struktury tekstów oraz interpretacja na tle panujących stosunków społeczno-politycznych i kulturalnych w Związku Radzieckim. Tematem rozważań są sankcjonowane przez państwo antyreligijne działania kolektywne, powiązane z działaniami o charakterze indywidualnym.

**Słowa kluczowe:** przestrzeń działań indywidualnych i kolektywnych, dyskurs prasowy, Niemcy Powołża, ideologia komunistyczna, postawy antyreligijne

Ziel des Beitrags ist es, das Phänomen der wolgadeutschen Presse der 1920er und 1930er Jahre als Moment wissenschaftlichen Arbeitens sichtbar zu machen und für die sprachdiskursive Rekonstruktion von kollektiven und individuellen Handlungsräumen aus der Vergessenheit zu holen. Im Besonderen soll versucht werden, vergessene Subjekte und Situationen in ihren spezifischen Handlungsräumen zu verorten und als Teil eines sozialen, spannungs- bzw. konfliktreichen Diskurses darzustellen.

### 1. Methodologische Verortung und methodisches Vorgehen

Bei der Untersuchung des wolgadeutschen Pressediskurses soll methodologisch auf folgende Art und Weise vorgegangen werden: soziale, mediale, ästhetische oder politische Diskurse werden als Ereignisse aufgefasst und sprachlich als Aussagen formuliert

(vgl. FOUCAULT 1974: 35). Ereignisse treten äußerst selten allein auf, daher sind sie nie eindimensional und können nicht nur dem einen oder dem anderen Diskurs oder Diskurstyp zugeordnet werden. Wie die bisherige diskursanalytische Forschung nachgewiesen hat, bilden jegliche Diskurse vielfach verdichtete, ineinander verschränkte Komplexe, die „auf Grund ihrer Häufung auf eine gewisse Ordnung, eine Struktur bzw. einen geregelten Ablauf schließen“ (SPIESS 2008: 240) lassen. Sprachlich formulierte Aussagen sind Wissensformationen, die uns in traditioneller Form als Texte diverser Art (Ergebnisse sprachlicher Handlungen) zur Verfügung stehen oder im kritischen Umgang mit dem Vergangenen als wichtiger Bestandteil der Erinnerungskultur erst zugänglich gemacht werden.

Unter Erinnerungskultur sind „alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse zu verstehen“, seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur“ (CORNELISSEN 2012: 1). Erinnerungen werden durch mehrere Repräsentationsmodi festgehalten und für gegenwärtige Zwecke reaktiviert. Nach ASSMANN (2006: 17) sind sie keine „geschlossene[n] Systeme, sondern berühren, verstärken, kreuzen, modifizieren, polarisieren sich in der gesellschaftlichen Realität immer schon mit anderen Erinnerungen und Impulsen des Erinnerns“, sodass von „Konstellationen, Geflechte[n] und Konfrontationen verschiedener Erinnerungen“ (ebenda) gesprochen werden muss.

Für die folgende Analyse wird eine ausgewählte Menge von Preetexten<sup>1</sup> herangezogen, die in den 20er und 30er Jahren in der Wolgarepublik erschienen und während einer Archiv- und Bibliotheksrecherche in Saratow und in Engels (Pokrowsk)<sup>2</sup>, der ehemaligen Hauptstadt der Wolgadeutschen, dokumentiert wurden. Mit anderen Worten: „das Korpus selbst konstituiert das Untersuchungsobjekt und damit auch die erzielbaren Ergebnisse“ (vgl. BUSSE/TEUBERT 1994: 15). Da Texte „niemals etwas nur Individuelles, sondern immer auch sozial und historisch rückgebunden“ (JÄGER 2009: 117) und somit in gesellschaftspolitische, ökonomische, religiöse, ästhetische usw. Zusammenhänge eingebettet sind, braucht es fachübergreifende Methoden, um ihre sinnstiftenden Potentiale aufzudecken und explanativ zu beschreiben.

Diskursanalysen können unterschiedlich perspektiviert werden. Ohne mich jedoch an dieser Stelle auf die mittlerweile disziplinenübergreifende Diskussion zu gängigen Diskurs- und Raumkonzepten<sup>3</sup> einzulassen, möchte ich auf das von GARDT (2007) entwickelte und weit diskutierte diskurslinguistische Modell eingehen, das im Folgenden genutzt werden soll, um einen qualitativen Rahmen für weitere Überlegungen zu schaffen sowie deren formal-begriffliche Verankerung in einem theoretischen Ansatz zu ermöglichen. In diesem Deskriptions- und Explanationsmodell werden vier heterogene Komponenten unterschieden, die aufeinander abgestimmt sind: 1) die textbezogene Komponente, die den Diskursbegriff für die Textanalyse operationalisierbar macht und eine zu einem Korpus geordnete Menge von Einzeltexten als Endprodukte intertextueller Beziehungsnetze

<sup>1</sup> Die analysierten Texte sind am Ende des Beitrags aufgelistet (vgl. Siglenaufschlüsselung).

<sup>2</sup> Die Untersuchung wird im Rahmen des vom Polnischen Zentrum für Wissenschaft geförderten Forschungsprojekts *Zur Sowjetisierung der wolgadeutschen Sprachvarietät in den 20er- und 30er-Jahren* (DEC-2012/05/B/HS2/04104) durchgeführt.

<sup>3</sup> Einen umfassenden Einblick in die Raumproblematik bietet u.a. die Publikation von DÜNN, Jörg / GÜNZEL, Stephan (2012) (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/Main.

und Repräsentanten „einer seriell organisierten diskursiven Praxis“ (WARNKE 2002: 133) auffasst; 2) die handlungsbezogene Komponente, in der der Diskursbegriff in das Konzept des sprachlichen Handelns involviert ist und verschiedene Objekte und Situationen prozessual-systematisch betrachten lässt; 3) die wissensbezogene Komponente, in der die Gesellschaft und alle am gesellschaftlichen Geschehen beteiligten Akteure (Individuen und soziale Gruppen) das tradierte, d.h. durch sprachliche Handlungen erzeugte und fortdauernde Wissen erkennbar machen; Wissen ist daher ein „dynamisch verhandeltes Gut der Vergesellschaftung“ (WARNKE 2009: 114); 4) die machtbezogene Komponente, die handlungsleitende Stimuli gesellschaftlicher Veränderungen umfasst; die Funktion der Stimuli beruht nicht nur darauf, gesellschaftliche Prozesse und Verhältnisse wiederzugeben, sondern „entscheidend zur mentalen und damit auch ontologischen Konstituierung gesellschaftlicher Wirklichkeit“ beizutragen (GARDT 2007: 29). Macht wird in diesem Kontext als Prozess der diskursiven Wissenszirkulation verstanden, in dem Handelnde über ein materielles und/oder immaterielles Vermögen verfügen, das ihnen die Möglichkeit bietet, sich gegen andere durchzusetzen oder andere in gewisser Weise zu beeinflussen. Damit stehen Macht und Wissen in einer gegenseitigen Beziehung, „weil es keine Machtbeziehung gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert“ (FOUCAULT 1992: 39).

## 2. Zum wolgadeutschen Pressediskurs

Der wolgadeutsche Pressediskurs ist durch besondere Umstände bedingt, die einerseits mit der politisch-ökonomischen Entwicklung in Russland zusammenhängen, als die Zarenregierung im Rahmen einer Werbekampagne zwischen ca. 1770 bis 1870 „auf un bebautem und neu erobertem Land mitteleuropäische Bauern und Handwerker“ (BEREND 2011: 19), darunter Deutschstämmige, ansiedelte, andererseits mit der daraus resultierenden Kulturpolitik, indem man die im Manifest vom 22. Juli 1763<sup>4</sup> von Zarin Katharina II. zugesicherten Freiheiten und Privilegien sukzessiv einschränkte und schließlich eine intensive Russifizierungspolitik gegenüber das russische Territorium bewohnenden Nationalitäten betrieb. Mit diesen Umständen lässt sich zumindest teilweise erklären, warum die wolgadeutsche Presse jahrzehntelang ein stiefmütterliches Dasein führte und warum deutsche Siedler im Russischen Reich nahezu 100 Jahre keinen direkten Zugang zur deutschsprachigen Literatur und Presse hatten (vgl. CIESZKOWSKI 2015: 46).

Die wolgadeutsche Presse begann sich erst im Zuge der Leninschen Nationalitätenpolitik der 20er Jahre zu entwickeln, nachdem 1924 die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen proklamiert wurde, die bis 1930 ihre politische, wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit erlebte. Gleiche Eigentums- und Wirtschaftsverhältnisse im postrevolutionären Russland haben in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Wandel der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse auch in den anderen autonomen Republiken der Sowjetunion beigetragen; tiefgreifende, gesellschaftspolitische Entscheidungen wurden fortan für die

<sup>4</sup> Der Wortlaut des Manifests kann u.a. in ГЕРМАН/ИЛЛАРИОНОВА/ПЛАЕВ (2007: 7-11) nachgelesen werden.

Zwecke der neuen, bolschewistischen Staatsideologie dienstbar gemacht. Somit betrieb man eine Gesellschaftspolitik, die im Dienste der neuen Weltanschauung stand und deren Folgen die Enteignungen der (wohlhabenden) Bauern (russ. *раскулачивание*) und ihr wirtschaftlicher Ruin sowie politische Verhaftungen und Massenrepressalien waren. Der Pressediskurs in der Wolgarepublik übt daher wie alle Diskurse dieser Art Macht aus, da er Machtstrukturen unterstützt (d.h. dem offiziellen Kurs der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung verpflichtet bleibt) sowie gefordertes Wissen produziert und transportiert, das „kollektives und individuelles Bewusstsein speist“ (BETTINGER 2007: 81).

### 3. Die Inszenierung des neuen Lebens

Das Kollektive und das Individuelle sind aber in diesem Fall aufs engste miteinander verflochten und nur schwer voneinander zu trennen. Das sowjetische Staatssystem war ein totalitäres System mit einer strukturlosen (klassenlosen) Massengesellschaft, in der atomisierte und isolierte Individuen (vgl. ARENDT 2015: 696; 697) als „Verbrecher ohne Verbrechen“ (ARENDT 2015: 644) dem repressiven Staatsapparat und seiner Willkür völlig ausgeliefert waren. So konnte man z.B. nicht nur einen einzelnen Sowjetbürger als Schuldigen zur Rechenschaft ziehen (wobei die Frage nach seiner tatsächlichen Schuld unerheblich war), sondern auch „den Kreis seiner normalen Beziehungen, seine Familie, seine Freunde, seine Arbeits- und Berufskollegen, seine Bekanntschaften“ (ARENDT 2015: 696) – individuelle Fälle wurden daher kollektiv behandelt und mit aller Härte des Unrechtsstaates gebrandmarkt. Diese Behauptung steht exemplarisch für die im täglichen Leben anerkannten und vom Staatsapparat verlangten Handlungspraktiken, betrifft aber im gleichen Maße die Gerichtsbarkeit sowie andere Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens.

In der bolschewistisch regierten Sowjetunion herrschte ein Staatssystem, in dem „es gegen die Staatsmacht keine Gruppensolidarität und keine Hilfe“ gab, „jeder jedem mißtrauen mußte“, jedes menschliche Schicksal „in absoluter Hilflosigkeit und Verlassenheit von höheren Mächten abhing“ und „alle Freiheiten kollektiv entzogen worden waren“ (ARENDT 2015: 690; 691). Die Sowjetmacht erhob den Anspruch, nahezu alle Sphären des menschlichen Lebens zentraler Lenkung und Kontrolle zu unterwerfen. Es wurde das Ziel verfolgt, einen Menschen zu erziehen, „dem das überkommene Leben nicht mehr galt, der sich der neuen Ordnung ganz verschrieb, familiäre und religiöse Bindungen abwarf und sich als Individuum aufgab“ (BABEROWSKI 2014: 132). Es galt, den inneren Feind der Vergangenheit aus dem Bewusstsein des alten Menschen zu vertreiben und an seine Stelle einen dem Staat gegenüber bedingungslos ergebenden Enthusiasten der neuen Epoche zu setzen. Im Prozess der proletarischen Selbstwerdung musste er stets an die unbegrenzten Möglichkeiten der menschlichen Natur glauben und die Idee der Revolution, zu der es keine Alternative gab, an die breite Masse der Veränderungswilligen weitergeben. Es war offenbar, dass „Disziplinierung und Zurichtung“ im Ermessen des Menschen selbst lagen, und die Avantgardisten des Bolschewismus waren es, „die sich im Namen

der Geschichte berufen fühlten, diese Disziplinierung ins Werk zu setzen“ (BABEROWSKI 2014: 135).

Im großen Chaos aller massenpolitischen und kulturrevolutionären, indoktrinierend wirkenden Kampagnen wurde nicht zuletzt Gewalt zur Selbstverständlichkeit, denn unter Berufung auf höhere Zwecke konnte jede Gewalttat (z.B. Zwangsumsiedlungen, Säuberungen, Massenmorde, Schauprozesse) propagandistisch gerechtfertigt werden, sobald der totalitäre Staatsapparat in seinen Strukturen erstarrte und sich dadurch stärker und sicherer fühlte (vgl. ARENDT 2015: 731).

Die Menschen in der Sowjetunion sprachen öffentlich eine neue Sprache, die Sprache der fortschreitenden Revolution und des allgegenwärtigen Propagandaapparats; sie feierten auch neue Feste und wurden sukzessiv gezwungen, sich der Ideologie entsprechenden (aber noch lange fremdwirkenden) Ritualen des Familienlebens und Praktiken im Berufsleben unterzuordnen. Ziel war es, durch die Gewöhnung an Neues breite Bevölkerungsschichten zu binden. Das Neue spiegelte sich in der Namensgebung wider (*Melior, Rewmir, Okean*), im Lebensstil, in dem Privaträume immer enger wurden und das Öffentliche zunehmend die persönliche Freiheit beanspruchte, in der verstaatlichten Architektur der Großstädte, im verödeten Straßenbild und in Festen (*Tag der Revolution, Erster Mai*), die die alten Bräuche zum Teil gewalttätig ersetzten oder Schritt für Schritt verdrängten.

Die Kulturrevolution betraf nicht nur die russischsprachige Bevölkerung, sondern auch andere Nationalitäten, darunter verschiedene Nationalitäten im sowjetischen Orient. Damit meine ich u.a. die Latinisierung der Schriftsprachen, die die Muslime mit einem Male von der bisherigen Überlieferung trennte und lesekundige Mullahs zu Alphabeten machte, das antireligiöse Projekt der Zentralmacht auch an den asiatischen Rändern der Sowjetunion verwirklichte und die Sache des sozialistischen Aufbaus den dort angesiedelten Menschen näherbrachte; das Emanzipationsprojekt für Frauen, die bisher in einer männerdominierten Gesellschaft lebten und sich zu neuen gesellschaftlichen Regeln bekennen mussten – was keine leichte Entscheidung war, wenn man etwa bedenkt, dass es in Zusammenhang damit in der islamischen Welt zu Konflikten kam, deren Folge gewaltsame Übergriffe auf Frauen waren, die dem Programm der Entschleierung folgten oder der kommunistischen Partei beitraten (vgl. BABEROWSKI 2014: 149–154).

#### 4. Die wolgadeutsche Presse im Dienste der neuen Ideologie

Unter solchen Umständen, die in ihrer Totalität aus wohl erklärlichen Gründen nur skizzenhaft dargelegt wurden, wird die Presse in der Wolgarepublik zum aktiven Akteur der gesellschaftlichen Szene, der Wirklichkeitsausschnitte sequenziert und neu strukturiert sowie signifikante Ereignisse aus der Öffentlichkeit selektiert, um ihnen im Prozess intellektueller Auseinandersetzung eine sprachlich-textuelle Repräsentanz zu verleihen. Im Hinblick darauf werden konzeptualisierte Textwelten wiederhergestellt, in denen – aus der Perspektive der modernen Forschung – relevantes, tradiertes Wissen aus der wolgadeutschen Vergangenheit eingeschlossen ist. Dieses Multiwissen wird auf zweierlei Wegen zu erschließen sein: zum einen „aus der psychologisch motivierten kognitiven Perspektive

heraus im Zusammenhang mit subjektiver Wahrnehmung“, zum anderen aber auch „aus der gesellschaftlich, historisch und kulturell bedingten Perspektive heraus im Sinne von kollektivem Bewusstsein und kulturellem Gedächtnis“ (FRAAS 2003: 5).

Die deutschsprachige Presse der damaligen Zeit, die „national nach der Form, dem Inhalt nach sozialistisch“ (ENGEL-BRAUNSCHMIDT 1987: 115) war, fügte sich allmählich in den offiziellen Diskurs der Kommunistischen Partei ein und unterstützte den Prozess der sprachpolitischen Massenindoktrinierung weitgehend. In den wolgadeutschen Presse-texten wird das neue gesellschaftspolitische Wissen machtpolitisch vervielfältigt und in die Öffentlichkeit getragen. In Umlauf gesetzt wurden alle durch den Staatsapparat oktroyierten Handlungsschemata, auf die jedes Mal zweckbestimmt zurückgegriffen wurde. Die wolgadeutsche Presse hatte somit einen popularisierend-propagandistischen Charakter. Relevant war dabei das administrativ-territoriale Prinzip, nach dem das System der sowjetischen Presse aufgebaut war. Das zentral organisierte System wurde binnen weniger Jahre auch auf die territorialen Strukturen der Autonomen Wolgarepublik übertragen<sup>5</sup> (vgl. ГЕРМАН/ИЛАРИОНОВА/ПЛЕВЕ 2007: 409) und blieb bis zur Zeit der Umsiedlung der Deutschen im Jahre 1941 nach Kasachstan und Sibirien bestehen<sup>6</sup>.

Die Sowjetmacht hatte bereits in der ersten Hälfte der 20er Jahre beschlossen, wie die massenpolitische Arbeit mit Stadt- und Landbevölkerungsgruppen gestaltet werden sollte. Erlassen wurde die Anweisung *Über die Arbeiter- und Bauernzeitungen*, in der u.a. eindeutig bestimmt wurde, wer in der Sowjetunion welche Pressetitel zu lesen hatte (vgl. ИЛАРИОНОВА 2006: 74). Im Anschluss wurde die *Verordnung über die Bauernpresse* (1931) erteilt, auf deren Grundlage sich schnell Kantonzeitungen sowie Zeitungen in Kollektivwirtschaften und Maschinen-Traktoren-Stationen (MTS) (russ. *машинно-тракторная станция*) zu entwickeln begannen. In der Regional- und Lokalpresse sind vor allem detaillierte Berichte über wirtschaftliche und soziale Erfolge zu finden, über Erfüllung und Übererfüllung der Normen von Tages-, Wochen-, Monats-, Jahres- und Fünfjahresplänen, lange Ansprachen von Stalin sowie anderen prominenten Partei- und Militärfunktionären, Dauerverpflichtungen von Parteiorganisationen, Arbeiter- und Jugendkollektiven und Feldbrigaden sowie verschiedene massenpolitische und wirtschaftliche Kampagnen (z.B. Frühjahrsaussaat- oder Massen-Agitationskampagnen) (vgl. ЧЕБОТАРЕВА 1999: 330; ИЛАРИОНОВА 2006: 74; ГЕРМАН/ИЛАРИОНОВА/ПЛЕВЕ 2007: 408). Auf individuelle Bedürfnisse und Belange wurde nur selten eingegangen, weil sie aus ideologischen Gründen nicht thematisiert werden durften, es sei denn, sie hatten negativen Einfluss auf das allgemeine soziale Verhalten (z.B. übermäßiger Alkoholkonsum) und verlangten eine kollektive Erwiderng<sup>7</sup>.

---

<sup>5</sup> Für nähere Angaben zur Geschichte der wolgadeutschen Presse und ihrer inhaltlichen Ausrichtung in den 20er und 30er Jahren vgl. KORN (2012: 180-189), МЕДЕЛСКА (2014: 219-243) und CIESZKOWSKI (2015: 43-49).

<sup>6</sup> Damit begann die sogenannte „Periode des großen Schweigens“, die bis zum Anfang der 1960er Jahre dauerte (vgl. KORN 2012: 188).

<sup>7</sup> In den 1930er Jahren wurden in der Wolgarepublik insgesamt 13 Kantonzeitungen und 21 Zeitungen der MTS in deutscher Sprache herausgegeben (vgl. KORN 2012: 187).

## 5. Spuren des Individuellen im Kollektiven

Das individuelle Handeln der Wolgadeutschen wurde in der gesellschaftlichen Praxis durch das kollektive Handeln verdeckt oder ersetzt, konnte aber – wie der damaligen Presse teilweise zu entnehmen ist – nicht spurlos verdrängt werden. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die Spuren des Individuellen in wolgadeutschen Presstexten am Beispiel der antireligiösen Haltung des sowjetischen Staatsapparates aufzudecken und sprachlich-rekonstruktiv zu bearbeiten.

Die jährliche Gedächtnisfeier der Auferstehung Jesu Christi war wohl schon lange ein Dorn im Auge der sowjetischen Propagandisten, wenn noch im Jahre 1938 (d.h. 21 Jahre nach der Oktoberrevolution) in der „Roten Sturmflagge“ ein pseudowissenschaftlicher Artikel erscheint, in dem Ostern als „ein Tag des größten Betrugs der gläubigen Werktätigen“ (RSF 80/1938: 2), „ein schändliches Überbleibsel der verfluchten Vergangenheit“ (ebenda) und „ein ekelhaftes Erbe der alten Welt“ (ebenda) bezeichnet wird. Zwar wird potenziellen Lesern zu bedenken gegeben, dass man sich früher nach den Jahreszeiten richtete, die man nicht erklären konnte, und alljährlich am Tage der Tagundnachtgleiche „die Auferstehung des Gottes der Sonne und der Gewächse“ (ebenda) feierte, dass „die Legende über altorientalische Götter-Erlöser und die Feiertage ihnen zu Ehren“ (ebenda) die Grundlage für die Entstehung der christlichen Religion bildete, aber „diese Legende“ (ebenda), wie im Folgenden dargelegt wurde, „erwies sich als sehr vorteilhaft für die Ausbeuter“ (ebenda), denn sie „lehrte die Unterdrückten Duldung und Demütigkeit“<sup>8</sup> und „beruhigte sie mit der Hoffnung auf das Kommen des Gottes-Erlösers“ (ebenda). Diese mehr oder weniger überzeugende Ausführung endet abrupt und lässt keinen Zweifel an der Art der betriebenen Rhetorik aufkommen: „[E]r aber kommt nicht und wird natürlich auch niemals kommen“ (ebenda). Der Gedanke wird gleich danach noch einmal aufgegriffen, um eine Verstärkung durch Bezugnahme auf Stalin zu erfahren, wenn diesbezüglich aus einer seiner Reden aus dem Jahre 1912 zitiert wird: „Jede Klasse hat ihre Lieblingsfeiertage [...]. Auch die Pfaffen haben ihre Feiertage und auf<sup>9</sup> ihnen lobpreisen sie die bestehende Ordnung, wo die unermüdlich Arbeitenden in Armut umkommen, und die Faulenzer aber in Überflusse schwelgen“ (ebenda). Zum Schluss wird die offizielle Meinung der Redaktion noch durch die Anmerkung verstärkt, dass das Osterfest von Geistlichen verschiedener Konfessionen lediglich „zur Verdummung der Werktätigen, zur Ablenkung derselben vom Kampf für ein glückliches, kulturelles Leben und zum Kampf gegen den sozialistischen Staat der Arbeiter und Bauern“ (ebenda) ausgenutzt werde. Aus der gesamten, ideologisch gestützten Schilderung ist herauszulesen, dass die Religion nicht als private Angelegenheit des Individuums betrachtet wird. Vielmehr ging es darum, dass der Staat als autoritäre Bildungs- und Erziehungsinstanz sich das Recht anmaßte, die Verantwortung für seine Bürger zu übernehmen, indem er die Gefühle der als unmündig behandelten Massen ansprach und ihre Gewohnheiten veränderte: Man „braucht[e] eine fügsame und willenlose Masse und kann mit einem kritischen Publikum nichts anfangen“ (STRASSNER 1987: 42).

<sup>8</sup> So im Original.

<sup>9</sup> So im Original.

Der Sowjetstaat wollte außerdem konkurrierende Interpretationen des Geschehens aus der Welt schaffen und nutzte Terror, um seine ideologische Doktrin mit Gewalt umzusetzen. Bereits 1922 wurden „in allen größeren Städten Sowjetrusslands Prozesse gegen orthodoxe Bischöfe und Priester inszeniert“, in denen „mehrere höhere Geistliche wegen konterrevolutionärer Aktivitäten zum Tod“ (BABEROWSKI 2014: 156) verurteilt wurden. Verschont wurden weder jüdische noch christliche oder islamische Geistliche, auch wenn der Terror gegen die islamische Geistlichkeit erst Ende der 20er Jahre begann, nachdem die bolschewistischen Propagandisten nach der Überwindung von Anfangsschwierigkeiten die Eliten in den islamischen Randregionen der Sowjetunion mit ihren Ideen erreicht hatten. Den derzeit zugänglichen Archivarien und wissenschaftlichen Auswertungen ist zu entnehmen, dass wahrscheinlich „in den späten zwanziger und dreißiger Jahren 80000 Geistliche aller Konfessionen ums Leben“ (BABEROWSKI 2014: 160) gekommen waren.

Die sowjetischen Machthaber ergriffen repressive Maßnahmen, um die Religion gänzlich aus dem öffentlichen Leben zu verbannen. So versuchte man mit geplanten Aktionen, nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder und Jugendliche für die eigene Politik zu gewinnen, als der Angriff auf die Religion auch in der Wolgadeutschen Republik an Intensität gewann. Genauso erschütternd wie destruktiv musste wohl auf die Jungpioniere eine in der „Trommel“ veröffentlichte Kurzgeschichte wirken, in der Folgen der Weihnachtsbräuche wie folgt beschrieben wurden:

Station Urbach ist ein katholisches<sup>10</sup> fanatisches Dorf, weswegen man auch hier noch so manches antreffen kann, was in anderen Dörfern nicht mehr ist. So ist es zum Beispiel Gebrauch, daß man zu Weihnachten oder Neujahr scharenweise „wünschen“ geht. Sehr aktiv bei dem „Neujahrswünschen“ waren die Kinder des Bürgers Eglinger. Die Kinder erkälteten sich stark, wurden krank und starben alle beide. So sehen wir wieder einmal, daß die Religion uns nur Schaden bringen kann. A.H. (DT 1-2/1930 (1931): 32).

Auf der Grundlage dieser Geschichte lässt sich der Mechanismus der Massenindoktrinierung und der ideologischen Beeinflussung erklären. Als Instrument der Sprachlenkung ist nach STRASSNER (1987: 42) die Ablehnung zu nennen, mit der ideologiegebunden an das Denken und die Urteilsbildung der Adressaten appelliert wird. Zwar werden keine Lösungsvorschläge vorgegeben, aber das Erzählte soll sich tief ins Bewusstsein der jungen Menschen einprägen. Es geht vor allem darum, auf das politische Bewusstsein der jungen Generation einzuwirken und ihr Bewusstsein als Erfahrungsfeld individueller Erkenntnisse mittels der herrschenden Ideologie umzubilden<sup>11</sup>. Logik und Kausalität sind zweitrangig, viel wichtiger ist die Wirkung. In diesem Falle die bewusste Abschreckung und Ängstigung der Kinder und wenig lebenserfahrenen Jugendlichen.

Das Problem der Religion war nur ideologisch zu lösen. Dabei war die bolschewistisch regierte Sowjetunion BABEROWSKI zufolge selbst „eine säkularisierte Religion, eine solche

<sup>10</sup> So im Original.

<sup>11</sup> STRASSNER führt sogar an, dass Propaganda „die Erziehung eines Volkes im Geiste einer Ideologisierung oder Indoktrination als Bewusstseinumbildung zu leisten“ (STRASSNER 1987: 43) habe.

freilich, die andere Religionen nicht neben sich ertragen konnte“ (BABEROWSKI 2014: 154). So war es für verschiedene Schichten der Bevölkerung wohl nicht mehr verwunderlich, als in der Presse der wolgadeutschen Rayons über Aufgaben der Pionierorganisation und Probleme im Kampf gegen die Religion nicht in höflicher, vorsichtiger Umschreibung oder Andeutung, sondern direkt berichtet wurde: „Die antireligiöse Propaganda muß nicht nur in den Schulen, sondern auch in den Pionierorganisationen und den Kinderspielplätzen eingeführt werden“ (DT 23/1929: 22), „doch mangelt es noch an qualifizierten antireligiösen Propagandisten“ (PL 11-12/1929: 28). Den engagierten Agitatoren und Aktivisten ging es darum, „die antireligiöse Arbeit in der Schule zu heben“ (DT 1-2/1930 (1931): 26) und zusehen, dass die Schulkinder „an allen antireligiösen Kampagnen aktiven Anteil“ (ebenda) nahmen. In die antireligiöse Propagandaarbeit wurde auch der sogenannte Bund der Gottlosen eingeschaltet, der die Attraktivität der neuen Lebensweise propagierte. Mit ihrer Arbeit waren die Gottlosen jedoch stets unzufrieden, worüber die regionale Parteipresse informierte: „Viel wurde schon über die vielseitige Arbeit geschrieben, die von den Gottlosenorganisationen durchgeführt werden muß, sowie über die Zirkelarbeit und die Arbeit in der Lesehalle, im Volkshaus und im Klub, leider aber wurde in den meisten Kantonen diesbezüglich noch wenig unternommen“ (PL 11-12/1928: 21). Das vorangetriebene Projekt, den Einfluss der Religion auf die Sowjetbürger einzuschränken bzw. zu brechen, stieß aber an Grenzen, was sich u.a. anhand der kritischen Aussagen von den Parteifunktionären nachzeichnen lässt. Auf einer Abrechnungs- und Wahlversammlung der primären Parteioorganisation im Warenburger Dorfsowjet wurde z.B. mehrmals „auf die schwache Leitung der Aufführungen der selbstbetätigten Kunst, auf die schwache OSO- und antireligiöse Arbeit hingewiesen“ (SB 64/1937: 2).

In diesem wie in vielen anderen Fällen wird stets mit Kategorien der herrschenden Ideologie argumentiert, die solange wiederholt werden, bis sie semantisch verblasst bis heute ihr Propagandadasein führen. In der Presse der 20er und 30er Jahre werden wahre oder fiktive Ereignisse aus dem sozialen Sowjetleben als Argumente gegen den sichtbaren oder unsichtbaren (der dann sowieso sichtbar wird) Feind angeführt, um eine Brücke zu schlagen, zwischen dem, was man in der Gesellschaft erreicht hat, was aber durch die Sabotage der inneren und äußeren Feinde stets gefährdet war, und dem, was man in Zukunft in der Gesellschaft erreichen will, was aber durch die Sabotage der inneren und äußeren Feinde stets gefährdet sein wird. Der Feind wechselt sein Gesicht, einmal ist es ein Feind, der „seine Fühler aus dem faschistischen Berlin [...] herüberstreckt“ (DK 2/1938: 14), ein anderes Mal sind es feindliche Gruppen – „Feinde der Sowjetregierung“ (RSF 81/1938: 1) oder „Feinde des Sowjetsystems“ (KOL 9/1937: 3), die „den Sowjetstaate [...] vernichten und die Interessen der Sowjetunion [...] verraten“ (KT 30/1938: 1) wollen. So wird die offizielle antireligiöse, stark ideologisch bedingte Propagandahaltung nicht selten mit der Tätigkeit des Sowjetischen Kundschafterdienstes verknüpft und gerechtfertigt, denn seine Organe, wie sich anschaulich belegen lässt, bekämpften etliche Staatsfeinde, „entlarvten viele Kultusdiener und machten dieselben unschädlich, die sich an die Faschisten verkauften und zusammen mit den trotzkistisch-bucharinschen Spionen, Diversanten und Mördern den sozialistischen Aufbau schädigen“ (RSF 80/1938: 2).

## 6. Fazit

An den verschiedenen, der lokalen und regionalen Presse entnommenen Texten aus der Wolgarepublik der 1920er und 1930er Jahre lässt sich erkennen, dass die Machthaber mit der antireligiösen Arbeit von Staatsorganen, Organisationen und Institutionen nicht zufrieden waren und jedes Mal postulierten, neue Maßnahmen zu ergreifen, die die anti-religiöse Haltung verstärken und beschleunigen sollten. Das betrifft die Zeit gleich nach der Errichtung der ‚Diktatur des Proletariats‘ (was eher nachvollziehbar ist) ebenso wie die Zeit um die Wende der 20er und 30er Jahre bis kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, in der die sowjetische Nationalitätenpolitik in eine nationalitäten-feindliche Politik umschlägt. Das teilweise Versagen aller eingesetzten Disziplinierungstechniken, auch wenn sie in das breite Netz gesellschaftlicher Verflechtungen eingebunden waren und durch den Staat sanktioniert wurden, kann indirekt (und nur indirekt) aus der psychologischen Perspektive gesehen und im Bereich des Individuellen angesiedelt werden. Denn intensiverte und in langer Zeitperspektive wiederkehrende Propagandaaktionen gegen die alte Lebensweise der Wolgadeutschen konnten das Gegenteil bewirken – das mehr oder weniger ausgeprägte Bestehen traditioneller Werte, die kulturevolutionär bekämpft wurden. Die alten Werte scheinen jedoch die Materie der neuen gesellschaftlichen Bezüge zu durchlöchern und bringen sich so symptomatisch in Erinnerung.

## Literatur

- ARENDDT, Hannah (<sup>18</sup>2015): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München, Berlin.
- ASSMANN, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München.
- BABEROWSKI, Jörg (2012): *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*. München.
- BEREND, Nina (2011): *Russlanddeutsches Dialektbuch. Die Herkunft, Entstehung und Vielfalt einer ehemals blühenden Sprachlandschaft weit außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets*. Halle.
- BETTINGER, Frank (2007): Diskurse – Konstitutionsbedingung des Sozialen. In: ANHORN, Roland / BETTINGER, Frank / STEHR, Johannes (Hg.): *Foucaults Machtanalytik und soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*. Wiesbaden, 75–91.
- BUSCH, Margarete (1997): Presse in der Zwischenkriegszeit: Meinungsfreiheit oder Marionettentheater? In: STRICKER, Gerd (Hg.): *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Rußland*. Berlin, 515–519.
- BUSSE, Dietrich / TEUBERT, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: BUSSE, Dietrich / HERMANN, Fritz / TEUBERT, Wolfgang (Hg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Opladen, 1–28.
- CIESZKOWSKI, Marek (2015): Zur Sowjetisierung der wolgadeutschen Sprachvarietät in den 20er und 30er-Jahren. In: *Studia Germanica Gedanensia* 33, 40–55.
- DÜNN, Jörg / Günzel, Stephan (<sup>7</sup>2012) (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/Main.

- ENGEL-BRAUNSCHEIDT, Annelore (1987): „National nach der Form, dem Inhalt nach sozialistisch“: zur besonderen Situation der deutschen Literatur in der Sowjetunion. In: KAPPELER, Andreas / MEISSNER, Boris / SIMON, Gerhard (Hg.): *Die Deutschen im russischen Reich und im Sowjetstaat*. Köln, 115–135.
- FOUCAULT, Michel (1974): *Die Ordnung des Diskurses: Inauguralvorlesung am Collège de France am 2. Dezember 1970*. München.
- FOUCAULT, Michel (1992): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/Main.
- FRAAS, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: WENGELER, Martin (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels*. Hildesheim, New York, 48–61.
- GARDT, Andreas (2007): Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: WARNKE, Ingo H. (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin, New York, 27–52.
- Gassenschmidt, Christoph (1999): *Von der Revolution und der Partei getäuscht. Die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen 1924–1941*. Bonn.
- JÄGER, Siegfried (2009): *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster.
- KORN, Robert (2012): *Der Lohn für die Treue. Geschichte der Wolgadeutschen. Mit einem Auszug aus dem Roman „Im Wolgaland“ von Josef Ponten*. Augsburg.
- MĘDELSKA, Jolanta / CIESZKOWSKI, Marek (2012): Pierwsze sowietyzmy w niemczyźnie współczesnej (na podstawie porewolucyjnego słownika rosyjsko-niemieckiego). In: KAŃNY, Andrzej (Hg.): *Sprach- und Kulturkontakte in Europas Mitte. Studien zur Slawistik und Germanistik 1*. Frankfurt/Main, 91–111.
- MĘDELSKA, Jolanta (2014): Prasa radziecka wydawana w latach 30. XX w. w Republice Niemców Powoźa. In: *Acta Baltico Slavica* 38, 219–243.
- MORITZ, Verena / LEIDINGER, Hannes (2011): *Die Russische Revolution*. Wien, Köln, Weimar.
- SPIESS, Constanze (2008): Linguistische Diskursanalyse als Mehrebenenanalyse – Ein Vorschlag zur mehrdimensionalen Beschreibung von Diskursen aus forschungspraktischer Perspektive. In: WARNKE, Ingo H. / SPITZMÜLLER, Jürgen (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin, New York, 241–263.
- STRASSNER, Erich (1987). *Ideologie – Sprache – Politik: Grundsprachen ihres Zusammenhangs*. Tübingen.
- WARNKE, Ingo H. (2002): Adieu Text – Bienvenue Diskurs? Über den Sinn und Zweck einer poststrukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffs. In: FIX, Ulla / ADAMZIK, Kirsten / ANTOS, Gerd / KLEMM, Michael (Hg.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*. Frankfurt/Main, 125–141.
- WARNKE, Ingo H. (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: FELDER, Ekkehard / MÜLLER, Markus (Hg.): *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“*. Berlin, New York, 113–140.

\*\*\*

- ГЕРМАН, Аркадий А. / ИЛАРИОНОВА, Татьяна С. / ПЛЕВЕ, Игор Р. (2007): *История немцев России. Учебное пособие*. Москва. ИЛАРИОНОВА, Татьяна С. (2006): Печать российских немцев. В: КУБИЦКАЯ Ольга и др. (ред.): *Немцы России: энциклопедия*. Т. 3. Москва, 67–76.
- МЕРОМСКИЙ, Абрам (1930): *Язык селькора*. Москва. ФЕСЕНКО Андрей / ФЕСЕНКО Татьяна (1955): *Русский язык при советах*. Нью-Йорк.

ЧЕБОТАРЕВА, Валентина Г. (1999): *Государственная национальная политика в Республике немцев Поволжья. 1918-1941 г.* Москва.

\*\*\*

## Internet-Quellen

CORNELISSEN, Christoph: Erinnerungskulturen, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, URL: <http://docupedia.de/zg/> [Zugriff am 25.01.2016]

## Siglenaufschlüsselung

**DK** – *Der Kämpfer*. Organ des Bundes der Sowjetschriftsteller der ASSRdWD Nr. 2/1938

**DT** – *Die Trommel*. Organ des Gebietskomitees des LKJV, des Gebietsbüros der Jungpioniere und des Volkskommissariats für Volksbildung der ASSR der Wolgadeutschen Nr. 23/1929 Nr. 1-2/1930 (1931)

**KOL** – *Kollektivist*. Organ des KK der KP(B)SU und KVK des Seelmänner Kantons der ASSRdWD Nr. 9/1937

**KT** – *Kommunist*. Organ des Kanton-Komitees der KP(B)SU und des Kanton-Vollzugskomitees des Gmelinkaer Kantons der ASSR der WD Nr. 30/1938

**PL** – *Parteileben*. Organ des Gebietskomitees der KP(B)SU der ASSRdWD Nr. 11-12/1929

**RSF** – *Rote Sturmflagge*. Organ des Kantonkomitees der KP(B)SU und Kantonvollzugskomitees des Marxstädter Kantons, ASSR d. WD Nr. 80, 81/1938

**SB** – *Stalins Brigade*. Organ des KK der KP(B)SU und KVK des Kukkuser Kantons (ASSRd.WD) Nr. 64/1937

Izabela Drozdowska-Broering  
Universität Poznań

## *De Sproak, det is miene kleine Heijmat. Mennonitengemeinden in Südbrasilien*

*De Sproak, det is miene kleine Heijmat. Mennonite colonies in the South of Brazil.* – The goal of the article is to show the partial multilingualism of the Brazilian Mennonites, especially the use of standard German and “Mennonite Low German” (*Plautdietsch*). A special attention would be given to two Mennonite diaries written in Brazil, which represent huge influence of different cultures and languages, showing in this way the life trajectory of the Mennonite immigrants in South America. The main questions are the constitution of the identity of German speaking Mennonites as well as the code switching in different roles and situations. Another aspect to discuss are the perspectives of use of *Plautdietsch* and its role as a language with less prestige.

**Keywords:** Mennonites in Latin America, multilingualism, diaries, German speaking immigrants, *Plautdietsch*

*De Sproak, det is miene kleine Heijmat. Osady mennonickie na południu Brazylii.* – Niniejszy artykuł poświęcony jest częściowej wielojęzyczności brazylijskich mennonitów, w szczególności użyciu standardowego języka niemieckiego i dialektu *Plautdietsch*. Punkt wyjścia przyczynku stanowią dwa pamiętniki mennonickie napisane w Brazylii, które wykazują silny wpływ innych kultur i języków, pozwalając prześledzić drogi życiowe imigrantów mennonickich w Ameryce Południowej. Głównymi opisanymi zagadnieniami są podstawy tożsamości posługujących się językiem niemieckim mennonitów, a także zmiana kodu w odmiennych sytuacjach i rolach życiowych. Inną poddaną dyskusji kwestią jest perspektywa zastosowania *Plautdietsch* i jego rola jako języka darzonego mniejszym prestiżem.

**Słowa kluczowe:** mennonici w Ameryce Łacińskiej, wielojęzyczność, pamiętniki, imigranci niemieckojęzyczni, *Plautdietsch*

In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts mussten sie sich wieder auf den Weg machen. Die Mehrheit der russlanddeutschen Mennoniten, die in Moskau monatelang auf den Pass warteten, konnte sich doch in Übersee retten. Ihre Ziele lagen in Kanada, in den USA und in Lateinamerika – vor allem in Mexiko, Paraguay und Brasilien, wo sie sich vor den Schikanen des Kommunismus schützen wollten. Überall, wo sie hinkamen, entstanden kleine Sprach- und Kulturinsel, wo neben Hochdeutsch immer Plattdeutsch (*Plautdietsch*) gesprochen wurde. Wie ist aber das Verhältnis von Plattdeutsch und Hochdeutsch im Vergleich zu den jeweiligen Landessprachen heutzutage? Wie sieht die Situation im Süden Brasiliens aus, wo eine der jüngsten mennonitischen Gemeinden in den fünfziger Jahren des

20. Jahrhunderts entstanden ist und nicht zuletzt: was macht eine mennonitische Identität aus? Im Folgenden werde ich versuchen, auf diese Fragen näher einzugehen, wobei ich mich im letzten Abschnitt des vorliegenden Beitrags auf zwei mennonitische Erinnerungsbände berufe, die in Brasilien entstanden sind.

Die so nach ihrem wichtigsten geistigen Anführer – Menno Simons – genannten Mennoniten gründeten ihre ersten Gemeinden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Friesland. Von anderen evangelischen Glaubensgemeinschaften unterschied sie vor allem die Taufe ausschließlich von bewusst Glaubenden (Gläubigentaufe, also keine Kindertaufe), worin sowohl die katholische als auch lutherische Kirche eine Gefahr für die Autorität von Kirche und Staat sahen. Dieser Vorwurf samt der Ablehnung des Wehrdienstes durch die Mennoniten führte zu häufigen Verfolgungen und infolge dessen zu ständigem Ortswechsel der Gemeinden. Viele von ihnen folgten bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert der Einladung des polnischen Königs Sigismund III. und ließen sich in Pommern und Preußen, vor allem in dem Weichseldelta, nieder. Als die Mitglieder dieser Glaubensminderheit im 18. Jahrhundert in Preußen abermals zur Wehrdienst gezwungen wurden, zogen sie, diesmal der Einladung der Zarin Katharina II. folgend, nach Russland, wo sie auf dem fruchtbaren ukrainischen Boden Musterwirtschaften anlegten und zu relativem Wohlstand gelangten.<sup>1</sup> Da die mennonitischen Gemeinden immer relativ isoliert waren, bewahrten sich anfangs als Gemeinschaftssprache Plattdeutsch und als Gottesdienstsprache das erst in Preußen angeeignete Hochdeutsch.<sup>2</sup>

Schon unter dem Zaren Alexander III. litten sie wegen zunehmender Nationalisierung, die unter anderem Bildung in einer Einheitssprache, und zwar Russisch, vorsah. Die Beschlüsse aus dem Jahre 1891 besiegelten diese Entwicklung und markierten eine wichtige Zäsur in der mennonitischen Selbstzuschreibung: Die deutsche Sprache wurde als ein unabdingbarer Bestandteil der mennonitischen Identität betrachtet. Wie Wilson Maske in seiner Abhandlung schreibt:

Seit diesen Geschehnissen fingen sie an, die deutsche Sprache und Kultur als einen Grundbestandteil ihres Glaubens anzusehen. Die Mehrheit von ihnen hat sich vollständig mit ihren isolierten Gemeinschaften identifiziert. Das waren ihre Gemeinschaften und deren Sprache war Deutsch und nicht Russisch (MASKE 2004: 36-37).

Nach der mennonitischen Massenemigration in Übersee entstanden zunächst die größten Siedlungen der Täufer in den USA und Kanada, sowie in Paraguay, insbesondere in der Region Gran Chaco. Auch hier soll die Sprache eine der Hauptsäulen der mennonitischen Identität bleiben, auch wenn, wie Uwe Friesen berichtet, mittlerweile einige der Gemeinden

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu u.a.: DYCK, Cornelius: *Uma introdução à História Menonita* [Einführung in die Geschichte der Mennoniten], São Paulo 1992; MASKE, Wilson: *Entre a suástica e a cruz: A fé menonita e a tentação totalitária no Paraguai 1933-1945* [Zwischen Swastika und Kreuz. Der mennonitische Glaube und die Versuchung des Totalitarismus in Paraguay], Curitiba 2004; KLEINPENNING, Jan M.: *The Mennonite Colonies in Paraguay. Origin and Development*, Ibero-Bibliographien Nr. 5, Berlin 2005.

<sup>2</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK, Elvine: *Witmarsum, uma comunidade trilingüe: Plautdietsch, Hochdeutsch e Português* [Witmarsum, eine dreisprachige Gemeinde: Plattdeutsch, Hochdeutsch und Portugiesisch], Curitiba 2005: 58-60.

nicht deutschsprachig sind.<sup>3</sup> Parallel ließ sich die erste Gruppe mennonitischer Auswanderer in Südbrasilien, in dem Bundesland Santa Catarina, nieder, wo im Jahre 1931 die Siedlung Witmarsum (zu Ehren von Menno Simons, der in den Niederlanden in dem Ort Witmarsum geboren wurde) und später Dörfer wie Gnadental, Waldheim und Auhagen (nach dem Botschafter Otto Auhagen) gegründet wurden. 1934 entstanden erste Siedlungen um und in der Stadt Curitiba in Bundesland Paraná, vor allem in den Bezirken Boqueirão, Xaxim, Vila Guaíra und Agua Verde.<sup>4</sup> Die ungünstige Lage<sup>5</sup> der Siedlung (Alt-)Witmarsum trug dazu bei, dass die Gemeinde nach einem neuen Grundstück Ausschau hielt und mithilfe von Spenden aus Kanada 1951 die Fazenda „Cancela“<sup>6</sup>, gelegen zwischen den Munizipien Palmeira und Curitiba, erwarb. Nach der alten Siedlung in Santa Catarina wurde die neue Kolonie „Colônia Witmarsum“ genannt. Da sie neben den anderen, später erworbenen Wirtschaften: „Primavera“ [Frühling] und „Sinuelo“ [Leittier einer Viehherde] eine der jüngsten mennonitischen Siedlungen in Südbrasilien ist, soll sie im Folgenden näher dargestellt werden.

Die heutigen Bewohner der Kolonie sind hauptsächlich Nachkommen der russlanddeutschen Mennoniten. Zunächst hatten sie kaum Kontakt zu der brasilianischen Bevölkerung, allmählich, mit der Entwicklung der Wirtschaft, war die Kooperative der mennonitischen Bauern auf Anstellung brasilianischer Arbeitskräfte angewiesen. Schon anderthalb Jahre nach der Gründung der Kolonie entstand die erste, provisorische Schule, gegründet von dem aus Paraguay übersiedelten Fritz Kliewer.<sup>7</sup> Um einen Beruf außerhalb der Landwirtschaft zu erlernen sowie eine höhere Bildung zu erlangen, mussten die Mennoniten Schulen und Einrichtungen außerhalb ihrer Kolonien besuchen, in großer Mehrheit mit Portugiesisch als Unterrichtssprache. Das Erlernen von nichtagrarischen Berufen ist hier nicht nur im Rahmen des weltweiten Trends der Abkehr von der schweren Arbeit auf dem Lande zu verstehen, sondern vielmehr als Notwendigkeit, eine Einnahmequelle außerhalb der Kolonie zu suchen. Nach mennonitischer Tradition wird die Wirtschaft gleichermaßen zwischen allen Kindern des Besitzers geteilt, was noch am Anfang des 20. Jahrhunderts in der Ukraine zu deutlicher Verarmung der kinderreichen mennonitischen Familien führte. Diese Umstände hatten auch einen deutlichen Einfluss auf das Verhältnis der in den mennonitischen Kolonien gesprochenen Sprachen.

Noch in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sprachen fast alle Einwohner der neu gegründeten Kolonie Witmarsum in Paraná Hochdeutsch und Platt, einige, die aus Paraguay zugewandert sind, waren auch des Spanischen mächtig. Das traf aber nicht auf alle Umsiedler zu, die in ihrer Mehrheit relativ abgeschottet lebten. Aus den Studien

<sup>3</sup> In seinem Bericht von der 15. Mennonitischen Weltkonferenz, die im Jahre 2009 in Paraguay stattfand, spricht der Autor, dass unter den Gastgebern nicht nur spanischsprachige, sondern auch drei indigene [Tupi-Guarani] Gemeinden waren. Vgl. FRIESEN, Uwe: *Die 15. Mennonitische Weltkonferenz in Paraguay vom 15.-19. Juli 2009*. Hg. v. Rudolf Dück Sawatzky, Quickborn 2010: 18.

<sup>4</sup> Vgl. dazu: SIEMENS, João Udo: *Variedades linguísticas entre os Menonitas de Curitiba* [Sprachvarietät der Mennoniten aus Curitiba], Curitiba 1984.

<sup>5</sup> Erstens war das Dorf relativ hoch und unzugänglich wegen der Nähe der Bergkette Serra do Mar gelegen, zweitens war der Boden nicht besonders anbaufähig.

<sup>6</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK 2005: 9.

<sup>7</sup> Seine Frau, Melita Kliewer Nikkel, verfasste einen der Erinnerungsbände, mit welchen ich mich später auseinandersetzen werde.

von Götz Kaufmann folgt, dass sogar zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur 6% der Bewohner der Kolonie Fernheim in Paraguay Spanisch als ihre erste Sprache angaben, während vergleichsweise die Mennoniten aus der brasilianischen Kolonie Colônia Nova sich zu 24% zu Portugiesisch als meistgesprochener Sprache bekannten.<sup>8</sup> Wie schon erwähnt, wurde 1953 die erste Schule in Witmarsum gegründet. In den folgenden Jahren unterrichtete man in den Vorschulklassen und in der Volksschule hauptsächlich auf Deutsch, in den zwei Fortbildungsklassen erteilte man Zusatzstunden in Portugiesisch.<sup>9</sup> Heute ist die Unterrichtssprache hauptsächlich Portugiesisch und man richtet sich nach wie vor nach dem offiziellen Schulprogramm. Mennonitische Schulbücher, die z.B. in Paraguay noch verwendet werden, sind in Witmarsum nur Ausstellungsstücke in dem dortigen Heimatmuseum.

Welche Rolle dem Deutschen und dem Platt im Verhältnis zum Portugiesischen in Witmarsum aktuell zukommt, beschreibt in der im Jahre 2005 erschienenen Studie Elvine Siemens Dück.<sup>10</sup> In breiterem Kontext kehrt die brasilianische Linguistin zu diesem Thema in ihrer 2011 herausgegebenen Arbeit *Vitalidade linguística do Plautdietsch em contato com variedades Standard faladas em comunidades menonitas no Brasil*.<sup>11</sup>

Ähnlich wie die Autoren von früheren Studien: Peter P. Klassen und Wilson Maske stellt Siemens Dück auch im Falle von Witmarsum fest, dass die Identität der mennonitischen Bewohner dieser Kolonie eher mit der Herkunft, der Sprache und der Kultur verbunden ist als mit der Konfession.<sup>12</sup> Obwohl die Mennoniten nach der Emigration aus Preußen nach Russland überwiegend Platt als Kommunikations- und Hochdeutsch als Gottesdienstsprache verwendet haben, was sie auch von den anderen deutschen Migrantengruppen unterschied, änderten sich die Proportionen in ihrer neuen Heimat in Brasilien. Heute sprechen mehr Bewohner der Kolonie Witmarsum Hochdeutsch als Plattdeutsch. Dieser Entwicklung liegen zumindest zwei wichtige Faktoren zugrunde. Erstens wurde Plattdeutsch für lange Zeit von seinen Wurzeln getrennt; Kontakte nach Deutschland, u.a. zwischen Familienmitgliedern und Verwandten wurden in der deutschen Sprache gepflegt, da sich Platt in den Mennonitengemeinden als eine oft gesprochene jedoch selten geschriebene Sprache entwickelt hat. Zweitens misst man dem Plattdeutschen weniger Prestige bei im Gegensatz zu Hochdeutsch, das für eine wertvollere und nützlichere Sprache, vor allem wegen Beziehungen nach Deutschland, gehalten wird.<sup>13</sup>

Bis in die neunziger Jahre hinein gab es keine normalisierte Grammatik des Plattdeutschen und kein Wörterbuch des *Plautdietschen* der brasilianischen Mennoniten. Es wäre

<sup>8</sup> Vgl. dazu: KAUFMANN, Götz: „Aus eins mach zwei! – Unterschiedliche sprachliche Entwicklung der Mennoniten in Brasilien und Paraguay“. In: TIEMANN, Joachim et al. (Hg.): *Institut Martius-Staden, Jahrbuch* 2003/Nr. 50, 41–77.

<sup>9</sup> Vgl. KLIEWER NIKKEL, Melita: *Erinnerungen werden wach. Familiengeschichte*, Curitiba 2014.

<sup>10</sup> Vgl. Fußnote Nr. 2.

<sup>11</sup> SIEMENS DÜCK, Elvine: *Vitalidade linguística do Plautdietsch em contato com variedades Standard faladas em comunidades menonitas no Brasil* [Sprachvitalität von Plattdeutsch im Kontakt mit Standardsprachen der mennonitischen Gemeinden in Brasilien], Porto Alegre 2011.

<sup>12</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK 2005: 4; KLASSEN, Peter P.: *Die russlanddeutschen Mennoniten in Brasilien*. 2 Bände, Bolanden 1995 und 1998, hier Band 2, S. 140; MASKE 1999: 12.

<sup>13</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK 2005: 15; KAUFMANN 2003: 25–27.

falsch einer gängigen Überzeugung zu unterliegen, dass die inselähnlichen Verhältnisse der mennonitischen Gemeinden dazu beigetragen haben, dass sich ihre Sprachen (Hochdeutsch und Plattdeutsch) nicht weiterentwickelt haben. Es gibt wohl keine Sprache, die über Jahrhunderte unverändert bleibt. Auch wenn sie auf den „Sprachinseln“ einige Anachronismen aufweisen mag, schlägt sie andere Entwicklungswege ein als in der Ursprungsregion. In den mennonitischen Gemeinden im Süden Brasiliens waren es das Portugiesische und nicht zu vergessen das Russische und das Spanische, die zu zahlreichen Modifikationen sowohl des Plattdeutschen als auch des Deutschen geführt haben.<sup>14</sup> Dabei unterlag das Plattdeutsche größeren Veränderungen, erstens, weil es hauptsächlich mündlich weiter gegeben wurde, zweitens, weil es lange keinen systematischen Rahmen des Plattdeutschen in Brasilien gab, drittens, weil in dieser Sprache Bezeichnungen für neue Erfindungen und Erscheinungen fehlten und viertens, weil diese Sprache der brasilianischen Mennoniten, wie oben erwähnt, für weniger wertvoll gehalten wurde, was zeitweise zu ihrer Vernachlässigung führte. In zwei letzteren Fällen trat oft nicht das Deutsche, sondern das Portugiesische an Stelle von fehlenden oder vergessenen Wörtern.

In der Kolonie Witmarsum kommt es oft zu *Code-Switching*, indem dieselben Sprechenden mal Portugiesisch, mal Hoch- oder Plattdeutsch verwenden. Zu dem Sprachwechsel tragen sowohl äußere Bedingungen (Situation, Thema, Ort des Gesprächs) als auch sprachliche Voraussetzungen der Sprecher bei (lexikalische Interferenzen, Eigennamen, Homophonie) bei.<sup>15</sup>

Hochdeutsch ist, wie bereits erwähnt, die offizielle Sprache der religiösen Sphäre seit der mennonitischen Emigration nach Russland.<sup>16</sup> Am Anfang wurde Hochdeutsch nicht nur während der Gottesdienste gesprochen, sondern auch die Bibel und die mennonitischen Gebetsbücher waren nur in dieser Sprache zugänglich. Mittlerweile gibt es drei Bibelübersetzungen ins Plautdietsche, die erste entstand jedoch erst in den achtziger Jahren. Da in Witmarsum heutzutage auch portugiesischsprachige Brasilianer leben (Lebenspartner oder Mitarbeiter der deutschsprachigen Mennoniten), wird in einer der beiden dortigen Kirchen auch ein Gottesdienst auf Portugiesisch gehalten. Nichtsdestotrotz bleibt die bevorzugte Sprache der religiösen Versammlungen Hochdeutsch, erst in privaten Gesprächen nach dem Gottesdienst wird öfter Portugiesisch als Deutsch oder Plattdeutsch gesprochen.<sup>17</sup> Portugiesisch überwiegt auch in solchen Lebensbereichen wie Freizeit, vor allem Sport, im Berufsleben sowie in der Schule. Dabei war noch vor einigen Jahrzehnten Deutsch die führende Sprache des Grundschulunterrichts. Das Plattdeutsche verlor seine Bedeutung als Unterrichtssprache bereits 1843, als Johann Cornies eine Reform des traditionellen mennonitischen Schulwesens durchführte und neben Plattdeutsch auch typisch mennonitisches Handwerk aus dem Schulplan strich.<sup>18</sup>

<sup>14</sup> Vgl. dazu SIEMENS DÜCK 2005 und 2011. Diese These bestätigen auch meine Gespräche mit Bewohnern der Siedlung Witmarsum als auch der mennonitischen Gemeinde von Boqueirão/ Curitiba.

<sup>15</sup> Vgl. dazu: SAMBAQUY-WALLNER, Virginia: *Das Deutsche in Rio Grande do Sul (Südbrasilien)*, München 1998: 88.

<sup>16</sup> Vgl. dazu: KLASSEN 1995: 300.

<sup>17</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK 2005: 58–61.

<sup>18</sup> Vgl. dazu: REGER, Adina / PLETT, Delbert: *Diese Steine, die Russlandmennoniten*, Manitoba 2001: 78.

Heute geben 92% der befragten Bewohner der Kolonie Witmarsum zu, dass sie immer weniger Platt und Hochdeutsch sprechen – zugunsten von Portugiesisch.<sup>19</sup> Das betrifft vor allem die jüngsten Generationen, die auf Plattdeutsch meistens nur in Gesprächen mit ihren Großeltern zurückgreifen, wenn sie zu Hause überhaupt diesen Dialekt gelernt haben. Als neue Tendenz ist jedoch zu verzeichnen, dass manche junge Familien ihren Kindern das Plattdeutsche bewusst beibringen, um ihnen nicht nur die Sprache als solche, sondern auch das dahinterstehende Kulturerbe zu vermitteln. Zusätzlich sind in den letzten Jahren viele Initiativen entstanden, die sich der systematischen Erschließung, der Verbreitung und teilweise der Wiederbelebung des Plautdietschen widmen. Zu den bekanntesten wissenschaftlichen Unternehmungen gehört wohl das Projekt ALMA (Atlas Linguístico-Contatual das Minorias Alemãs na Bacia do Prata), das aus der Kooperation zwischen der Christian-Albrecht-Universität Kiel und der Universidade Federal do Rio Grando do Sul (Porto Alegre, Brasilien) entstand und sich mit dem Hunsrückisch-Platt und seinen Verbindungen zu der jeweiligen Landessprache im Süden Brasiliens, in Argentinien und Paraguay beschäftigt. Wenn es um Gesellschaften und Bürgerinitiativen geht, zeichnet sich vor allem die Gesellschaft Plautdietsch Freunde e.V. aus, die hauptsächlich von russlanddeutschen Mennoniten im Jahre 1999 in Detmold gegründet wurde und sich für die Verbreitung des Plattdeutschen einsetzt. Sie organisiert auch Studienreisen und Tagungen, vertreibt Medien in und über Plattdeutsch sowie bietet ein Online-Wörterbuch des Plattdeutschen.

Das Verhältnis zwischen Plattdeutsch, Hochdeutsch, Portugiesisch, aber auch Spanisch und Russisch, als die Hauptsprachen der brasilianischen Mennoniten im Süden Brasiliens kann besonders effektiv am Beispiel von Egodokumenten gezeigt werden. Zwei Tagebücher (eins enthält auch zahlreiche Briefe) geführt entsprechend in den Jahren 1940–2012 und (vermutlich, mit Unterbrechung) 1918–1970, die von den Bewohnern der Kolonie Witmarsum oder von ihren Familienmitgliedern in Brasilien verfasst worden sind, erweisen sich als eine reiche Informationsquelle. Bei der kurzen Beschreibung der beiden Egodokumente werde ich mich hauptsächlich auf linguistische und soziolinguistische Inhalte beschränken, obwohl sie auch für die Literaturwissenschaft von großem Interesse sind.

Das ältere der beiden Tagebücher wurde von dem 1868 in Südrussland geborenen Johann Riediger angefangen und (nach einer Unterbrechung) von seiner Tochter Susanne (geb. 1898 ebenda, verh. Hamm) weitergeführt. Basierend auf den Tagebüchern entstand das bis heute unveröffentlichte und vermutlich nur an Familienmitglieder adressierte Memoiren-Buch „Wie Gott fuehrt oder Aus dem Steppenvolk ein Bergvoelklein“. Die darin enthaltene Familiengeschichte reicht in das Jahr 1808 zurück, als der Urgroßvater des ersten Autors, Abraham Riediger, aus Preußen nach Südrussland auswanderte und sich im Dorf Lichtfelde (Molotschna) niederließ. Das später angefangene, sich dafür über sieben Jahrzehnte erstreckende Tagebuch von Melita L. Kliewer Nikkel (geboren 1924 ebenfalls in Südrussland) diente als Grundlage für die 2014 herausgegebenen Memoiren *Erinnerungen werden wach. Familiengeschichte*.<sup>20</sup> Als Ausgangspunkt der Erzählung wird die Flucht aus Russland beschrieben, die die Autorin als kleines Mädchen miterlebt hat.

<sup>19</sup> Vgl. dazu: SIEMENS DÜCK 2005: 90.

<sup>20</sup> KLIEWER NIKKEL, Melita L.: *Erinnerungen werden wach. Eine Familiengeschichte*. Curitiba 2014.

Beide Erinnerungsbände wurden hauptsächlich auf Hochdeutsch geschrieben. Bei dem unveröffentlichten Buch stößt der Leser relativ oft auf Tipp- sowie grammatische Fehler, was wahrscheinlich u.a. der fehlenden Redaktion des Textes zuzuschreiben ist. In beiden Texten sind zahlreiche Entlehnungen aus dem Portugiesischen vorzufinden, oft hat der Leser auch mit einzelnen Wörtern oder ganzen Textpassagen auf Platt zu tun, die in dem veröffentlichten Band in Klammern ins Hochdeutsche übersetzt werden. In dem älteren Text, in dem auch der Alltag in der Ukraine, vor der Flucht nach Übersee, beschrieben wird, gibt es fonetisch niedergeschriebene russische Wörter oder gar ganze Liedertexte. In dem später angefangenen Erinnerungsband kommen dafür spanische Bezeichnungen vor, die an den Lebensweg der Autorin aus Russland über Deutschland nach Paraguay und erst dann nach Brasilien erinnern.

Allgemein betrachtet, überwiegen in dem Erinnerungsband von Melita Kliewer spanische und portugiesische Entlehnungen: anfangs, mit ihrem Lebenslauf zusammenhängend, dominieren spanische Vokabeln, meistens in der Originalrechtschreibung, dann portugiesische Wörter, ebenfalls nach der portugiesischen Orthographie und nicht etwa phonetisch niedergeschrieben. Substantive aus den beiden Sprachen werden mal groß-, mal kleingeschrieben, manchmal kommen sie auch mit, manchmal ohne Anführungszeichen vor. Beispiele dafür sind u.a. „Cruz Roja“ (S. 36), „Carreta“ (S. 40), „Caña“ (S. 44), „marchantes“ (S. 37) aus dem Spanischen und „Serra“ (mehrere Stellen), „Fazendeiro“ (S. 65), „Salário Mínimo“ (S. 105), aus dem Portugiesischen. Es gibt nur drei kurze Passagen auf Plattdeutsch, die bezeichnenderweise immer Zitate von einfachen Bauern oder Arbeitern sind (S. 14, 62, 72).

Anders sieht die Situation im Falle des zweiten Erinnerungsbandes aus, wo meistens russische, phonetisch niedergeschriebene Wörter oder gar ganze transkribierte Lieder auftauchen, gefolgt von portugiesischen Vokabeln, die mal korrekt (jedoch meistens groß im Falle von Nomen), mal phonetisch und zusätzlich mit Fehlern geschrieben werden. Bei Wörtern oder Stellen auf Russisch sind das u.a. „Piroschki“ (u.a. S. 11), „Kulak“ (S. 25), aber auch z.B. „S Boggom“ (S. 77), unter den portugiesischen Beispielen findet man u.a. „Canna“ (eigentl. *cana*, S. 59), „Roca“ (hier eigentl. *roça*, S. 54), Garschuba (eigentl. *guarajuba*, S. 74). Fast genauso oft wie Stellen auf Portugiesisch findet man plattdeutsche Passagen, jedoch wurden bei längeren Zitaten manche plattdeutschen Wörter durch ihre hochdeutschen Bezeichnungen ersetzt, z.B. „Wi habi dissi Nacht *Zwillinge* gekraegi“ (S. 42).

Während in den veröffentlichten Memoiren alle Stellen auf Plattdeutsch in Klammern ins Hochdeutsche übersetzt werden, so ist das in dem älteren Erinnerungsband nicht der Fall. Russische und portugiesische Wörter, Lieder und Zitate werden nur manchmal dem deutschsprachigen Leser erklärt. In dem veröffentlichten Band von Melita Kliewer werden auch fast alle aus dem Portugiesischen übernommenen Bezeichnungen ins Deutsche übersetzt, wobei auf den letzten Seiten des Bandes oft auf Übersetzungen verzichtet wird, z.B. „Escola Normal (=Lehrerbildungsanstalt)“ (S. 86), „Educação Artística (Kunsterziehung)“, S. 100, aber „Chacara“ (u.a. S. 109) oder „Recht auf *Uso fruto*“ (S. 104) ohne Angaben von deutschen Entsprechungen der Bezeichnungen. Manche Übersetzungen der Autorin treffen wiederum nicht ganz zu, wie im Falle von „Caña (Schnaps)“ (S. 44) – eigentlich bedeutet das spanische Wort „Zuckerrohr“.

Nicht nur die reine Tatsache des Gebrauchs von nichtdeutschem Wortschatz als eins der Merkmale der Mehrsprachigkeit sowie des Lebensweges der Mennoniten<sup>21</sup> ist hier von Interesse, sondern auch die Frage, in welchen Situationen einzelne – außer Deutsch – benutzte Sprachen oder Dialekte ihren Einsatz finden.

Erste, gewissermaßen natürlich bestimmte Gruppe bilden Eigennamen: Athroponyme und Toponyme. Dieser Gruppe zuzuzählen sind Ortsnamen und geografische Namen (Boqueron, Serra do Mar, Molotschna), sowie Personen- und Organisationsnamen (Escola Normal, Cruz Roja). Eine weitere, breite Gruppe an Entlehnungen aus anderen Sprachen besteht aus kulinarischen Benennungen. Hier spiegelt sich die mennonitische Esstradition wider, in die viele ursprünglich russische Speisen eingegangen sind. So finden wir, jedoch nur in dem älteren der beiden Erinnerungsbände, neben „Piroschki“ auch „Warenjiki“, „Kukurus“, „Trubotschki“. Ebenfalls in diesem Band gibt es auch Speisennamen auf Plattdeutsch: „Schnettchi“ und „Plumimoos“. In beiden Büchern stößt man auch auf portugiesische Speisen- und Pflanzennamen (manchmal fonetisch geschrieben), wie „Cana“, „Capile“, „Mandioka“, wobei die letztere Bezeichnung wiederum eine Entlehnung aus der Tupi-Sprache ist, ähnlich wie das in dem Tagebuch von Riediger/Hamm vorkommende Wort „Aipim“ – beide stehen für „Maniok“. Bei Melita Kliewer, deren Familie über Paraguay nach Brasilien kam, sind dafür spanische Wörter zu finden, wie z.B. „Lomita“ (Rinderfile).

Zu einer weiteren wichtigen Gruppe gehören Wörter, die mit der Landwirtschaft und dem Grundeigentum verbunden sind. Diese kommen in den Memoiren von Riediger/Hamm auf Russisch und Portugiesisch vor (z.B. „Kulak“, „Desjatin“ als Maß, und aus dem Portugiesischen: „Pikade“, „Canella“, „Ipe“), bei Kliewer auf Spanisch und Portugiesisch (z.B. „Campeiros“, „Pikade“, „Fazendeiro“). Weiterhin werden oft Amts-, Administrations- und Rechtswortschatz sowie medizinische Bezeichnungen aus dem Portugiesischen, Russischen und Spanischen übernommen, z.B. bei Kliewer „cateterismo“ (S. 104), Recht auf „Uso fruto“ (S. 104), bei Riediger/Hamm „Ochra“ (S. 14).

Obwohl die religiöse Sphäre der (brasilianischen) Mennoniten eine Domäne der deutschen Sprache war und später auch auf Portugiesisch und seltener auf Plattdeutsch ihren Ausdruck fand, kommt bei Hamm eine Passage vor, wo eine in der Ukraine lebende Tante die Verwandten mit dem russischen „S Boggom“ ([geh/bleib] mit Gott, S. 77) verabschiedet. Längere plattdeutsche Passagen, immer anderen Personen zugeschrieben, kommen bei Riediger/Hamm in wichtigen Lebensmomenten bzw. bei emotionell geladenen Aussagen, z.B. bei Geburt eines Kindes, während der Flucht nach Südamerika, bei Rührung, die ein Familienmitglied beim netten Empfang überkommt und stammen von Personen, die an anderen Stellen auf Hochdeutsch zitiert werden.<sup>22</sup> Anders als bei Kliewer wird bei Hamm

<sup>21</sup> Zu Mehrsprachigkeit, insb. Zweisprachigkeit vs. Diglossie der deutschsprachigen Minderheit in Brasilien vgl. u.a.: ALTENHOFEN, Cléo Wilson: *Hunsrückisch in Rio Grande do Sul. Ein Beitrag zur Beschreibung einer deutschbrasilianischen Dialektvarietät im Kontakt mit dem Portugiesischen*, Stuttgart 1996; GARCIA, Ofelia / FISHMAN, Joshua (Hg.): *The Multilingual Apple*, Berlin 2002. HEYE, Jürgen.: „Bilingualism and language maintenance in two communities in Santa Catarina, Brasil“. In: McCormac, William / Wurm, Stephen (Hg.): *Language and Society*, Mouton 2003.

<sup>22</sup> Dieses Ergebnis entspricht der Bemerkung von Elvine Siemens Dück, dass die Mehrheit der von ihr befragten brasilianischen Mennoniten in Grenzsituationen und bei (negativen) Emotionen Plattdeutsch bzw. Hochdeutsch bevorzugt. Vgl. SIEMENS DÜCK 2005: 90-91.

das Plattdeutsche nicht unbedingt einfachen Menschen zugeschrieben, sondern es wird als eine Sprache mit großer emotionalen Ladung benutzt.

Nach der Vorstellung dieser Beispiele, die sich mit dem „was“ und „wann“ der fremdsprachigen Entlehnungen beschäftigten, wäre wohl die Frage nach dem „warum“ berechtigt. Warum also werden innerhalb von einem Text vier verschiedene Sprachen bzw. Dialekte benutzt? Warum werden sie manchmal ins Hochdeutsche übersetzt und manchmal unerklärt gelassen? Diese Frage wurde schon zwar teilweise beantwortet, ich möchte jedoch an dieser Stelle die schon genannten Gründe hervorheben und sie um weitere Beobachtungen ergänzen, die sowohl die Qualität als auch die Quantität der Entlehnungen berücksichtigen werden:

- 1) Der Lebensweg der mennonitischen Autoren der genannten Egodokumente führte sie aus der Ukraine/Russland nach Brasilien; im Falle von Melita Kliewer mit einem langen Zwischenaufenthalt in Paraguay. Die einzelnen Landessprachen ließen ihre Spuren in dem benutzten Vokabular und zeugen von einer komplexen Identität der schreibenden, die sich jedoch hauptsächlich als Mennoniten beschreiben. In ihrem Mennonitentum ist die Flucht/Umsiedlung fest eingeschrieben, sodass sie sich meistens weder als Deutsche noch als Russen noch als Brasilianer sehen.
- 2) Anhand des benutzten Wortschatzes und der Sprachstruktur wird der langsame Kulturtransfer sichtbar: bei der älteren Quelle sind das zuerst Teile der russischen/ukrainischen Kultur und Tradition, die als eigene betrachtet werden (typische Speisen, Lieder, Ausrufe); wenn es um das Leben in Brasilien geht, dann beschränkt sich der übernommene Wortschatz hauptsächlich auf schwer übersetzbare oder eingedeutschte geografische und agrarische Eigennamen. Im Falle des später angefangenen Tagebuches hat die Autorin nur ihre Kinderjahre in Russland verbracht, ihren Geburtsort betrachtet sie nicht als die eigentliche Heimat. In den früheren Einträgen überwiegen bei Kliewer Entlehnungen aus dem Spanischen, die an ihre Kindheit und Jugend in Paraguay erinnern. Den spanischen Wortschatz machen hier meistens Bezeichnungen aus dem Alltagsleben auf dem Land aus, die teilweise schwer übersetzbar sind oder in dieser Form in Russland nicht bekannt waren (z.B. *campesinos*, *carreta*, *brasero*). Interessanterweise verschwinden die spanischen Wörter in der zweiten Hälfte des Erinnerungsbandes ganz und werden durch Bezeichnungen aus dem brasilianischen Alltag der Autorin ersetzt, wobei sie oft leicht ins Deutsche zu übertragen wären (z.B. *Sala do Criador*, *salário mínimo*). Auch wenn die in Südbrasilien gegründete Siedlung Witmarsum als Heimat beschrieben wird, kommt es zu keinem Transfer von brasilianischen Kulturinhalten.
- 3) Zuletzt bleibt die Frage nach der Adressatengruppe der Memoiren, die eng mit den vorkommenden oder fehlenden Erklärungen des fremdsprachigen Vokabulars zusammenhängt. Bestimmt sind die in Buchform erschienenen Erinnerungen von Melita Kliewer an ein breiteres, deutschsprachiges Publikum gerichtet, nicht unbedingt des Plattdeutschen mächtig, da alle Stellen auf Plattdeutsch ins Hochdeutsche übersetzt wurden. Die fehlenden Erklärungen von manchen portugiesischen Eigennamen und administrativ-rechtlichen Termini würden die Lektüre einer des Portugiesischen nicht mächtigen Person nur in geringem Grad erschweren. Dabei liegt auch die Vermutung nahe, sie wurden angegeben, um die Lektüre der jüngeren, in Brasilien lebenden Generation der Mennoniten geradezu zu erleichtern.

Es handelt sich nämlich um Fachtermini, die junge Witmarsumer nicht unbedingt auf Deutsch kennen. Anders ist es im Falle des maschinengeschriebenen und wahrscheinlich in wenigen Exemplaren vorhandenen Textes *Wie Gott fuehrt...* von Johann Riediger und seiner Tochter Susanne Hamm. Die ersten von dem Vater verfassten Seiten enthalten kaum Entlehnungen aus dem Russischen oder aus dem Plattdeutschen. Etwa 90% des Erinnerungsbandes stammt jedoch von seiner Tochter, die wahrscheinlich bei der Niederschrift an eine Familienchronik (samt Briefen) gedacht hat und sich eher an ihre Kinder und Verwandte richtet, die einen ähnlichen Lebensweg hinter sich haben und vor allem des Plattdeutschen mächtig sind.

Die dem Erinnerungsteil angehängten Briefe weisen ein bestimmtes *Code-Switching* auf, abhängig von dem Adressaten der einzelnen Briefe, die an Verwandte in Brasilien, Deutschland, Russland und in Canada geschrieben wurden. Insbesondere die nach Deutschland verschickten Nachrichten enthalten wenige fremdsprachliche Entlehnungen und kaum Ausdrücke auf Plattdeutsch. Das würde die These belegen, dass Hochdeutsch als eine Sprache mit höherem Status angesehen wird, während Platt eher informell, im Familien- oder Freundeskreis benutzt<sup>23</sup> und als eine „niedrigere“ Sprache betrachtet wird.<sup>24</sup>

Heute scheint das Hochdeutsche in den südbrasilianischen mennonitischen Gemeinden immer einen hohen Status zu genießen, jedoch wird, vor allem unter Jugendlichen, immer mehr Portugiesisch gesprochen. Durch die Öffnung von neuen mennonitischen Siedlungen, wie Kolonie Witmarsum, kommt es zum Kulturaustausch und -transfer, insbesondere im Falle der jüngeren Generationen. In der mennonitischen Mehrsprachigkeit in Südbrasilien überwiegt deutsch-portugiesische Diglossie, Platt scheint im Alltag allmählich an Bedeutung zu verlieren.<sup>25</sup>

## Literatur

- ALTENHOFEN, Cléo Wilson (1996): *Hunsrückisch in Rio Grande do Sul. Ein Beitrag zur Beschreibung einer deutschbrasilianischen Dialektvarietät im Kontakt mit dem Portugiesischen*, Stuttgart.
- DYCK, Cornelius (1992): *Uma introdução à História Menonita* [Einführung in die Geschichte der Mennoniten], São Paulo.
- FRIESEN, Uwe (2010): *Die 15. Mennonitische Weltkonferenz in Paraguay vom 15.-19. Juli 2009*.
- SAWATZKY, Rudolf Dück (Hg.), Quickborn.
- GARCIA, Ofelia / FISHMAN, Joshua (Hg.) (2002): *The Multilingual Apple*, Berlin.
- HEYE, Jürgen (2003): „Bilingualism and language maintenance in two communities in Santa Catarina, Brasil“. In: MCCORMAC, William / WURM, Stephen (Hg.): *Language and Society*, Mouton.

<sup>23</sup> Vgl. dazu, u.a.: EPP 1993: XI-XII; SIEMENS DÜCK 2005: 16.

<sup>24</sup> Plattdeutsch wird allgemein auch als Niederdeutsch bezeichnet, in der englischsprachigen Literatur wird das mennonitische Platt *Mennonite Low German* genannt, vgl. dazu WIENS 2001: 7.

<sup>25</sup> Wie Kaufmann prognostiziert, werden die brasilianischen Mennoniten in nächsten Generationen nicht nur auf Platt verzichten, sondern auch mit der Zeit ihre Deutschkenntnisse verlieren; im Falle von paraguayischen Siedlungen soll der Prozess langsamer verlaufen. Vgl. dazu: KAUFMANN 2003: 25-27.

- KAUFMANN, Götz (2003): „Aus eins mach zwei! – Unterschiedliche sprachliche Entwicklung der Mennoniten in Brasilien und Paraguay“. In: TIEMANN, Joachim et al. (Hg.). *Institut Martius-Staden, Jahrbuch Nr. 50*, 41-77.
- KLASSEN, Peter P. (1995, 1998): *Die russlanddeutschen Mennoniten in Brasilien*. 2 Bände, Bolanden.
- KLEINPENNING, Jan M. (2005): *The Mennonite Colonies in Paraguay. Origin and Development*, *Ibero-Bibliographien* Nr. 5, Berlin.
- KLIEWER NIKKEL, Melita (2014): *Erinnerungen werden wach. Familiengeschichte*, Curitiba.
- MASKE, Wilson (2004): *Entre a suástica e a cruz: A fé menonita e a tentação totalitária no Paraguai 1933-1945* [Zwischen Swastika und Kreuz. Der mennonitische Glaube und die Versuchung des Totalitarismus in Paraguay], Curitiba.
- REGER, Adina / PLETT, Delbert (2001): *Diese Steine, die Russlandmennoniten*, Manitoba.
- SAMBAQUY-WALLNER, Virginia (1998): *Das Deutsche in Rio Grande do Sul (Südbrasilien)*, München.
- SIEMENS DÜCK, Elvine (2011): *Vitalidade de linguística do Plautdietsch em contato com variedades Standard faladas em comunidades menonitas no Brasil* [Sprachvitalität von Plattdeutsch im Kontakt mit Standardsprachen der mennonitischen Gemeinden in Brasilien], Porto Alegre.
- SIEMENS DÜCK, Elvine (2005): *Witmarsum, uma comunidade trilingüe: Plautdietsch, Hochdeutsch e Português* [Witmarsum, eine dreisprachige Gemeinde: Plattdeutsch, Hochdeutsch und Portugiesisch], Curitiba, 58-60.
- SIEMENS, João Udo (1984): *Variedades linguísticas entre os Menonitas de Curitiba* [Sprachvarietät der Mennoniten in Curitiba], Curitiba.

Gdańsk 2016, Nr. 35

Rafał Biskup  
Universität Wrocław

## Das *verwässerte* Idiom oder über den „deutsch-polnischen Sprachmischmasch“ bei Victor KALUZA

**Dilute idiom – or on the Polish-German language mishmash in Victor KALUZA’s works.** – The discussion on the nature of Upper Silesian idiom (is it a dialect or a language?) has lasted for many years. The aim of this paper is to shed light on the Upper Silesian idiom (Wasserpölnisch) in the works of Victor KALUZA. The subject of analysis were fragments of KALUZA’s roguish novel „Das Buch vom Kumpel Janek” (Breslau 1935) and a hitherto unpublished study on Wasserpölnisch.

**Keywords:** Upper Silesia, Upper Silesian language/dialect, Victor Kaluza

**Rozwodniony idiom lub o polsko-niemieckim miszmaszu językowym w twórczości Victora KALUZY.** – Dyskusja wokół charakteru idiomu górnośląskiego (dialekt czy może jednak język?) toczy się od wielu lat. Niniejszy artykuł ma na celu naświetlenie idiomu górnośląskiego (Wasserpölnisch) w twórczości Victora KALUZY. Analizie poddane zostały zarówno fragmenty szelmowskiej powieści KALUZY „Das Buch vom Kumpel Janek” (Breslau 1935), jak i niepublikowany dotąd szkic poświęcony Wasserpölnisch.

**Słowa kluczowe:** etnolekt, język/dialekt górnośląski, Wasserpölnisch, Viktor KALUZA

In einem bekannten, dem Sprachwissenschaftler Max WEINREICH zugeschriebenen Zitat heißt es: „Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine“ (zit. nach: *YIVO-bleter*, Januar–Juli 1945, 13). Eine ganze Armee von Sprachwissenschaftlern, die der Meinung Weinreichs widersprechen, würde an dieser Stelle wohl ergrimmt auffahren und zu Waffen greifen – zu wissenschaftlichen Waffen versteht sich. Mehrere Dutzend Aufsätze würden folgen und Beweise sprachwissenschaftlicher Natur dafür liefern, dass es selbstverständlich Unmenge von Faktoren gibt, mit deren Hilfe man eine *Sprache* von einem *Dialekt* unterscheidet...

Der folgende Aufsatz ist aber kein sprachwissenschaftlicher Beitrag im eigentlichen Sinne. Hier soll der Versuch unternommen werden, der „oft bespöttelten Mundart“, wie sich Viktor KALUZA selbst über das Wasserpölnische äußerte, wenigstens ein kleines Stück Würde zu verleihen, gebrauchten – und gebrauchen sie doch bis heute – Millionen Oberschlesier. Und selbst wenn es vom linguistischen Standpunkt aus gegen die ‚Autonomie‘ des Wasserpölnischen standhafte Argumente gibt,<sup>1</sup> so ermöglichen gerade literarische Darstellungen

---

<sup>1</sup> In einem 2011 erschienenen Interview äußerte sich der bekannteste polnische Sprachwissenschaftler Jan Miodek über den Charakter des (Ober)Schlesischen, d.h. des Wasserpölnischen, wie folgt: „Verlangen Sie jedoch bitte von mir nicht den Beweis dafür, dass das (Ober)Schlesische [Wasserpölnische: R.B.] eine separate

das, was die Sprachwissenschaft streng beäugt. Und nicht nur die Sprachwissenschaft allein, sondern auch die Politik, wie Tomasz KAMUSELLA im Folgenden treffend bemerkt:

Der Nationalismus unterstützt diejenigen Sprachuntersuchungen, deren Ergebnisse seine ideologische Basis nicht festigen. Besonders kommt dies am Beispiel verschiedener Sprachformen zum Vorschein, die von Oberschlesiern verwendet werden. Als man sich nach dem Zweiten Weltkrieg entschied, diese Bevölkerungsteile aus dem neuen, gemäß den Entscheidungen der Alliierten um 200 km nach Westen verschobenen Staatsgebiet Polens nicht auszusiedeln, mussten sie polonisiert werden, damit sie in den postulierten homogenen polnischen Nationalstaat passten. Dieser Prozess umfasste alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens der Oberschlesier, aber auch die Metasprache der Wissenschaft, die zur Beschreibung der Geschichte sowie der sprachlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit Oberschlesiens diente (sie sollte den Mythos des „ewigen Polentums“ dieser Region propagieren) (KAMUSELLA 2014: 81).

Der im Zentrum dieses Aufsatzes stehende Victor KALUZA hat es Zeit seines Lebens leider nicht geschafft, mit seinem Werk einen größeren, deutschlandweiten Erfolg zu erzielen. Zu Unrecht, denn mindestens *ein* Roman KALUZAS hätte es mehr als verdient, nämlich „Das Buch vom Kumpel Janek“ (1935), in dem KALUZA ein ethnisches, nationales und – auch sprachliches – Mosaik Oberschlesiens zeichnet. Er war dazu in der Lage, denn aufgewachsen ist er – wie Arno LUBOS schreibt und was damals für viele obereschlesische Familien galt – in einer „zweisprachigen Familie“ (LUBOS 1967: 260–261).

Der Aufsatz gliedert sich in drei Teile. Zunächst soll das Wasserpolnische Idiom selbst beleuchtet werden, im zweiten Teil wird auf einige Passagen aus KALUZAS Schelmenroman „Das Buch vom Kumpel Janek“ eingegangen, im dritten Abschnitt wird dann eine bislang unveröffentlichte Notiz aus dem Nachlass von Victor KALUZA präsentiert und kommentiert, die das Wasserpolnische zu beschreiben versucht.

## 1. Einiges zum Begriff des Wasserpolnischen

In seinem Aufsatz „Eine neue Minderheit? Eigensinn und Traum der Oberschlesier“ unternimmt der Autor Zbigniew KADŁUBEK den Versuch, das Wesen obereschlesischer Identität zu deuten. Dabei geht er ebenfalls auf die Sprache Oberschlesiens ein:

Es sind Menschen, die die *altpolnischen Wörter und die deutschen Etymologien* [Hervorhebung: R.B.] wieder aufgreifen und die daran erinnern, dass ihre herzlich geliebte Umgebung jeglicher Würde beraubt wurde [...] (KADŁUBEK 2016: 87).

Die „altpolnischen Wörter und die deutschen Etymologien“ mit einer nicht geringen Anzahl tschechischer Entlehnungen sind die sich gegenseitig ergänzenden Bausteine des Wasserpolnischen, einer bis heute verwendeten Sprache in Oberschlesien.

Das Wasserpolnisch ist – wie der Name schon verrät – eine Variante des Hochpolnischen. Versehen ist diese Sprache, wie eben erwähnt, mit zahlreichen deutschen und tschechischen

---

Sprache ist. Bitte fordern Sie von mir keine Kodifizierung [des Wasserpolnischen: R.B.], denn es ist Unsinn“ (Übersetzung: R.B.) Vgl.: Jan MIODEK: Dyskusja o języku śląskim w piśmie jest zenująca. In: *Dziennik Zachodni* (Internetausgabe), 26. März 2011, [Zugang: 20. April 2016].

Wörtern, die dieses Idiom einerseits bereichern, andererseits zum Unverständnis nicht nur bei Deutschen, sondern auch bei Polen führen.

Der Namensursprung ist nicht eindeutig zu klären, Theorien gibt es mehrere. Einen Versuch, den Namen zu deuten, unternahm Wojciech KUNICKI in einer Neuedition der Reisebeschreibung „Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791“. KUNICKI schreibt:

Die ersten Belege findet man im 17. Jahrhundert bei Samuel Butschky (jun.) im Werk *Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit* (eine wohl spätere Ausgabe) 1754, S. 273, wo er über sich selbst sagt: „als ein ehrlicher Wasserpolack“ wohl im Sinne: „Schlesier“. Im 18. Jahrhundert wurde die Bedeutung höchstwahrscheinlich auf die polnisch sprechenden Oberschlesier übertragen. Gompert polemisierte am Ende des 19. Jahrhunderts gegen Schummel, indem er in einer Zeitschrift für die Wortforschung Bd. 7, S. 14 folgende Erklärung gibt: „Benennung der polnischen Oderflösser, die durch ihre fremdartige Sprache und rohe Bedürfnislosigkeit auffielen, dann überhaupt der schlesischen Polen“. Eine weitere Erklärung gibt Alexander Brückner in der Zeitschrift der Vereinigung für Volkskunde, Bd. 9, S. 214 mit „Pole vom reinsten Wasser“. Weitere Bedeutungen waren: „Pole, der schlecht deutsch spricht“, „ungelehrter einfältiger Mann“ (Gustav Freytag) oder ein oberschlesischer Dorfbewohner slawischen Ursprungs (Bismarck). Hans Lipinsky-Gottersdorfgebraucht in *Die Proßna-Preußen* (1968) dieses Wort in verschiedenen Kontexten: Wasserpolacke (ironisierend die verächtliche Bezeichnung der oberschlesischen slawischen Dorfbewohner), wasserpolackische Provinz (die dörflichen Kreise Oberschlesiens), wasserpolnische (polackische) Sprache: ein Idiom, in dem sich die dortige Bevölkerung bis heute verständigt. Die Erklärung Schummels ist auf jeden Fall sehr plausibel; sie zeigt das Tragische der oberschlesischen Bevölkerung, die auch von den „rein“ sprechenden Polen wegen ihrer Sprache verlacht wird, was leider auch für die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg zutrifft. Schummel spricht hier die schmerzhafteste Stelle der oberschlesischen slawischen Dorfbewölkerung an: von den beiden Staaten, die Anspruch auf diese Provinz erheben, als etwas Primitives und Unechtes abgelehnt zu werden (KUNICKI 1995: 443–444).

Auch Jürgen JOACHIMSTHALER erläutert in seinem dreibändigen Werk „Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt Ostmitteleuropas als Darstellungsproblem deutscher Literatur“ die Definition des Wasserpolnischen, eines „Mischdialektes der Bevölkerung der deutsch-polnischen Grenzgebiete nicht nur in Oberschlesien“:

Heine etwa gebraucht den Begriff 1823 auch für Bewohner Großpolens um Posen [...]. 1883 erscheint der Begriff mit der dem Hoch-Polnischen entgegengesetzten Bedeutung „ordinäre[s] Polnisch (Preuß.-Poln.)“ [...]; ex negativo bestätigt im Widerspruch gegen die Bezeichnung „Wasserpolnisch“ Kossert, Masuren [...], dass auch die Masuren und ihre Sprache einst so bezeichnet worden sind; ein Beleg dafür findet sich auch in Agnes Miegel und Clementine von Münchhausen [...]. Dass schließlich die Sorben diffamierend als „wendische Wasserpolacken“ bezeichnet wurden, geht hervor aus dem autobiographischen Roman Strittmatters, *Der Laden* [...] (JOACHIMSTHALER 2011: 259).

Auch im Nachwort zu Leszek LIBERAS Roman „Der Utopek“ ging Jürgen JOACHIMSTHALER auf den Begriff des Wasserpolnischen ein. Die Entstehung dieser hybriden Mischsprache beschrieb er wie folgt:

In Oberschlesien trafen deutsche und polnische Kultur aufeinander und überlagerten und durchdrangen sich mit dem Ergebnis, daß hier die Bevölkerung jene oft abwertend als „wasserpolnisch“ bezeichnete Mischsprache entwickelte, die, wie es im Roman heißt, „weder polnisch noch deutsch war“ (S. 17), sondern ein Drittes, fließend wie das Wasserwesen Utopek (LIBERA 2011: 247).<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Über den Utopek selbst schreibt JOACHIMSTHALER, dass „dessen Vorfahren vom Planeten Utopia auf die Erde übersiedelt waren. In der polnischen Tradition ist der Utopiec bzw. Utopek ein oft böswilliger Wassergeist, der die Gestalt von Menschen annehmen kann; besonders verbreitet ist er in schlesischen

Ähnlich wie KALUZA, der das Wasserpolnische als eine „oft bespöttelte Mundart“ bezeichnete, betont auch JOACHIMSTHALER das „Abwertende“ dieses Idioms, das sich bereits in seiner Bezeichnung widerspiegelt: wenn etwas *verwässert* ist, dann ist es nicht konstant, nicht eindeutig, nicht verifizierbar und – kodifizierbar. Eben eine *Mischsprache*. JOACHIMSTHALER betont in seinem Aufsatz die von LIBERA gebrauchte Bezeichnung „weder... noch...“, um den autonomen Charakter des Wasserpolnischen noch mehr zu betonen. An dieser Stelle soll ein Paradigmenwechsel erfolgen, und zwar von dem „weder... noch...“ zum „sowohl... als auch...“ des Wasserpolnischen. Das Wasserpolnische ist eine slawische Sprache mit Elementen des Deutschen und des Tschechischen. Die slawischen Grundlagen dieser Sprache bilden ihre Fundamente. Durchdrungen wird sie von zahlreichen Elementen der zwei anderen Sprachen, die diese maßgeblich bereichern. Das Wasserpolnische schöpft also aus diesen *drei* Sprachen und gestaltet sich zu einer autonomen Einheit. Es negiert nicht die Schöpfungsquellen, aus denen es hervorquillt, im Gegenteil: das Wasserpolnische ist sich des trilingualen Charakters seines selbst bewusst und will, darf, auf keines ihrer Bestandteile verzichten.

Für den Schriftsteller und Dichter Victor KALUZA war das Wasserpolnische der Inbegriff der oberschlesischen Zerrissenheit zwischen zwei Nationen, zwei Identitäten und eben auch zwei (bei KALUZA tritt das Tschechische eher in den Hintergrund) Sprachen einerseits, andererseits war für ihn diese *Mischsprache* das Symbol kultureller Bereicherung.

## 2. „Zwei Zungen“ – eine (ober)schlesische Identität?

Im Folgenden sollen lediglich einige Passagen aus Victor KALUZAS Schelmenroman „Das Buch vom Kumpel Janek“ beleuchtet werden, in denen vordergründig die wasserpolnische Sprache – bzw. die Versuche sie zu kreieren – selbst im Zentrum steht.<sup>3</sup>

Bei KALUZA verweisen polnische bzw. wasserpolnische Elemente im Janek-Roman nicht nur auf rein sprachliche Komponenten, sondern vordergründig auf die Verworrenheit oberschlesischer Identität: „Die Identität Janeks positioniert sich in einem hybriden *Dazwischen* der beiden nationalen – deutschen und polnischen – Identitäten.“ (BISKUP 2015: 171). Seine verschwommene Wassersprache verweist auch auf eine verschwommene, keine eindeutig polnische und keine eindeutig deutsche, Identität. Die wohl markanteste Stelle im ganzen Roman, die auf die Zweisprachigkeit des Titelhelden verweist, ist die folgende:

Als viel Volk sich um ihn versammelt hatte, hob er den linken Arm und rief:  
 „Niech żyje Polska!“  
 „Haut ihn, ein Pole!“, erscholl es aus der Menge.  
 Da hob Kumpel Janek den rechten Arm und rief:  
 „Es lebe Deutschland!“  
 „Laßt ihn, ein Deutscher!“, erscholl jetzt dieselbe Stimme.

Märchen und Sagen. Utopki, so der Plural, entstehen aus Wasserleichen oder abgetriebenen Föten.“ (LIBERA 2011: 245).

<sup>3</sup> In diesem Abschnitt werden zum Teil Themen beleuchtet, die bereits in dem Aufsatz über das Bild Oberschlesiens als Grenzraum bei KALUZA zu Sprache gekommen sind (vgl. BISKUP 2015: 163–176).

Kumpel Janek aber hielt beide Arme in die Höhe und sagte:  
Beides und keines. Seht, ich habe zwei Zungen. Ich bin der Mensch  
zwischen den Grenzen (KALUZA 1935: 33).

Bei den „zwei Zungen“ handelt es sich nicht um zwei *Sprachorgane*, sondern um zwei *Sprachen*. Im Polnischen ist das Wort *Zunge* ein Homonym: bedeuten kann es einerseits das anatomische Sprachorgan des Menschen, andererseits eben auch eine Sprache selbst.

Die wohl interessanteste (literarische wohlgemerkt!) Darstellung des oberschlesischen Sprachenmischmasches liefert KALUZA im folgenden Zitat, als er seinen Titelhelden Folgendes sagen lässt (originelle Schreibweise):

Als ich bin Soldat gewesen,  
nie smiejcie się ludzie,  
schon paar Jahre będzie, w Nyssie,  
teraz robiam w Rudzie.  
Sollt ich kapitulirowatsch  
als ich war za burscha  
wie der Leutnant hat gewollen.  
War ich dobra duscha,  
und ich wollt ja bleiben,  
jenno diobli Schreiben,  
ta orthographio,  
macht mir konfusyjo.

Die Mamulka denkt sich w doma,  
was sich macht Soldaten,  
denkt sich, zre kapusta, kloski,  
trinkt sich Wein, frißt Braten.  
Hab geschrieben Mutter gestern,  
hab kanon puzowatsch,  
is psiakrew kaput gegangen,  
muß go bezahlowatsch.  
Schrieb ich auch do starki,  
poślicie zehn marki,  
für Feldwebel spyrka,  
ihr könnt fressen cierka. (KALUZA 1935: 64-65)

### 3. „Wasserpolnisch. Die oberschlesische Volkssprache“

Im dritten Abschnitt des Aufsatzes soll eine bislang unveröffentlichte Notiz aus dem Nachlass von Viktor KALUZA veröffentlicht und kommentiert werden. Es ist unklar, auf welchen Zeitraum die Skizze zu datieren ist. Mit Sicherheit weiß man, dass Kaluza sie schon nach 1945 verfasst hat, als er bereits sein Haus in Holzkirchen bewohnte.

Im Folgenden wird die gesamte Notiz abgedruckt. Die dieser Notiz beigefügten Fußnoten stammen nicht von Kaluza, sondern vom Autor dieses Aufsatzes. Die Seitenzahlen entsprechen der originellen Nummerierung aus der Notiz.

## WASSERPOLNISCH. Die oberschlesische Volkssprache

## S.1

Der autochthone Oberschlesier spricht ein Idiom, das man gemeinhin das wasserpolnische nennt, eine Bezeichnung, die schon im Jahr 1705 Christian Meißner in seiner Abhandlung über die schlesischen Mundarten „gebrauchte“.<sup>4</sup>

Auf den kargen Boden ihres Raumes fixiert, stellt diese oft bespöttelte Mundart<sup>5</sup> ein linguistisches Kuriosum dar, das als ein verkümmerter Seitentrieb des hochpolnischen Stammes betrachtet werden muß. Aber die Unterschiede der beiden Sprachen sind exorbitant.

Im Wasserpolnischen unbekannt sind als solche die altslawischen Nasallaute *ę* und *ą*. Sie werden wie *ong*, *ung*, *on* oder *un* gesprochen. Im Gegensatz zum Hochpolnischen, das ohne Personalpronomen konjugiert, verwendet der Oberschlesier bei der Beugung des Zeitwortes das Personalpronomen (ich, du, er usw.).<sup>6</sup> Auch in der Anrede differieren Hochsprache und Idiom. Der Pole bedient sich in

## S.2

der Anrede der zweiten Person Singularis oder Pluralis, der Oberschlesier der dritten Person Pluralis. Nicht selten hat dasselbe Wort in Polen eine ganz andere Bedeutung als in Oberschlesien. So heißt *kiszka* drüben *Wurst*, hüben *Schlickermilch* oder *poradzić* bedeutet polnisch raten, oberschlesisch können. Wo der originäre Wortschatz des „Wasserpolacken“ nicht ausreichte, machte dieser Anleihe beim deutschsprachigen Landsmann, indem er Substantiva wie *luft*, *wurst*, *strosack*, *pantoffel*, *kartoffel* unverändert übernahm oder sie in der Weise adaptierte wie *kragel*, *westa*, *flaszka*, *sztraßenbahnka*, *violinka*, *szparbiksla*, *aplusina*, *napoleonsznitta*, *swigiermutter* u.a.m.<sup>7</sup>

<sup>4</sup> Auf die Definition des Wasserpolnischen soll an dieser Stelle nicht genauer eingegangen werden, da es bereits im ersten Kapitel erläutert wurde.

<sup>5</sup> KALUZA betont sowohl an dieser, wie auch an manch anderer Stelle, dass das Wasserpolnische – eigentlich bis in die Gegenwart hinein – verpönt worden war und ist. In den letzten Jahren kann man jedoch in Oberschlesien, als Folge einer Art Renaissance und der Wiederentdeckung des Regionalen, ein verstärktes Werben für die Wertsteigerung des Wasserpolnischen bemerken. T-Shirts mit der Aufschrift „Niy Ma Gańba Godać“ („Es ist keine Schande, Schlesisch zu sprechen“) sind in den Straßen Oberschlesiens keine Seltenheit, oberschlesische Literatur (etwa Regiokrimis von Marcin Melon, erscheinen im Verlag Silesia Progress) wird gedruckt und gelesen.

<sup>6</sup> Eine treffende Beobachtung von KALUZA. Im Wasserpolnischen werden Verben mit Beifügung eines Personalpronomens konjugiert: *Jo ida – Idę* (ich gehe); *Jo pizsa – Piszę* (ich schreibe).

<sup>7</sup> Beispiele dieser Art gibt es zahlreiche. Die Breslauer Germanistin Sandra SEIDEL schreibt im Vorfeld ihrer Lexem-Untersuchung Folgendes: „Die Analyse der deutschen Wörter im schlesischen Dialekt basiert auf meinem eigenen Wissen und muttersprachlichen Kenntnissen des schlesischen Dialektes. Ich wurde in den schlesischen Dialekt hineingeboren und benutze diesen Dialekt im Alltag. Die polnische und deutsche Sprache habe ich erst später erlernt und benutze sie heute im öffentlichen Bereich und im Berufsleben“ (SEIDEL 2015: 184). Daraufaufgehend unternimmt die Autorin den Versuch, „die Wörter, die im schlesischen Dialekt denselben Wortsinn haben wie in der polnischen Sprache, dem schlesischen Dialekt aber näherstehen“ (SEIDEL 2015: 184) aufzulisten (hier nur ein Teil dieser Auflistung): *„afera* (dt. *Affäre*), *ajerkoniak* (dt. *Eierkognak*), *akurat* (dt. *akkurat*), *alufelga* (dt. *Alufelge*), *anzug* (dt. *Anzug*), *ausweis* (dt. *Ausweis*), *autohandel* (dt. *Autohandel*), *autoszrot* (dt. *Autoschrott*), *bajzel* (dt. *Beisel*), *bamber* (dt. *Baron*), *bant* (dt. *Band*), *baumarket* (dt. *Baumarkt*), *besserwisser* (dt. *Besserwisser*), *bet/bety* (dt. *Bett*), *biusthalter* (dt. *Büstenhalter*), *blacha* (dt. *Blech*), *blichowac* (dt. *bleichen*, schl. *bleichowac*), *bomblowac* (dt. *bummeln*), *borowac* (dt. *bohren*), *borta* (dt. *Borte*), *bryle* (dt. *Brille*), *brytfanna* (dt. *breite pfanne*), *bucha* (dt. *Bucht*), *cetel* (dt. *Zettel*), *comber II* (dt. dial. *zambarn*), *cug* (dt. *Zug*), *cugle* (dt. *Zügel*), *cwibak* (dt. *Zwieback*), *deka* (dt. *Decke*), *dekowac* (dt. *decken*), *dinks* (dt. *Dings*), *eintopf* (dt. *Eintopf*),

Mit Hilfe der Nachsilbe *ać* oder *ować* polonisierte er deutsche Verba z.B. *zeichnen*, *turnen*, *szpazierow.*<sup>8</sup>

Der deutsch-polnische Sprachmischmasch trieb mitunter ergötzliche Blüten wie: J heute häring essowo, nje glaubujesch, seh an, in kohlkastla *leży kopp*.<sup>9</sup>

Oder: Nimm die *drunga*, hau die *kobyła*, żeby besser *ciągła*.<sup>10</sup>

## S. 3

(Nimm die Stange, hau die Stute, daß sie besser zieht)

Oder die Bürgerschaft<sup>11</sup> od pana Schillera ins Oberschlesische transponiert, begann:

*fara* (dt. Pfarre), *farfocel* (dt. Vorfötzel), *fechtowac się* (dt. fechten), *fest* (dt. fest), *flanca* (dt. Pflanze), *flancowac* (dt. pflanzen), *flaszka* (dt. Flasche), *flaszka* (dt. Flasche), *flejtuch* (dt. dial. fleet-tuch), *flinta* (dt. Flinte), *fliza* (dt. Fliese) [...]“ (SEIDEL 2015: 184).

<sup>8</sup> An sich ist dieser Prozess bis in die Gegenwart nichts Ungewöhnliches, nur dass im Zeitalter des Internets meist englischstämmige Verben polonisiert werden (vgl. *czatowac* – chatten; *esemesowac* – simsen).

<sup>9</sup> Dieses Zitat ist ein (vielleicht von KALUZA selbst) künstlich stilisiertes Beispiel des angeblichen „deutsch-polnischen Sprachmischmasches“, mit dem Wasserpolnischen hat es jedoch wenig gemeinsam.

<sup>10</sup> Mit dem Wort *ciągła* widerspricht KALUZA sich selbst, hieß es doch (völlig korrekt) auf der ersten Seite seiner Notiz: „Im Wasserpolnischen unbekannt sind als solche die altslawischen Nasallaute *ę* und *ą*. Sie werden wie *ong*, *ung*, *on* oder *un* gesprochen.“ *Ciągła* wird im Wasserpolnischen *ciungła* gesprochen und geschrieben.

<sup>11</sup> KALUZA verweist hier auf ein kleines Bändchen, eine vierseitige Übersetzung von Schillers „Die Bürgerschaft“ ins Wasserpolnische (KÖHLER 1892). KALUZA musste diese kleine Übersetzung vertraut gewesen sein, unter anderem auch deshalb, weil sie in Kreuzburg erschienen ist, also nur 10 Kilometer entfernt von KALUZAS Geburtsort Lowkowitz (heute Łowkowice).

Im Folgenden die ersten Verse dieser Übersetzung:

„Do Dyonyza tego tyrana przyszedł Merus z szablą w kabsie

A coś ty chciał z tą szablą w kabsie?

Na, to miasto od tego tyrana befrejowac!

O ty, djabie, to ty będiesz na kreucu bereuowac;

Nu! nu! nu! dyć jo się tak tam nie boję sterbowac

Ale kiedy mi chcecie jakiej łaski darowac

To bych jo wos prosił o trzy dni czasu

Co go potrzebuję do jednego szpasu [...]

To ty ty musisz za mnie byrgowac

A jak jo nie przidę, to Cię będą erwyrgowac

To gut! Padoł ten do przyjaciela

Ale mi przyniesiesz za to kołocza z wesela [...]“ (KÖHLER 1892: 1)

Für Jürgen JOACHIMSTHALER ist diese Übersetzung gar ein „seltener Schatz“, wie er es in seinem dreibändigen Werk „Text-Ränder“ formuliert. JOACHIMSTHALER weiter: „Die Komik lebt von der Vermischung zweier strukturell recht unterschiedlicher Sprachkodes anhand eines Textes, den damals wohl jeder Bewohner Deutschlands in der Schule hat auswendig lernen müssen – die Sprachmischung zieht eingetrichtertes „hohes Bildungsgut in den Bereich menschlicher Normalität herab, die Text-Ränder öffnen sich für die diskreditierte Sprache von Menschen, die oft genug über ihre angebliche Minderwertigkeit informiert wurden, das Gelächter befreit. Karl Kaisig zitiert weitere Beispiele des „Wasserpolnischen“, hier sei nur eines noch wiedergegeben: „Moj Jonge se schlecht auffiruje; ano se sztyfli nie wixowal. (Mein Junge führt sich schlecht auf; er hat sich nicht einmal die Stiefel gewichst.)“ Die in der Zeit des Nationalitätenkampfes hochpolitische Frage, ob es sich dabei um eine polnische Sprache mit deutschen Lexemen handelt oder umgekehrt, lässt sich schon deshalb kaum beantworten, weil die Interferenzen bis in den Bereich der Syntax vordringen, so dass z.B. rein deutsche Worte nach einer polonisierten Satzstellung angeordnet werden können: „Es regnet was da einmal mehr“. Diese Mischsprache wurde im 19. Jahrhundert von polnischer wie von deutscher Seite für sich selbst reklamiert,

Te miasto od tyrana befreiować to bandzies, pieronie, na kreuзу bereuować.

Und es gab Zungenbrecher wie diesen: Ten pieronski pieron zapieronowany, den deutsch wiederzugeben zu wollen, vergebliche Mühe wäre.

Nach dem Gesetz der Wechselwirkung drängten sich in die Rede des deutschsprachigen Oberschlesiers Polonismen, die ihrerseits zur Bildung von idiomatischen Eigentümlichkeiten beitrugen: Mir will sich nich = ich habe keine Lust

Mach keinen śmiech = mach keinen Unsinn

Zoff dich oder ich kopp dich = schleich dich oder ich hack dich.

Daß auch die deutsche Zunge smak (Appetit) auf einen Krupniok bekam, war bei der beliebten Graupenwurst nicht verwunderlich. Und der smarkotsch (Rotzer), der dupa, der tromba, der tuleja Dummerjan), Tolpatsch war als Epitheton ornans in der feinsten Familie gebräuchlich.

#### S.4

Das unbeholfene Deutsch des einfachen Mannes reizte zu einer komisch wirkenden Verzerrung seiner Ausdrucksweise. So kolportierte der Anonymus Felix Kondziolka „Schnurren in Oberschlesischem Dialekt“ und seine Vierzeiler erfreuten sich einer gewissen Popularität.

In der großen Restauration  
von dem Franzek Josef Kohn  
is heut motzno Keilerei,  
is ja weiter nischt dabei  
Ibberschrift: Der Vergniegen

In Kondziolkas Fußstapfen tretend, setzte Hans Pilot die Reihe der Vierzeiler fort. An dem Teiche stehn zwei Cherren

mit parr lange Stecke.

Alte Schuh und Stiffel zerren

sie geduldig aus dem Drecke.

Ibberschrift: Der Angelsport

Was Hans Pilot in dem Witzblatt „Pieron“ seinen

#### S. 5

Lesern offerierte, war der skurrile Versuch, eine Oberschlesische Mundart zu kreieren.<sup>12</sup> Un dann cham sie gelesen und so gelachen, daß chatt der ganzen Bannchoff gewackeln. So wie Sefflik

---

dabei aber als eine ungenügende Variante der jeweils eigenen Sprache angesehen und als Basis einer Spracharbeit genommen, die die Bevölkerung, das „Volk“ von ihr fort zum Hochpolnischen bzw. Hochdeutschen erziehen sollte, was jedoch dazu führte, dass in Gegenbewegung dazu Anfänge eines zugleich regionalen und sprachlich-ethnischen Differenzbewusstseins entstanden, die ein eigenwertiges „Dazwischen“ für die Sprecher dieser Sprache reklamierten. Nach dem Ersten Weltkrieg, als im Zuge der Abstimmung um die staatliche Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Deutschland oder zu Polen beide Seiten die Bevölkerung für sich selbst zu gewinnen versuchten, trat ein auffälliger Umschwung in der Bewertung dieser Sprache ein, beide Seiten versuchten sie jetzt in der Propaganda gegen die jeweils andere einzusetzen.“ (JOACHIMSTHALER 2011: 260–261).

<sup>12</sup> KALUZA betont in seiner Skizze völlig zu Recht, dass es sich im Falle Kondziolkas oder Pilots um Versuche handelte, das Wasserpolnische zu *kreieren*. Gedanken über die sprachliche Natur der literarischer

Klappidudek radebrechte in Oberschlesien kein Mensch. Der Autochthone sprach wasserpolnisch, po naszymu, das heute, nach Ausschaltung des deutschen Elements, in der Schule von der polnischen Hochsprache assimiliert wird. (KALUZA o.J.).

Das Wasserpolnische kommt bei KALUZA auch in Skizzen bislang unveröffentlichter Gedichte vor. Im Gedicht „Bitte um nachsicht“ (KALUZA o.J.)<sup>13</sup> rechtfertigt der Sprecher sein Dichten, auch wenn sein „versfuß hinkt“. Im Gedicht heißt es weiter: „In der schule lernen wir / wozu wir auf erden sind / (um in den himmel zu kommen) / verse machen lernten wir nicht / Wir sangen o täler weit, o höhen / und: wer hat dich du schöner wald“ (KALUZA o.J.). KALUZA verweist mit den letzten beiden Versen auf Joseph VON EICHENDORFF und die Anfänge seiner Gedichte „Abschied“ („O Thäler weit, o Höhen, / O schöner, grüner Wald [...]“) und *Der Jäger Abschied* („Wer hat dich, du schöner Wald, / Aufgebaut so hoch da droben? [...]“). EICHENDORFF erscheint in diesem Gedicht nicht zufällig; der Dichter – oder vielmehr sein Werk – gilt als der Inbegriff *deutscher* Sinnesart im *deutschen* (Ober)Schlesien (HOLLENDER 1997). Ein Kontrast sprachlicher und identitätsbildender Natur ergibt sich aus den darauffolgenden Versen, in denen es heißt: „Aber zu hause sprachen wir *wasserpolnisch* [Hervorhebung: R.B.] / und deutsch nur an pfingsten / wenn der heilige geist / über uns kam / in gestalt des onkels aus Breslau“ (KALUZA o.J.). Ironisch wird von KALUZA der „Onkel aus Breslau“ mit dem Heiligen Geist gleichgesetzt. Höchstwahrscheinlich spielt hier der Autor auf die Germanisierungsprozesse Oberschlesiens in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts an, von denen auch das Wasserpolnische stark betroffen wurde.

## Fazit

Zum Bekanntenkreis KALUZAS gehörte August SCHOLTIS, dessen Roman „Ostwind“ eine wichtige Inspiration für KALUZAS Janek-Stoff gewesen ist. In einem unveröffentlichten Brief von SCHOLTIS an KALUZA betont der erstere gerade die schwierige Lage von Schriftstellern des Grenzraumes. SCHOLTIS schreibt: „Es ist ungeheuerlich, dass die **Schriftsteller an der Sprachgrenze** [Hervorhebung: R.B.] verpönt werden [...]“<sup>14</sup> Die literarische Verwendung des Wasserpolnischen war mitunter eines der Gründe dieser Feststellung.

---

Werke beschäftigen noch vor KALUZA August SCHOLTIS. In dem Beitrag „Grundsätzliche Bemerkungen zu meinem Oberschlesien drama“ (Gemeint ist das Drama „Der müde Krieg in Borodin“) schreibt SCHOLTIS folgendes: „Meine Arbeit ist der Versuch, die Tragödie des zweisprachigen Oberschlesiers dichterisch festzuhalten, des zweisprachigen Oberschlesiers – dessen Schicksal es ist, auf der Brücke zweier Kulturen zerrieben zu werden; bildlich sowohl, als auch symbolisch. Ich bin ferner der Ansicht, daß es jedem Menschen auf der Welt (in der zwiespältigen Situation des zweisprachigen Oberschlesiers) völlig freistehen muß, sich jener Nation zuzuwenden, die ihm kulturell etwas zu geben hat. [...] Wollte ich aber den Oberschlesier in jener, von den Berliner geforderten volkstümlichen Sprache reden lassen, dann müßte ich mein Drama „wasserpolnisch“ schreiben.“ (SCHOLTIS 1931: 690).

<sup>13</sup> Originelle Schreibweise.

<sup>14</sup> Brief August SCHOLTIS an Victor KALUZA vom 17. Oktober 1946. In: *Nachlass Viktor Kaluza*. Holzkirchen.

Das Wasserpolnische Idiom ist Gott sei Dank lebendig – und zwar nicht nur in Oberschlesien. In der Internetausgabe der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 4. Juni 2012, also im Vorfeld der Fußball Europameisterschaft in Polen und in der Ukraine, erschien ein kurzer Beitrag unter dem Titel „Wasserpolnisch“<sup>15</sup>.

In der Überschrift zu diesem Artikel hieß es: „Miroslav Klose und Lukas Podolski sprechen es beide: Wasserpolnisch. Die Sprachgeschichte dieser Mundart treibt bunte Blüten, die auch über Grenzen ranken.“<sup>16</sup> Dem gegenwärtigen Leser der FAZ bringt WIELE das Wasserpolnische mit folgenden Worten näher:

Linguistisch gesehen, ist das Schlesische oder Schlonsakische eine Mischsprache mit polnischer Grundstruktur, in der es nicht nur entlehnte Germanismen, sondern auch hübsche Zwitterworte gibt. So heißt das deutsche Wort „Bügeleisen“, polnisch „Zelasko“, auf Wasserpolnisch „Büglosko“. Um das Ganze zu verkomplizieren, drängt das benachbarte Tschechische noch mit in die Mundart – Sprachgeschichte treibt eben bunte Blüten, die auch über Grenzen ranken. Die Freude an ihrer Kreativität wird indes dadurch getrübt, dass noch immer Identitätskrisen und Ressentiments mit der schlesischen Mischsprache verbunden sind. Besonders im Kontext der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs, der Geschichte der Vertriebenen und der seither betriebenen polnischen Kulturpolitik hat sie einen schwierigen Stand.<sup>17</sup>

Solche Zeitungsartikel sind immens wichtig, besonders im Hinblick auf die Verleihung einer neuen Würde. Und es wäre erstrebenswert, wenn dem Wasserpolnischen auch im 21. Jahrhundert mithilfe der Literatur, Musik und Projekten unterschiedlichster Art zu einer neuen Würde verholfen würde.<sup>18</sup>

## Literatur

- BISKUP, Rafał (2015): Oberschlesien als Grenzraum in Victor Kaluzas *Das Buch vom Kumpel Janek*. In: BISKUP, Rafał (Hg.): *Schlesien-Grenzliterarisch*. Leipzig, 163-176.
- HOLLENDER, Martin (1997): *Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888-1988)*. Frankfurt/Main.
- JOACHIMSTHALER, Jürgen (2011): *Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt Ostmitteleuropas als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. Bd.1. Heidelberg, 259.
- KADŁUBEK, Zbigniew (2016): Zbigniew Kadłubek, Eine neue Minderheit? Eigensinn und Traum der Oberschlesier. In: *Jahrbuch Polen: Minderheiten*. Wiesbaden, 85-93.
- KALUZA, Victor (o.J.): Bitte um Nachsicht. In: *Nachlass Victor Kaluza*. Holzkirchen.
- KALUZA, Victor (o.J.): *Wasserpolnisch. Die oberschlesische Volkssprache*. Holzkirchen.
- KALUZA, Victor (1935): *Das Buch vom Kumpel Janek*. Breslau.

<sup>15</sup> Vgl. Jan WIELE: Wasserpolnisch. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Internetausgabe), 4. Juni 2012, [Zugang am 5. Mai 2016].

<sup>16</sup> Ebenda.

<sup>17</sup> Ebenda.

<sup>18</sup> Dieser Aufsatz entstand Dank eines Forschungsstipendiums des Katholischen Akademischen Ausländer-Dienstes (August/September 2015) in München, Lauingen und Holzkirchen. Für die Möglichkeit, den Nachlass von Victor Kaluza erforschen zu dürfen, bedankt sich der Autor dieses Beitrages beim Herrn Heinz Starkulla jr., Holzkirchen.

- 
- KAMUSELLA, Tomasz (2014): Das oberschlesische Kreol: Sprache und Nationalismus in Oberschlesien im 19. Und 20. Jahrhundert. In: KAMUSELLA, Tomasz: *The upper Silesian Creole = Kreol górnośląski = Das oberschlesische Kreol = Le créole haute-silésien = Wyrchnoślōński kreol*. Zabrze, 79-106.
- KÖHLER 1892: *Ten „Bürgschaft“ od Schillera przetłomaczony od Księdza Köhlera*. Kreuzburg.
- KUNICKI, Wojciech (1995): *Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791* Berlin.
- LIBERA, Leszek (2011): *Der Utopek*. Dresden.
- LUBOS, Arno (1967): *Geschichte der Literatur Schlesiens*. Bd. 2. München.
- SCHOLTIS, August (1931): Grundsätzliche Bemerkungen zu meinem Oberschlesiendrama. In: *Der Oberschlesier*.
- SCHOLTIS, August (1932): *Ostwind*. Berlin.
- SEIDEL, Sandra (2015): Deutsche Lehnwörter im schlesischen Dialekt und in der polnischen Sprache. Eine quantitative und qualitative Untersuchung anhand des Lexikons der deutschen Lehnwörter in der polnischen Sprache. In: BŁACHUT, Edyta / GOŁĘBIEWSKI Adam (Hg.): *Kontroversen in der heutigen germanistischen Linguistik: Ansichten, Modelle, Theorien* (Beiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft). Bd. 4. Wrocław, Dresden, 183-209.

Gdańsk 2016, Nr. 35

Anna Daszkiewicz  
Universität Gdańsk

## Spezifika des medial stilisierten *Kanakischen* am Beispiel Michael Freidanks *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?* und deren Rezeption bei deutschstämmigen Studierenden

**Media personalities of the stylized version of *Kanakisch* exemplified by fairytales by Michael Freidank *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?* and their reception by native inhabitants and German students.** – This paper is devoted to the *media-stylized* version of *Kanakisch* (*secondary ethnolect*), the *primary* variant of which is practised by ethnically mixed youth born and bred in Germany. An important part of the paper, apart from the linguistic analysis of fairytales in *Kanakisch*, is constituted by statements of native Germans and students from the university of Siegen on how convergent and divergent the *secondary* and *primary Kanakisch*, an example of which such a measure can be.

**Keywords:** Kanakisch, ethnolect and its variants, media-shaped language, deviations from the standard language, racism, marginalisation

**Osobliwości medialnie stylizowanej wersji *Kanakisch* na przykładzie bajek Michaela Freidanka *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?* i ich recepcji przez rodowitych mieszkańców i studentów z Niemiec.** – Niniejszy artykuł poświęcony jest *medialnie stylizowanej* wersji *Kanakisch* (*wtórnemu etnolektowi*), którego wariant *pierwotny* praktykowany jest przez etnicznie mieszaną młodzież urodzoną i wychowaną w Niemczech. Ważną część pracy, prócz językowej analizy bajek w *Kanakisch*, stanowią wypowiedzi rodowitych Niemców i studentów uniwersytetu w Siegen na temat tego, jak dalece zbieżny bądź rozbieżny jest *wtórny Kanakisch* od *pierwotnego* i czego przykładowym wyrazem może być taki zabieg.

**Słowa kluczowe:** Kanakisch, etnolekt i jego odmiany, język medialnie stylizowany, odstępstwa od języka standardowego, rasizm, marginalizacja

„Kanakisch“<sup>1</sup> hat nichts mit Ausländerfeindlichkeit zu tun. Diese Sprache ist eine Art Dialekt, der sich in den letzten Jahren rasant ausgebreitet hat und es auch in Zukunft noch tun wird. Er wird in Deutschland gesprochen – und zwar unabhängig von Regionen oder Staatsangehörigkeiten (FREIDANK 2001b: 2).

---

<sup>1</sup> Die Sprecher des *Kanakischen* bezeichnen sich selbst als *Kanake(n)*. Das Wort *Kanake* kommt ursprünglich aus dem Polynesischen und steht für einen Ureinwohner der Südseeinsel. Es wird im Deutschen als eine abwertende und diskriminierende Bezeichnung für Menschen mit Migrationshintergrund, Angehörige einer fremden Ethnie oder verachtens- und hassenswerte Menschen verwendet. Nichtsdestotrotz wird das besagte Schimpfwort *Kanake* von jugendlichen, meist männlichen Migranten aufgegriffen und aufgenommen und in eine intern positiv konnotierte Selbstbezeichnung umgemünzt. Dies erfolgt aus einer Solidarität mit sozial benachteiligten Migrantenkindern, die genauso stolz auf die eigene Ethnie sind (vgl. LIESE 2013: 6).

## 1. Ziel des Beitrags

Der Beitrag hat zum Ziel, eine *stilisierte* Version der stark ethnisch geprägten Varietät des Deutschen, für die es mittlerweile diverse Bezeichnungen wie bspw. „Kanak-Sprak“ (ZAIMOĞLU 1995; 1997), „Türkendeutsch“ (ANDROUTSOPOULOS 2001: 1, KERN / SELTING 2006: 239, KERN / ŞİMŞEK 2006: 101-119, ŞİMŞEK 2012: 155-180), „Kanakisch“ (SCHMIDT-FINK 2002), „Türkenslang“ (AUER 2003: 255), „Kiezdeutsch“ (WIESE 2009: 782; 2012), „Ethnolekt<sup>2</sup> im Gegenwartsdeutsch“ (LESCH-SCHUMACHER/SCHUMACHER 2009) oder „Kurzdeutsch“ (MAROSSEK 2016) gibt, nahe zu bringen. Zu diesem Zweck werden hier mithilfe der bereits im Titel angekündigten Märchensammlung *Spezifika des (medial reproduzierten) Kanakischen*<sup>3</sup> ‚herausgefiltert‘ und besprochen. Dabei sei angemerkt, dass es sich im Fall des *ursprünglichen Kanakischen* um eine Mischvariante handelt, die aus deutschen und türkischen Elementen besteht. Sie wird von in Deutschland aufgewachsenen (vor allem männlichen) Jugendlichen deutscher und nicht-deutscher Herkunft gesprochen, die in großstädtischen Bezirken mit hohem Migrantenanteil wie bspw. Berlin-Kreuzberg, Berlin-Neukölln, Mannheim-Jungbusch oder Köln-Kalk wohnen.

Der Beitrag gewährt Einblick in die Aufmerksamkeit erregenden Merkmale des *Kanakischen*, die sowohl von der deutschen Standardsprache als auch von der Herkunftssprache ethnolektaler Sprecher abweichen. Darüber hinaus wird die Frage der Auswirkung der auf *Kanakisch* verfassten Märchen auf alteingesessene deutsche Muttersprachler als Textrezipienten dargestellt, was das ganze Problem näher beleuchten kann.

## 2. Sprachphänomen *Kanakisch*

Um sich in die Thematik gut einzufinden, ist es angebracht, zunächst einige Begrifflichkeiten näher zu erläutern. Es sei zunächst darauf hingewiesen, dass die Entstehung des (*realen*) *Kanakischen* unmittelbar auf den Migrationsprozess in Deutschland zurückgeht. Viele in der besagten Sprachvarietät präsenste Merkmale sind nämlich im Deutsch ehemaliger Gastarbeiter aus den Hauptanwerbeländern Türkei, Jugoslawien und Griechenland, die von Mitte der 50er bis Anfang der 70er nach Deutschland kamen, wiederzufinden. Während jedoch die ersten Arbeitsmigranten und ihre später hinzugezogenen Familien Deutsch ungesteuert (ohne institutionelle Verankerung) erwarben, wird *Kanakisch* von in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund verwendet und ist mittlerweile als ‚Trendsprache‘ in der aktuellen Popkultur kaum zu übersehen. Von diesem Blickwinkel her gesehen, stellt der *kanakische* Sprechstil eine weitere Entwicklungsetappe des Gastarbeiterdeutschen dar. Nun aber wird der besagte Sprechstil

<sup>2</sup> „Ethnolekt‘ wird hier als Sammelbegriff für Varietäten oder Sprechstile verwendet, die von den Sprechern selbst und/oder von anderen mit einer oder mehreren nicht-deutschen ethnischen Gruppen assoziiert werden“ (AUER 2003: 256).

<sup>3</sup> Selbst wenn die Bezeichnung *Kanakisch* diskriminierend und abwertend klingt, wird sie in dem vorliegenden Beitrag konsequent verwendet, weil sie auf das von dem Märchenbuchverfasser vorgeschlagene Label referiert.

als *ein* und nicht das einzige Element aus dem Sprachrepertoire seiner Sprecher, obendrein unter jungen Menschen und meist in informellen Kontexten eingesetzt bzw. praktiziert, was ihn von der Sprechweise der ersten Generation abgrenzt. Da ihm eine gewisse Homogenität und Systematizität in Bezug auf sprachliche Besonderheiten (demnach sei der *kanakische* Sprechstil alles andere als eine vorübergehende Sprachmode schlechthin) zum einen, eine multiethnische Zusammensetzung der Sprecher (nahezu alle jugendlichen Sprecher des *Kanakischen* entstammen einem vergleichbaren sozialen Milieu) zum anderen innewohnen, unterscheidet er sich zusätzlich auch von der allgemeinen Jugendsprache. Darüber hinaus sind seine Merkmale sprachliche Mischungen aus Elementen der Herkunftssprache (insbesondere des Türkischen als Herkunftssprache der größten Minderheitengruppe Deutschlands) und des Deutschen, was dieser Sprachvariante einen sprachlich und kulturell hybriden Charakter verleiht.<sup>4</sup> Demnach trägt *Kanakisch* Züge des Duellen oder aber auch Zerrissenen, sich weder zur türkischen noch zur deutschen Gruppe zugehörig zu fühlen und stattdessen im Raum des ‚Dazwischen‘ platziert werden zu *wollen*.

Wie bereits vorstehend nahegelegt, stehen in dem *ursprünglichen Kanakischen* Identität und Sprache in unmittelbarer Relation. Dies besagt wiederum, dass in diesem Fall Sprache konsequent als soziales Phänomen aufgefasst wird. Das geringe Prestige dieser Mischvariante resultiert demnach aus dem sozialen Hintergrund (gepaart mit der sozialen Benachteiligung, sprich ‚Ghettoisierung‘) ihrer Sprecher, die nach wie vor als deutsches ‚Subproletariat‘ angesehen werden (vgl. RIEHL 2009: 123). Zudem wird die abwertende Sichtweise auf die besagte Mischvariante konsequent durch Argumente von einer reduzierten, auf grammatikalischen Fehlern und Unsicherheiten beruhenden Sprechart untermauert. Dabei handelt es sich hier, wie bereits zuvor angedeutet, um eine Eigeninitiative/Eigenentscheidung, seine soziokulturelle Identität zwischen zwei unterschiedlichen Sprachen und Kulturen zu markieren und so darzustellen.

Demnach sind prosodische und phonetische Elemente des (*primären*) *Kanakischen* auf die türkische Sprache zurückzuführen, was dem Deutschen einen verfremdeten, ‚stampfenden‘ Ausdruck verleiht (vgl. KEIM 2003: 101, KEIM 2001: 381). Gemeint ist damit, dass deutsche stimmlose Frikative im Zuge der Fortisierung (Intensivierung der Muskelspannung und Längung von Frikativen) im *Kanakischen* stimmhaft ausgesprochen werden. Als Beispiele hierfür gelten *zu weich* [zu weiʃ] und *das ganze Dorf* [ganʃe]. Zusätzlich tritt eine Fortisierung des [ʃ]-Lautes bei dem Personalpronomen *ich* auf, wobei auf das initiale /i/ verzichtet wird. Dies findet meist in Kombinationen wie *hab ich* (hab=sch), *ich hab* (sch=hab) oder *muss ich* (muss=sch) statt (KEIM 2005: 215). Im Allgemeinen ist eine durchgehende Angleichung zwischen dem [x] – und dem [ʃ] -Laut zu beobachten (KEIM 2003: 108). Es besteht die Tendenz, stimmlose Plosive bei dem Sprechstil deutlich zu aspirieren. Manchmal wird /r/ nach einem kurzen Vokal weggelassen (AUER 2003: 3, KEIM 2005: 215), wie zum Beispiel bei *mach weiter* (RIEHL 2009: 129); ein /r/ im Anlautcluster hingegen apikal ausge-drückt (RIEHL 2009: 129, AUER 2003: 3) wie beispielsweise bei *Trainig* (RIEHL 2009: 129).

<sup>4</sup> Kanakisch ist die „Folge der sprachlichen und kulturellen Hybridität, die sich aus Kollektiverfahrungen einer Migrantengeneration herausgebildet hat und damit zu Kollektivtendenzen im Sprachgebrauch führt“ (CANOĞLU 2012: 60).

Bei der Realisierung von Anlautclustern wird im Übrigen das Phonem /ts/ durch /s/ ersetzt, d.h. es findet eine deutliche Simplifizierung statt (AUER 2003: 257).

Während prosodisch-phonetische Eigenschaften des *realen Straßen-Kanakischen* dem Türkischen entlehnt sind, sind seine grammatischen und lexikalischen Komponenten wie Artikel- und Präpositionstilgung (insbesondere in lokalen Präpositionalphrasen), Generalisierung des neutralen Genus oder Bevorzugung bestimmter deutscher Partikeln (*isch schwör, musstu, lassma*) als Anteile der deutschen Standardsprache anzunehmen. Im Türkischen steht das Prädikat gewöhnlich am Ende des Satzes, Syntax und Lexik werden durch Agglutination (Aneinanderreihung) bestimmter Morpheme an unveränderlich bleibende Wortstämme realisiert.

Aufgrund der Verbreitung und Popularisierung der ethnolektal geprägten Sprechweise in den Medien spricht man heute von dem „Ethnolekt“ und seinen Ausprägungen: dem *primären, sekundären* und *tertiären* Ethnolekt<sup>5</sup>. Im Unterschied zu seiner *ursprünglichen* Form ist der *sekundäre* bzw. *mediale* Ethnolekt eine *Kunstform*, kein spontaner Sprachgebrauch also, wie er in alltäglicher Kommunikation verwendet wird. Er zielt auf das Klischee des proleten- und machohaften (vorwiegend männlichen) jugendlichen Migranten ab und bildet daher einzelne herausstechende Merkmale dessen *primärer* Art in unrealistisch hohen Frequenzen ab: „Für die Untersuchung sprachlicher Merkmale multi-ethnischer Jugendsprachen ist es wichtig, nicht-stilisierte Varianten, die im Kontakt Jugendlicher unterschiedlichen ethnischen Hintergrunds entstehen, von stilisierten Varianten zu unterscheiden, wie sie etwa in Comedy-Shows verwendet werden“ (WIESE 2006: 12). Ungeachtet der realitätswidrigen Darstellung bleibt die mediale Ausprägung „ein bloßes Hologramm des primären Ethnolekts“ (LIESE 2013: 18), die allerdings aufgrund einer Anhäufung ethnolektaler Sprachmerkmale wenig authentisch wirkt. Die *medial kreierte (stilisierte)* und so verbreitete Ausprägung des *primären* Ethnolekts wird meist in spöttischen und scherzhaften Momenten (Situationen) eingesetzt und findet sowohl im *sprechsprachlichen* Bereich (in Comedy-CDs, Filmen, Talk-Shows, Radio-Shows, Songtexten oder Werbespots) als auch im *schriftsprachlichen* Bereich (in der Belletristik oder in den Web-Seiten) Anwendung. So gelangt sie auch zu alteingesessenen deutschen Muttersprachlern, die sonst in keinem Kontakt zu den Sprechern dieser Varietät stehen. Demgemäß gilt der *tertiäre* Ethnolekt als Lokalisierung (Konzentration) ethnisch geprägter Sprachmerkmale auf Sprecher anderer Varietäten, insbesondere auf Sprecher der Mehrheitssprache (des Standarddeutschen). In Anbetracht der oben genannten Informationen zum ethnolektalen Sprechstil ist bemerkens- und betonenswert, dass im vorliegenden Beitrag aufgrund der Analyse von FREIDANKS Märchensammlung auf

<sup>5</sup> Ausgehend von Jannis ANDROUTSOPOULOS (2001) entwirft Peter AUER die Typologie der ethnolektalen Formen des Deutschen (2003). In Bezug auf Sprechergruppen und die damit einhergehende Verwendung von ethnolektal geprägten Deutschvarietäten wird nach AUER zwischen dem *primären, sekundären* und *tertiären* Ethnolekt unterschieden. Im engen Zusammenhang damit gilt Folgendes zu berücksichtigen: „Die Beziehung zwischen primärem, sekundärem und tertiärem Ethnolekt entspricht dem von Androutsopoulos (2001) beschriebenen Weg ‚from the streets to the screens and back again‘: Er wandert von der Straße in die Medien und von dort wieder zurück auf die Straße – allerdings nicht unbedingt zurück zu den selben Personen, von denen er seinen Ausgang genommen hat“ (DIRIM / AUER 2003: 223).

*Kanakisch* Charakteristika der *medialen (sekundären)* Ausprägung des *Kanakischen* aufgegriffen und im Nachhinein einer linguistischen Auswertung unterzogen werden.

### 3. Untersuchungsmaterial

Als Untersuchungsmaterial und Argumentationshilfe dient dem vorliegenden Beitrag Michael FREIDANKS Märchensammlung auf *Kanakisch* unter dem Titel „Wem is dem geilste Tuss in Land? Märchen auf Kanakisch un so“ (2001a). Obwohl das Porträt des Märchenverfassers in der medialen Berichterstattung nicht ausführlich dargestellt wird, lässt sein bisheriges Werk einen Anhänger und Experten im *Kanakischen* an dem Betroffenen erkennen (vgl. hierzu bspw. FREIDANK 2001b; FREIDANK 2001c; FREIDANK 2007). Den hier analysierten Märchenband machen sowohl traditionelle als auch moderne Geschichten aus, die der Konstruktion eines ‚typischen‘ *Kanaken*-Typs (seinen Wertvorstellungen) dienen. Bemerkenswert ist im Zusammenhang damit, dass in FREIDANKS Märchensammlung auf *Kanakisch* das normwidrige Verhalten der Hauptfiguren jeweils (sprich: konsequent) durch ihre standardferne Sprechart unterstützt und ausbalanciert wird.

Dem Märchenkorpus wurden im Folgenden drei Beispielmärchen entnommen, jeweils in ihrer ganzen Länge präsentiert und in Bezug auf die hier auftretenden sprachlichen Spezifika besprochen.

#### Märchen auf *Kanakisch*

##### Rotkäppschem<sup>6</sup>

Hier, Alder, da war mal ein geilen Tuss, dem hatte immern so pervers rote Wollmutze auf, isch schwör! Dem seim Muttern hat dem ma gesagt, dem soll zu besoffene Omma latschen un konkrete Weissbrot un Flaschem Schnaps dem besorgen, isch schwör! Dem Tuss hat dem gemacht. Abern weil dem Tuss kein Bock auf Latschen gehabt hat, hat dem ein auf Anhaltern gemacht, un ein krasse Typ mit Benz hat dem mitgenommen. Dem Tuss hat ersählt, wo dem hin will un dass dem noch konkrete Flaschem Schnaps besorgen muss. Dem Typ hat gesagt: „Weisstu, dem ripp isch dir aus Suppermarkt, steig ma aus, isch bring dem dann dem Omma, ciao, Alder!“ Dem Typ hat net dem Flaschem gerippt, sondern is schnell zu besoffene Omma gefahrt un hat dem abgerippt. Dann hat dem dem total besoffene Omma in Bad eingeschliesst, isch schwör, un weil dem ein krasse Fetischist war, hat dem dem geilen Unternwäsche von Omma angezogen un hat sich im Bett reingelegt. Da kam dem Tuss dem Tur rein un hat gesagt: „Hier, Omma, was hastu fur krasse Segelohren?“ „Damit isch konkreter hören kann, was du fur Scheissndreck erzählst, Alder!“, hat dem Typ gesagt. „Un was hastu fur krasse Augen, Alder?“ „Damit isch bessern sehn kann, was du fur ein geile Tuss bist!“ „Un was hastu fur krasse Fresse, Alder?“ „Damit isch dich bessern kussen kann, Alder!“ Dem Typ kusst dem Tuss, abern dem hatte keim Bock

<sup>6</sup> Dieses Märchen wurde von mir samt zwei anderen Märchen Freidanks („Dornröschem“ und „Schneewittschem“) in der Arbeit „Die Homogenität des *Kanakischen* am Beispiel Michael Freidanks Märchen auf *Kanakisch* und so. *Wem ist dem geilste Tuss in Land?* (2001)“ in der wissenschaftlichen Schrift *Prace Językoznawcze* 2016/II angeführt und analysiert, um damit die Homogenität (Übereinstimmigkeit) ethnolektaler Merkmale in der medialen Produktion nachzuweisen und zu verteidigen. Es wurde allerdings *nicht* (wie es hier der Fall ist) einer Auswertung durch deutsche Muttersprachler unterzogen und daher aus dem Analysekorpus nicht eliminiert.

drauf un hat dem in Fresse gehaut. Dann kam dem Bullen un ham dem Omma aus Bad befreit un krasse Typ in Knast gesetzt. Krass, oder?! (FREIDANK 2001a: 71-72).

### Sprachliche Besonderheiten:

- Koronalisierung des stimmlosen palatalen Frikativs: *isch* statt *ich*
- Nicht-Vokalisierung von auslautendem /r/: *abern* statt *aber*, *immern* statt *immer*, *Muttern* statt *Mutter*, *Suppermarkt* statt *Supermarkt*, *Unternwäsche* statt *Unterwäsche*, *bessern* statt *besser*
- Reduzierung /z/ zu /s/: *ersäblt* statt *erzählt*
- Tilgung des Endkonsonanten: *un* statt *und*, *is* statt *ist*, *ma* statt *mal*
- Abweichungen in der Genus- und Kasusflexion: *eim geilen Tuss*, *ein krasse Typ* mit *Benz*, *dem Tuss* hat dem gemacht, *dem Tuss* hat ersäblt, *dem Typ* hat net dem *Flaschem* gerippt, *kein Bock* auf Latschen *gehabt hat*, da kam dem *Tuss dem Tur* rein
- Artikelausfall und Ausfall von Präpositionen in Präpositionalphrasen: *in Bad*, dem geilen *Unternwäsche von Omma*, dem ripp *isch dir aus Suppermarkt*, da kam dem *Tuss dem Tur* rein
- Falsche Partizip II-Formen: *eingeschliesst* statt *eingeschlossen*, *gehaut* statt *gehauen*
- Ethnolektale Besonderheiten wie: *net* als *nicht*, *Alder* als *Alter*
- Umlauttilgung: *Wollmutze* statt *Wollmütze*, *fur* statt *für*, *Tur* statt *Tür*, *kussen* statt *küssen*
- Verschleifungen (Klitisierungen): *weisstu* statt *weißt du*, *hastu* statt *hast du*
- Rückversicherungsfragen:  
*Krass, oder?*
- Der hoch frequentierte Gebrauch von lexikalischem Material mit jugendsprachlichem Charakter (*Scheissndreck*, *Tuss*, *latschen*, *besoffen*, *abrippen*, *kein(en) Bock* auf etwas *haben*)

### Rapunzeln

Weisstu, da war ma eim Paar mit krassn Balg. Dem Tuss hat immern krass viel geraucht un war voll drauf, weisstu! An eim Tag hat Tuss zu Typ gesagt: „Alder, bring misch Kippen, sonst verreck isch, isch schwör!“ Dem Typ hat voll Schiss gekriegt un is ubern Strassn gerennt un wollt Kippen abrippen. Abern dem Typ von Laden hat dem erwischt un wollt dem in Fresse reinhaun, isch schwör! Dann hat dem noch gesagt, dass dem kein Arschloch is un dem net in Fresse kriegt, sondern nur dem Balg, dem der Typ hat, will. Dem Typ hat gesagt: „Ok, Alder, geb isch dir korrekt mein Balg!“ Dem Arschloch hat dem Balg als dem swölf war im seim Simmern im zweiten Stock eingeschliesst un dem Tuss hat ganze Tag scheissndreck Liedern gesingt, isch schwör! Dann kam ma ein oberpervers krasse Typ mit Pitbull auf Burgernsteig vorbei un hat dem Tuss gesehn un hat gesagt: „Alder, du bist voll geil, isch schwör, wie heisstu?“ Dem Tuss hat gesagt: „Isch bin dem Rapunzeln un isch bin eingeschliesst, Scheissndreck!“ „Rapunzeln, dann lass ma dein geilen langen Haare herab, isch schwör, kletter isch hoch, weisstu!“ So ham die dem gemacht un ham sich gekusst un so. Dem Kippenverkäuern hat dem gemerkt un hat dem Tuss den krass geile Haare abgemacht un dem Tuss in Laden an Kasse gestellt. Dann hat dem sich selbern in Simmern gestellt, un als dem Typ kam un gesagt hat: „Rapunzeln, lass dein geilen Haare runtern!“, hat dem dem Haare runterngelast. Oben war dann net dem Tuss, sondern dem Verkäuern, dem Arschloch! Dem Typ hat voll krasse Schmerzen

in Seele gehabt un so un is aus sweite Stock gespringt un hat bei Aufschlag auf Burgernsteig seim Kontaktlinsem verlorn, isch schwör! Swei Tage is blind in Gegend herumgeeiert, isch schwör, bis dem Bock auf Kippen hatte un sich in konkrete Geschäft gegangen ist. „Willstu Kippen“, hat dem Verkäuferin gefragt. „Kraass, du bist Rapunzeln, odern?“, hat dem Typ gesagt. „Ja, un isch liebe disch un hab deine konkrete Linsen in Hand un tu dir dem jetzt ma rein, Alder, weisstu!“ „Kraaass, isch kann wiedern sehn, geil, isch schwör, komm mit, Alder!“ Dann ham den schnell gemacht un sin abgehaut un krasse Paar geworden!!! (FREIDANK 2001a: 69–70).

### Sprachliche Besonderheiten:

- Koronalisierung des stimmlosen palatalen Frikativs: *isch* statt *ich*, *misch* statt *mich*
- Nicht-Vokalisierung von auslautendem /r/: *immern* statt *immer*, *ubern* statt *über*, *abern* statt *aber*, *Arschnloch* statt *Arschloch*, *Simmern* statt *Zimmer*, *Liedern* statt *Lieder*, *Burgernsteig* statt *Bürgersteig*, *Kippenverkäuern* statt *Kippenverkäufer*, *selbern* statt *selber*, *runtern* statt *runter*, *odern* statt *oder*, *wiedern* statt *wieder*
- Reduzierung /z/ zu /s/: *swölf* statt *zwölf*, *Simmern* statt *Zimmer*, im *sweiten* Stock statt im *zweiten* Stock, *ganse* Tag statt *ganze* Tag, *swei* Tage statt *zwei* Tage
- Tilgung des Endkonsonanten und/oder Endkonsonantenabschwächung: *un* statt *und*, *is* statt *ist*, *ma* statt *mal*, *jetz* statt *jetzt*, *ham* statt *haben*, *sin* statt *sind*, *gesehn* statt *gesehen*, *reinhaun* statt *reinbauen*, *verlorn* statt *verloren*, kann wiedern *sehn* statt kann wieder *sehen*
- Abweichungen in der Genus- und Kasusflexion: *eim* Paar mit *krassn* Balg; bring *mich* Kippen; *dem* Tuss hat immern *krass* viel geraucht; an *eim* Tag; *abern* dem Typ von Laden hat *dem* erwischt; dass *dem* kein *Arschnloch* is un *dem* net in Fresse kriegt, sondern nur *dem* Balg, *dem* der Typ hat, will; *dem* Typ hat gesagt; geb isch dir korrekt *mein* Balg; ein obernpervers *krasse* Typ; isch bin *dem* Rapunzeln; lass ma *deim* geilen langen Haare herab; »Rapunzeln, lass *deim* geilen Haare runtern!«, hat *dem* dem Haare runterngelast; Oben war dann net *dem* Tuss, sondern *dem* Verkäufern, *dem* *Arschnloch*!; is aus *sweite* Stock gespringt
- Artikelausfall und Ausfall von Präpositionen in Präpositionalphrasen: hat *Tuss* zu *Typ* gesagt; dem Typ *von* Laden; *in* Fresse (rein)haun, *ganse* Tag; hat voll *krasse* Schmerzen *in* Seele gehabt; is *aus sweite* Stock gespringt; is blind *in* Gegend herumgeeiert; sich *in* konkrete Geschäft gegangen ist; hab deine konkrete Linsen *in* Hand; sin abgehaut un *krasse* Paar geworden
- Falsche Partizip II-Formen: *gerennt* statt *gerannt*, *ingeschliesst* statt *eingeschlossen*, *runterngelast* statt *runterngelassen*, *gespringt* statt *gesprungen*, *abgehaut* statt *abgehauen*
- Ethnolektale Besonderheiten wie: *net* als *nicht*, *Alder* als *Alter*, *so* als Fokusmarker am Ende des Satzes: un ham sich gekusst *un so*; ein übermäßiger (sogar exzessiver) Gebrauch der Partikel *isch schwör!* als Betonung sowie der Partikel *lass ma* (sprecherinklusive)
- Umlauttilgung: *gekusst* statt *geküsst*
- Verschleifungen (Klitisierungen): *weisstu* statt *weißt du*, *hastu* statt *hast du*
- Der hoch frequentierte Gebrauch von lexikalischem Material mit jugendsprachlichem Charakter (*Scheissndreck*, *Tuss*, *voll Schiss gekriegt*, *Aschnloch*, *abrippen*, *kein(en) Bock* auf etwas *haben*, *voll geil*, *obernpervers*, *korrekt*, *voll krasse Schmerzen in Seele*)

## Romeo un Julia

Hier, Alder, da war ma Mallorca, weisstu! Da hat ein Typ, dem Romeo, sich eim korrekte Alfa gemietet un hat auf Strasse eim krasse Tuss, dem Julia mitgenommen. Dem sin dann mit undertaksisch zu Ballernmann gefahrt. Dem Romeo hat dem Tuss da immern wiedern konkrete Sangria in Eimern geschuttet un als dem Julia korrekt voll war, hat dem sich endlich getraut, dem Julia eim Kuss zu geben, isch schwör! Weisstu an nächste Abend warn dem dann ganz krasse Paar un ham sich voll geil gefunden. Dem Vatthern un dem Mutthern von Julia fanden dem abern net so geil un ham gesagt, dem darf net mehr mit Typ sich treffen. Weisstu, so richtig scheissn! Dem Julia hat gedacht, dass dem dem Eltern ma so richtig verarscht. Da is dem zu Reseption von Hotel un hat dem gesagt, dass dem kein Bock mehr auf Mallorca hat un nach Hausem fährt. Wo dem Hotel dem Eltern gesagt hat, dass dem Julia nach Hausem is, sin dem schnell in Fliegern un au nach Hausem zu ihrem Toththern. Dem Romeo hat dem au gehört un is gans schnell au abgeflegt. Alder, da hat dem Tuss jetzt auf Mallorca allein rumgehockt un hat gedacht, dem Romeo is Typ wo nur Tussn anmacht un dann nach Hausem fliegt. Dann hat dem sich umgebracht. Scheissn!!! (FREIDANK 2001a: 89-90).

### Sprachliche Besonderheiten:

- Koronalisierung des stimmlosen palatalen Frikativs: *isch* statt *ich*
- Nicht-Vokalisierung von auslautendem /r/: *abern* statt *aber*, *immern wiedern* statt *immer wieder*, *Mutthern* statt *Mutter*, *Vatthern* statt *Vater*, *Toththern* statt *Tochter*, *Fliegern* statt *Flieger*
- Reduzierung /z/ zu /s/: *Reseption* statt *Rezeption*, *gans* schnell statt *ganz* schnell
- Tilgung des Endkonsonanten und/oder Endkonsonantenabschwächung: *un* statt *und*, *is* statt *ist*, *ma* statt *mal*, *warn* statt *waren*, *sin* statt *sind*, *un ham* gesagt statt *und haben* gesagt, *jetz* statt *jetzt*, *Tussn* statt *Tussen* (Frauen), *scheissn* statt *scheisse*
- Abweichungen in der Genus- und Kasusflexion: *dem* Romeo hat sich *eim* korrekte Alfa gemietet; hat auf Strasse *eim* krasse Tuss, *dem* Julia mitgenommen; als *dem* Julia korrekt voll war, hat *dem* sich endlich getraut, *dem* Julia *eim* Kuss zu geben; *an nächste Abend*; ganz *krasse Paar*; *dem* Vatthern un *dem* Mutthern von Julia; *Dem* Julia hat gedacht, dass *dem dem* Eltern ma so richtig verarscht; dass *dem kein Bock* mehr auf Mallorca hat; zu *ihrem* Toththern
- Artikelausfall und Ausfall von Präpositionen in Präpositionalphrasen: *auf Strasse*, *zu Ballernmann*, *in Eimern* geschuttet, *mit Typ*, *zu Reseption von Hotel*, *wo dem Hotel* statt *wer vor dem Hotel*, *in Fliegern*,
- Falsche Partizip II-Formen: *gefahrt* statt *gefahren*, *geschuttet* statt *geschüttet*, *abgeflegt* statt *abgeflogen*, *umgebracht* statt *umgebracht*
- Falsche Satzfolge: dem darf net mehr mit Typ *sich treffen* statt die/sie darf *sich* nicht mehr mit dem Typ *treffen*
- Ethnolektale Besonderheiten wie: *net* als *nicht*, *Alder* als *Alter*, ein übermäßiger (sogar exzessiver) Gebrauch der Partikel *isch schwör!* als Betonung; *wo* statt *wer/der* (*Wo* dem Hotel dem Eltern gesagt hat statt *Wer* vor dem Hotel den Eltern gesagt hat, Typ *wo* nur Tussn anmacht statt der Typ, *der/wer* nur Tussen/Frauen anmacht)
- Umlauttilgung: *geschuttet* statt *geschüttet*
- Verschleifungen (Klitisierungen): *weisstu* statt *weist du*

- Der hoch frequentierte Gebrauch von lexikalischem Material mit jugendsprachlichem Charakter (*Scheissn, Tuss, korrekt, konkret, voll geil, kein(en) Bock auf etwas haben*)

#### 4. Untersuchung und ihre Ergebnisse (Zu den Aussagen der Textrezipienten)

Aus Interesse daran, inwiefern die *ursprüngliche kanakische* Sprachvariante deutschstämmigen Jugendlichen bekannt ist und welche Assoziationen dabei ausgelöst werden, aber auch bis zu welchem Grad das *stilisierte Kanakische* den *realen* sprachlichen Gegebenheiten entspricht, habe ich freiwillige deutsche Muttersprachler und zugleich Studierende an der Universität Siegen darum gebeten zu den in Kanakisch verfassten Märchen Stellung zu nehmen. Obwohl sich an der Untersuchung 25 Personen beteiligt und ihre wertvollen Gedanken dank der schriftlich bestätigten Einwilligung zu wissenschaftlichen Zwecken freigegeben haben, habe ich mich aus Platzgründen auf das Anführen von fünf Beispielaussagen beschränkt. Die Studierenden äußerten ihre Meinung frei und ohne vorausgehende Steuerung. Die folgende Tabelle veranschaulicht die Untersuchungsergebnisse:

##### **Aussagen deutscher Muttersprachler zu sprachlichen, textuellen und kulturellen Eigenschaften in FREIDANKS Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?**

1. Es fällt auf, dass die drei Märchen zum Beispiel durch phonetisch reduzierte/phonetisch zusammengezogene Wörter wie „ma“ statt „mal“, „un“ statt „und“ oder „weistu“ statt „weist du“ sowie diverse Ausdrücke wie „Alder“, „geil“ oder „verrecken“ einen deutlich mündlichen Charakter besitzen und somit, obwohl sie schriftlich vorliegen, vielmehr einem (konzeptionell) mündlichen Medium zuzuschreiben sind. Ferner assoziiert man als Leser die verwendete Sprache mit Sprechern, die eher aus bildungsfernen Schichten stammen und die eventuell auch einen Migrationshintergrund besitzen. Auffällige Abweichungen sind verschiedene Rechtschreibfehler (z.B. „korrekt“, „Omma“, „Simmer“, „swölf“, „Resepation“, „Tochthern“), die allerdings auf den ersten Blick daraus zu resultieren scheinen, dass der fiktive Verfasser der drei Märchen so schreiben soll, wie er spricht. Eine weitere systematische Auffälligkeit ist der oftmals falsch verwendete Kasus; das Wörtchen „dem“ wird universell und ohne Rücksicht auf das Genus als Artikel („dem Typ hat voll Schiss gekriegt“), Relativpronomen („dem hatte“ statt „die hatte“) oder sogar als Präposition („da kam dem Tuss dem Tur rein“) benutzt. Teilweise fehlen manche Artikel komplett („Romeo is Typ“, „in Seele“) und auch die Konjugation starker Verben im Perfekt ist zum Teil fehlerhaft („ist abgefliegt“, „hat eingeschliesst“). Eine weitere prägnante Abweichung, die eigentlich charakteristisch für das sogenannte „Ruhrdeutsch“ ist, ist die Verwendung der „dem-sein-Konstruktion“ wie beispielsweise in dem Satz „dem seim Muttern“.

Zahlreiche TV-Formate und Bücher, die in den letzten Jahren entstanden sind, beweisen, dass man sich in Deutschland gerne über die Sprache der „Unterschicht“/die Sprache von Ausländern lustig macht. Auch Freidanks Buch folgt diesem kulturellen Trend, indem es bekannte Märchen wie „Rotkäppchen“ parodiert. Ich persönlich finde, dass die drei Texte sehr überspitzt sind; ich kenne auch niemanden, der so spricht. Außerdem machen einige der „Fehler“ meiner Meinung nach keinen Sinn wie beispielsweise die unmäßige Verwendung des Wörtchens „dem“, die sich, wie ich finde, aus linguistischer Sicht nicht erklären lässt, oder andere Abweichungen wie zum Beispiel „dem sein“ oder „Vatthern“, die ihren Ursprung in erster Linie in deutschen Dialekten haben und somit alles andere als „Kanakisch“ sind. Insbesondere im Lichte aktueller Ereignisse finde ich die Texte eher diskriminierend als humorvoll.

**Vanessa S., 24 Jahre, Siegen, Lehramtsstudentin an der Universität Siegen**

2. Bei den vorliegenden Märchen fällt bezüglich sprachlicher Spezifika sofort auf, dass orthographische, (mündlich) phonetische und grammatikalische Normen nicht eingehalten werden. Viele Rechtschreibfehler wie „ersählt“, „isch“ oder „Omma“ deuten auf eine direkte Übernahme einer (ebenfalls von der Norm abweichenden) mündlichen Aussprache. Diese schriftliche Übernahme des Mündlichen zeigt sich ebenfalls besonders deutlich in der Reduktion mehrerer Lexeme zu einem einzelnen (zum Beispiel: „ischwör“ statt „ich schwöre [dir]“ oder „weisstu“ statt „weißt du“). In der grammatikalischen Umsetzung tritt vor allem eine Abweichung von der Norm wieder und wieder auf: der Dativ „dem“ wird regelmäßig statt dem Nominativ sowie Akkusativ verwendet. Nicht nur der Kasus spielt im Text für die Verwendung von „dem“ keine Rolle, sondern ebenso wenig das Genus.

Die vorliegende literarische Karikatur macht von einem diastratischen Stereotyp Gebrauch, um Komik zu erzeugen. Das intendierte Sprachregister ist ein restringierter Code der Jugendsprache von Migrantinnen und Migranten aus arabischen, türkischen und anderen nahöstlichen Sprachregionen. Diese Art der Parodie ist in Deutschland seit der Einwanderung und staatlich gescheiterten Integration von sogenannten „Gastarbeitern“ – deren Beiname „Gast“ schließlich bereits suggerierte, dass von ihnen erwartet wurde, nach getaner Arbeit schleunigst wieder zu verschwinden – äußerst beliebt. Ebenso wie das Amüsement über den deutschen Sprachgebrauch der Arbeiterklasse insgesamt. Soweit die theoretische Intention, die praktische Durchsetzung allerdings kann bloß als auf ganzer Linie fehlerhaft beschrieben werden. Hier findet eine Vermischung des sogenannten „Ruhrdeutsch“ („dem sein...“) und dem Deutsch von Migrantinnen und Migranten („ischwör“ – was wohl auf den islamischen Ausdruck „wallah“ [„(ich schwöre) bei Gott“] anspielen soll) statt. Ansonsten sind einige sprachlichen Karikaturen dabei, die gekünstelt wirken und in keinem mir bekannten sprachlichen Kontext irgendeiner deutschen Subkultur vorkommen wie die Ersetzung jedes Artikels durch den Dativ-Artikel „dem“.

**Ramsis K., 24 Jahre, Siegen, Lehramtsstudent an der Universität Siegen**

3. In den drei vorliegenden Texten sind diverse sprachliche Abweichungen zu erkennen. Grammatikalisch sind alle drei Märchen fehlerhaft und können als inkorrektes Deutsch bezeichnet werden. Zu erkennen an mehreren Stellen so z.B. am Fehlen von sowohl bestimmten, als auch unbestimmten Artikeln (*zu besoffene Oma latschen, in Fresse gehaut*). Außerdem werden Verbformen genutzt, welche nicht existent sind (gehaut). Weiter ist eine Systematizität in dem Sprachstil zu erkennen: Es wird immer wieder *Alder, isch schwör, krass* verwendet. Auch hier werden die Wörter falsch geschrieben (*Alder* anstatt *Alter*, *isch* anstatt *ich*). Auffallend ist auch, dass *und* immer ohne *d* geschrieben wird und *eim* anstatt *ein*, *seim* anstatt *sein*, *deim* anstatt *dein* verwendet wird. Sprachliche Spezifika sind ebenfalls sichtbar, der Sprachstil zeichnet sich weiterhin in der Verwendung eigens kreierter Begriffe aus (z.B. *rippen* als Synonym für *stehlen*). Zusätzlich wird *weisstu* an Stelle von *weißt du* genutzt und anstatt *ein z ein s* verwendet (*Resepktion, gans, Simmern, swei*). Auch *mir* und *mich* wird falsch verwendet (*bring misch Kippen mit*). Typisch für Kanakisch ist auch die Verwendung von vulgären Ausdrücken (*Fresse, Scheisndreck, vereck isch, Arschmloch*). Bei bewusster Nutzung von Kanakisch zur Belustigung kann es für den einen oder anderen unterhaltsam sein. Leider gibt es mittlerweile viele Menschen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind und Kanakisch zum gängigen Sprachjargon inne haben. Da diese Personen immer so sprechen, könnten sie sich davon angegriffen fühlen, da man sich über ihre Sprachweise lustig macht. Dieser Sprachstil ist vor allem bei Personen mit Migrationshintergrund und gleichzeitig niedrigem Bildungsstand und entsprechender gesellschaftlicher Position beheimatet. Gleichzeitig zeigt es den Verfall der deutschen Sprache, da gerade unter Jugendlichen neue Sprachstile übernommen werden, um sich abzugrenzen und cool zu sein.

**Marcel W., 26 Jahre alt, Siegen, Lehramtsstudent an der Universität Siegen**

4. Obwohl ich kein Fachmann bin, kann ich bei den vorliegenden Texten keine Parallelen zu dem finden, was ich unter „Märchen“ definiere. Bestimmt spiegeln sich aber gewisse Ähnlichkeiten in den Handlungen wider. Den Humor und den Sinn dahinter kann ich nicht nachvollziehen. Ich weiß nicht, was an den Texten lustig sein soll. Ich habe bestimmt einige der Wortfetzen in der Öffentlichkeit gehört, in einer dermaßen übertriebenen Form, die das Lesen und Verstehen schwermacht, ist mir „Kanakisch“ allerdings noch nie aufgefallen. Ich kenne keine Person, die so redet, vermute aber, dass es sich um eine spöttische Imitation der sozial schwachen Klasse mit türkischem Migrationshintergrund handelt. Ich gehe daher davon aus, dass es sich um eine überspitzt formulierte Parodie handelt. Leider bin ich nicht ausreichend qualifiziert, um eine angemessene Kritik über die vorliegenden Texte abgeben zu können. Als Leser kann ich allerdings nur den Kopf schütteln und weiß nicht, ob die vulgären Schimpf- und Fluchworte, die weder zur Schrift- noch zur Umgangssprache gehören wie z.B. „Scheisndreck“ oder „Fresse“ dem Leser zum Lachen oder Anekeln, über die thematisierte Personengruppe oder dem Autor, anregen soll.

Die bewusste Wahl der Satzzeichen wie z.B. das Verwenden von drei Ausrufezeichen „Scheissn!!!“ unterstreichen diesen zwiespältigen Eindruck. Es fällt auf, dass in den Texten bestimmte Wörter und Ausdrücke auffallend oft wiederholt werden wie z.B. „Alder“, „ich schwör“ und „Tuss“. Ebenso fallen die vielen Rechtschreibfehler auf wie z.B. „Omma“ anstatt „Oma“, „Isch“ statt „ich“, „disch“ anstelle von „dich“, „Suppermarkt“ anstelle von „Supermarkt“, und „un“ anstatt von „und“.

Diese sind bestimmt bewusst gewählt worden, machen den Text aber teilweise unverständlich. Mir war z.B. bis zuletzt unklar, was „Tuss“ bedeuten soll. In fast jedem Satz fehlen die notwendigen Artikel z.B. „auf Straße“, „zu Typ“. Auch wird der Genus oft nicht richtig zugeordnet z.B. „dem total besoffene Omma“. Das „dem“ wird, fälschlicher Weise, auffällig oft als universell einsetzbarer Artikel verwendet. Außerdem werden viele in der hochdeutschen Sprache nicht verwendeten Verschmelzungen verwendet wie z.B. „hastu“, „willstu“ oder „weisstu“. Auffallend sind auch die vielen „Weisstu“ und „Alder“, die auf den ersten Blick keinen rhetorischen Sinn ergeben. Möglicherweise sollen sie verdeutlichen, dass die Charaktere aus dem gleichen Milieu wie der Erzähler kommen.

**Matthias S., 27 Jahre alt, Siegen, Betriebswirtschaftslehre an der Universität Siegen**

## 5. Sprechstil/ sprachliche Abweichungen

### I. Phonetik:

1. Auslautende Konsonanten werden oft „verschluckt“, treten dafür an anderen Stellen wieder auf (Und = Un; nach Hause = nach Hausem; Arschloch = Arschloch; Scheissn = Scheisse). „Z“- laut wird zu „S“- laut: (gans = ganz; swölf = zwölf; Reseption = Rezeption). „ch“ wird um ein „s“ ergänzt: (Ich = isch).

### II. Grammatik:

1. Der unbestimmte Artikel wird durch das Wort „eim“ ersetzt.
2. Jegliche Fälle des bestimmten Artikels werden in den Dativ gesetzt (*Hier, Alder, da war mal eim geilen Tuss, dem hatte immern so pervers rote Wollmutze auf, isch schwör!; Dann hat dem noch gesagt, dass dem kein Arschloch is un dem net in Fresse kriegt, sondern nur dem Balg, dem der Typ hat, will; Dem Julia hat gedacht, dass dem dem Eltern ma so richtig verarscht.*).
3. Die Vergangenheit wird nach den Regeln des Perfekts gebildet. Allerdings ist das Partizip nicht immer korrekt (*Dem Typ hat voll Schiss gekriegt un is ubern Strassn gerennt; So ham die dem gemacht un ham sich gekusst un so; Dann hat dem sich umgebringt.*).

### III. Wortschatz:

1. Viele Wörter werden durch ihre vulgären Synonyme (Straßenslang) ersetzt. Dabei ist es nicht wichtig, ob es sich um Substantive, Adjektive oder Verben handelt (Mädchen = Tuss; Zigarette = Kippe; gehen = latschen; klauen = rippen; konkret, pervers, krass; Polizei = Bullen).
2. Füllwörter: (*weisstu; Alder; schwör*).

3. Wörter werden stellenweise aneinander gebunden und ergeben ein zusammenhängendes neues Wort (weißt du = weisstu; willst du = willst). Man kann gewisse Gesetzmäßigkeiten oder Regeln aus diesen Texten ableiten. Damit lassen sich wiederum neue Sätze bilden. Es gibt also eine Systematizität.

#### IV. Humor

Grundsätzlich finde ich die Idee lustig, ein Märchen in die Moderne zu adaptieren und dabei mit sozialen Schichten zu spielen. Der Humor von einem Rotkäppchen, welches an Stelle von Kuchen und Wein, ihrer Trinkeroma eine Flasche Schnaps besorgen soll und an Stelle des bösen Wolfes, einem Mercedesfahrer mit Fetisch begegnet, funktioniert für mich. Auch Romeo und Julia als Ballermann-touristen darzustellen, finde ich lustig. Der Humor der sprachlichen Darstellung trifft mich allerdings nicht. Möglich, dass es vorgetragen authentischer und lustiger ist, aber als Lektüre empfinde ich es als sehr anstrengend. Vielleicht möchte der Autor bewusst provozieren und mit der Meinung der Leser spielen, aber auf mich wirken diese Texte eher wie ausgelebter Rassismus und politisch sehr unkorrekt, als eine humoristische Darstellung.

**Karsten W., 27 Jahre alt, Siegen, Student an der Universität Siegen**

Wie aus den Aussagen der deutschen MuttersprachlerInnen (als Textrezipienten) ersichtlich, seien FREIDANKS Märchen auf *Kanakisch* eine „literarische Karikatur“ (Ramsis), eine gekünstelte und „überspitzt formulierte Parodie“ (Matthias) der ihnen bisher bekannten Märchen, bei denen die sorgfältig erschaffene Nachdenklichkeit einer jungen Leserschaft jeweils durch bedächtige Worte und moralisch sichere Maßstäbe herbeigeführt wird. Obwohl im analysierten Märchenstoff der übertragene Sinn der alten Erzählweise erhalten bleibt, wird die Umgebung in die Ghetto-Neuzeit verlegt. Besonders mißbilligend und verächtlich finden die InformantInnen die gezielte ‚Unterfütterung‘ der Märchen auf *Kanakisch* mit einem abwertenden, groben und vulgären Vokabular (gemeint sind Schimpf- und Fluchwörter wie „Tuss“, „Bullen“, „rippen“, „Scheissndreck“ oder „Fresse“), was bedauerlicherweise auf die Sicht der Mehrheitsgesellschaft auf deren ausländische Mitbürger abfärbt. Im Zusammenhang damit wird folgendermaßen argumentiert: „Ich kenne keine Person, die so redet, vermute aber, dass es sich um eine spöttische Imitation der sozial schwachen Klasse mit türkischem Migrationshintergrund handelt“ (Matthias) oder „Das intendierte Sprachregister ist ein restringierter Code der Jugendsprache von Migrantinnen und Migranten aus arabischen, türkischen und anderen nahöstlichen Sprachregionen“ (Ramsis). Durch eine unmittelbare Anspielung auf derart sprechende und sozial benachteiligte ‚Migrantenjugendliche‘ verlieren die Märchen auf *Kanakisch* an Humor und Unbeschwertheit schlechthin:

- (1) „Insbesondere im Lichte aktueller Ereignisse finde ich die Texte eher diskriminierend als humorvoll.“ (Vanessa)
- (2) „Grundsätzlich finde ich die Idee lustig, ein Märchen in die Moderne zu adaptieren und dabei mit sozialen Schichten zu spielen. Der Humor von einem Rotkäppchen, welches an Stelle von Kuchen und Wein, ihrer Trinkeroma eine Flasche Schnaps besorgen soll und an Stelle des bösen Wolfes, einem Mercedesfahrer mit Fetisch begegnet, funktioniert für mich. Auch Romeo und

Julia als Ballermann-touristen darzustellen, finde ich lustig. Der Humor der sprachlichen Darstellung trifft mich allerdings nicht. [...] Vielleicht möchte der Autor bewusst provozieren und mit der Meinung der Leser spielen, aber auf mich wirken diese Texte eher wie ausgelebter Rassismus und politisch sehr unkorrekt, als eine humoristische Darstellung.“ (Karsten)

- (3) „Bei bewusster Nutzung von Kanakisch zur Belustigung kann es für den einen oder anderen unterhaltsam sein. Leider gibt es mittlerweile viele Menschen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind und Kanakisch zum gängigen Sprachjargon inne haben. Da diese Personen immer so sprechen, könnten sie sich davon angegriffen fühlen, da man sich über ihre Sprachweise lustig macht. Dieser Sprachstil ist vor allem bei Personen mit Migrationshintergrund und gleichzeitig niedrigem Bildungsstand und entsprechender gesellschaftlicher Position beheimatet. Gleichzeitig zeigt es den Verfall der deutschen Sprache, da gerade unter Jugendlichen neue Sprachstile übernommen werden, um sich abzugrenzen und cool zu sein.“ (Marcel)
- (4) Den Humor und den Sinn dahinter kann ich nicht nachvollziehen. Ich weiß nicht, was an den Texten lustig sein soll.“ (Matthias)

Im Übrigen fallen den Befragten dialektale Akzente in den zu analysierenden Märchen auf. Grundsätzlich verweisen die Betroffenen auf die „die-seim“-Konstruktion, die immer noch in dem sogenannten „Ruhrdeutsch“ auftritt und in dem Märchen „Rotkäppschem“ mittels der Formulierung „Dem seim Muttern hat dem ma gesagt [...]“ Anwendung findet. Dabei mag ihnen entgangen sein, dass im Hessischen „net“ als „nicht“, „Alder“ als „Alter“ und in rheinischen Dialekten „isch“ als „ich“ gilt und so ausgesprochen wird.

Einig sind sich die InformantInnen im Übrigen auch darin, dass die Märchen auf *Kanakisch* eine direkte Übernahme des Mündlichen darstellen. Für einen deutlich mündlichen Charakter sorgten Verschmelzungen (Reduktionen mehrerer Lexeme zu einem einzelnen) wie „weisstu“ statt „weißt du“ oder „hastu“ statt „hast du“ sowie eine falsche Konjugation starker Verben im Perfekt, die allesamt in sprechsprachlichen Kontexten in Kauf genommen werden (können). Darüber hinaus wimlele es hier von diversen Rechtsschreibefehlern wie bspw. „Omma“, „Simmer“, „swölf“, „Resepktion“, „Tochther“ oder „Varthern“, für die es in der hochdeutschen Sprache so gut wie keine Begründung gäbe.

Letztendlich manifestiere sich ihres Erachtens eine weitere prägnante Abweichung des *Kanakischen* im Artikelgebrauch. Entweder würden manche Artikel komplett weggelassen oder sie würden des jeweiligen Genus ungeachtet auf eine universell zu verwendende „dem“-Form reduziert. Zudem mag die besagte „dem“-Form als Artikel, Relativpronomen und Präposition zugleich fungieren. Als Beispiel und Argument für den Gebrauch des Artikels als Präposition wird von Vanessa die Formulierung aus dem Märchen „Rotkäppschem“, und zwar „da kam dem Tuss *dem* Tür rein“ genannt, ohne dabei allerdings den Ausfall von Präposition „in“ („da kam dem Tuss [in] *dem* Tür rein“) bemerkt und/oder berücksichtigt zu haben.

Dabei verweisen die Informanten auf eine gewisse Wiederholbarkeit (Konsequenz) beim Gebrauch so einer „fehlerhaften“/„inkorrekten“ (bei Marcel) Variante der deutschen Alltagssprache: „Man kann gewisse Gesetzmäßigkeiten oder Regeln aus diesen Texten ableiten. Damit lassen sich wiederum neue Sätze bilden. Es gibt also eine Systematizität“ (Karsten).

In Anbetracht des vorstehend Gesagten seien die schriftlich vorliegenden Märchentexte einem „konzeptionell mündlichen Medium“ (Vanessa) zuzuschreiben und hätten grundsätzlich die Sprechweise der „sozial schwachen Klasse mit türkischem Migrationshintergrund“ (Matthias) scherzhaft und spöttisch nachzubilden. Dabei laufen eindeutig diskriminierende

Töne FREIDANKS Märchen auf einen inflationären Gebrauch der *kanakischen* Merkmale hinaus: „Ich habe bestimmt einige der Wortfetzen in der Öffentlichkeit gehört, in einer dermaßen übertriebenen Form, die das Lesen und Verstehen schwermacht, ist mir ‚Kanakisch‘ allerdings noch nie aufgefallen“ (Matthias).

## 5. Abschließende Bemerkungen

In diesem Beitrag liegt der Fokus auf einer relativ neuen und stark ethnisch geprägten Varietät des Deutschen, dem *Kanakischen*. Zusätzlich werden hier soziokulturelle Bedingungen für die Etablierung seiner *primären* Form aufgezeigt. Im Zusammenhang damit wurde bemerkt und hervorgehoben, dass die (*reale*) *kanakische* Sprechweise sowohl zum Deutschen erster Migranten als auch zu dem allgemeinen heterogenen Jugendstil im gravierenden Kontrast steht. Dank der sprachbezogenen Analyse FREIDANKS *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?* (2001a) war es hier möglich, theoretische Erwägungen zu Spezifika des *authentischen Straßenkanakischen*, die sowohl in dem phonetisch-phonologischen, morphologisch-syntaktischen als auch lexikalischen Bereich manifest sind, durch Beispielaussagen aus dem Analysestoff zu untermauern und zu bestätigen. Dabei wurde bereits eingangs angekündigt, dass im Fall der verschriftlichten Version des *Kanakischen* von seiner *sekundären (medialen)* Ausprägung die Rede sein kann. Dies wiederum besagt, dass in FREIDANKS Märchen ethnolektal gefärbte Sprachelemente übermäßig häufig verwendet werden. Den Stellungnahmen deutscher MuttersprachlerInnen zu sprachlichen Merkmalen in FREIDANKS *Märchen auf Kanakisch* sowie zu der Adaptation der Märchen an die *kanakische* Sprechweise und Mentalität ist zu entnehmen, dass derartige massenmediale Verbreitung und Popularisierung zwar die Vertrautheit mit ethnolektalen Sprachelementen, aber dennoch die assoziative Verknüpfung mit sozialem Status der *Kanakisch*-Sprecher und damit einhergehende sprachlich-kulturelle Vorurteile begünstigt.

## Quellen

FREIDANK, Michael (2001a): *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?*. Frankfurt/Main.

## Literatur

- ANDROUTSOPOULOS, Jannis (2001): „Ultra korregd Alder!“ Zur medialen Stilisierung und Popularisierung von „Türkendeutsch“. In: *Deutsche Sprache* 29, 4, 321–339.
- AUER, Peter (2003): ‚Türkenslang‘ – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: HÄCKI BUHOFFER, Annelies (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Tübingen, Basel, 255–264.
- CANOĞLU, Hatice Deniz (2012): *Kanak Sprak versus Kiezdeutsch – Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall? Eine ethnolinguistische Untersuchung*. Berlin.

- DASZKIEWICZ, Anna (2016): Die Homogenität des *Kanakischen* am Beispiel Michael Freidanks *Märchen auf Kanakisch und so. Wem ist dem geilste Tuss in Land?* (2001). In: *Prace Językoznawcze* 2016/II, [im Druck].
- DIRIM, İnci / AUER, Peter (2003): *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. Berlin.
- FREIDANK, Michael (2001b): *Kanakisch – Deutsch. Dem krassesten Sprachbuch ueberhaupt*. Frankfurt/Main.
- FREIDANK, Michael (2001c): *Grund- und Aufbauwortschatz Kanakisch*. Frankfurt/Main.
- FREIDANK, Michael (2007): *Was hängt'su Kreuz, Alder?* Frankfurt/Main.
- KEIM, Inken (2001): Die Powergirls. Aspekte des kommunikativen Stils einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. In: JAKOBS, Eva / ROTHKEGEL, Annely (Hg.): *Perspektiven und Stil. Akten des Kolloquiums zum 60. Geburtstag von Barbara Sandig*. Mannheim, 375-400.
- KEIM, Inken (2003): Sprachvariation und sozialer Stil am Beispiel jugendlicher Migrantinnen türkischer Herkunft in Mannheim. *Deutsche Sprache*, 30 (2), 97-123.
- KEIM, Inken (2005): Kommunikative Praktiken in türkischstämmigen Kinder- und Jugendgruppen in Mannheim. *Deutsche Sprache*, 32 (3), 198-226.
- KERN, Friederike / SELTING, Margret (2006): *Einheitenkonstruktion im Türkendeutschen: Grammatische und prosodische Aspekte*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, Bd. 25, 239-272.
- KERN, Friederike / ŞİMŞEK, Yazgül (2006): Türkendeutsch: Aspekte von Einheitenbildung und Rezeptionsverhalten. In: WOLFF, Dieter (Hg.): *Mehrsprachige Individuen vielsprachige Gesellschaften*. Frankfurt/Main, 101-119.
- LESCH-SCHUMACHER, Barbara / SCHUMACHER, Michael (2009): »Kiezsprache, Türken slang, Kanak Sprak? Ethnolekt im Gegenwartsdeutsch«. In: *RAAbits Deutsch/Sprache* 61.
- LIESE, Jasmin (2013): *Der Ethnolekt und seine mediale Verbreitung. Jugendliche Kontaktsprache oder Wandlerscheinung?* Hamburg.
- MAROSSEK, Diana (2016): *Kommst du Bahnhof oder hast du Auto? Warum wir reden, wie wir neuerdings reden*. Berlin.
- RIEHL, Claudia Maria (2009): *Sprachkontaktforschung: Eine Einführung*. Tübingen.
- SCHMIDT-FINK, Ekkehart: *Voll krass Alder. Von Türkendeutsch über Kanak Sprak zu Kanakisch*, <http://www.isoplan.de/aid/2002-4/sprache.html>, [Zugriff am 14.03.2016].
- ŞİMŞEK, Yazgül (2012): Türkendeutsch: Formen und strukturelle Merkmale des Sprachgebrauchs türkisch-deutscher Jugendlicher aus Berlin. In: JAŃCZAK, Barbara / JUNGBLUTH, Konstanze / WEYDT, Harald (Hg.): *Mehrsprachigkeit aus deutscher Perspektive*. Tübingen, 155-180.
- WIESE, Heike (2006): *Ich mach dich Messer. Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache*. <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/12791>, [Zugriff am 12.01.2015].
- WIESE, Heike (2009): Grammatical innovation in multiethnic urban Europe: New linguistic practices among adolescents. In: *Lingua* 119, 782-806.
- WIESE, Heike (2012): *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*. München.
- ZAIMOĞLU, Feridun (1995): *Kanak Sprak. 24 Mißstöne vom Rande der Gesellschaft*. Hamburg.
- ZAIMOĞLU, Feridun (1997): *Abschaum. Die wahre Geschichte von Ertan Ongun*. Hamburg.

Izabela Kujawa  
Universität Gdańsk

## Gemeinsame (?) Kommunikationsräume im öffentlichen Diskurs

**Common (?) communication spaces in public discourse.** – Language does not only represent reality, but also creates it. Likewise, it forms our identity, defines as an individual and as a member of a particular social or – in a broader perspective – cultural group. What allows us to identify with a particular language is our cultural, political or national affiliation, the same geographically outlined area and the outside world, which is non-language in its character but affects this language significantly. Discursive images of reality, in which we participate, are more or less understandable, and thus, more or less accessible. The article is an attempt to answer the question, what aspects of our non-linguistic knowledge determine (and to what extent) our perception of reality, and hence our belonging to a specific group of participants in the discourse. The point of reference here constitute occasionalisms (nonce words) present in media public space, which more often than not create sense of the utterances or replace longer syntactic units.

**Keywords:** political discours, discours analysis, analysis of occasionalisms

**Wspólne (?) przestrzenie komunikacyjne w dyskursie publicznym.** – Język nie tylko odwzorowuje rzeczywistość, ale również ją tworzy. Tworzy także naszą tożsamość, określa jako indywiduum i jako członka określonej grupy społecznej, w szerszym ujęciu kulturowym. To, co pozwala nam identyfikować się z określonym językiem, to nasza kulturowa, polityczna czy też narodowa przynależność, wspólny obszar określony geograficznie oraz świat zewnętrzny, pozajęzykowy, który na ów język wpływa w stopniu znaczącym. Dyskursywne obrazy rzeczywistości, których jesteśmy uczestnikami, są dla nas odbiorców mniej lub bardziej zrozumiałe, a co za tym idzie, mniej lub bardziej dostępne. Przedmiotem artykułu jest próba odpowiedzi pytanie, jakie aspekty naszej wiedzy pozajęzykowej determinują (i w jakim stopniu) naszą percepcję rzeczywistości, a tym samym naszą przynależność do określonej grupy uczestników dyskursu. Punkt odniesienia stanowią tu okazjonalizmy, obecne w medialnej przestrzeni publicznej, nadające niejednokrotnie sens wypowiedziom, zastępują dłuższe jednostki syntaktyczne.

**Słowa kluczowe:** analiza dyskursu politycznego, jednostki dyskursywne, okazjonalizmy

Sprache bildet eine wesentliche Grundlage des Selbstverständnisses sowohl von Völkern und ethnischen Minderheiten als auch von kleineren und größeren, regionalen oder sozialen Gruppen. Sie kann als soziales, kulturelles oder politisches Mittel zur Identitätsstiftung und -vergewisserung oder – im Konfliktfall- zur Identitätssicherung verstanden und instrumentalisiert werden (THIM-MABREY 2003: 5).

## 1. Sprachliche Identität

Sprache ist unser Kommunikationsmittel. Sie bildet unsere Realität nicht nur ab, sondern sie schafft sie auch (vgl. WENGLER 2003: 23). Die Grundvoraussetzung unseres Menschseins ist der Besitz der Sprache, durch die wir auch unsere Identität bestimmen können. Unser Weltwissen ist vor allem über die Sprache abrufbar. Sie bestimmt den Menschen und schafft ihren eigenen Sprach- und Kulturraum, der den Kommunikationsbereich deutlich determiniert und den Menschen sowohl als ein Individuum, als auch Mitglied einer bestimmten Gruppe identifiziert. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, sich auf einer sprachlichen Ebene repräsentiert zu fühlen. Dies ermöglicht ihm u.a. das außersprachliche Wissen, da er sich mit der Sprache durch folgende Aspekte identifiziert:

- eine erfundene engere oder weitere kulturelle, politische oder nationale Zusammengehörigkeit,
- eine gemeinsame geographische Herkunft, die auch, aber nicht immer, mit der gemeinsamen Sprache bzw. dialektalen Varietät verbunden ist,
- die Außenwelt, die primär die Sprache beeinflusst (vgl. THIM-MABREY 2003: 6).

Verfügt der Sprecher über das vorausgesetzte Grundwissen über den außersprachlichen Kontext, d.h. über die Kompetenz im Gebrauch der eigenen wie auch anderer Sprachen, so wird seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit gemeinsamer (Mutter)Sprache bestimmt. Wer aber eine fremde Sprache lernt, der „erschließt sich eine zuvor fremde Welt“ und „der politisch erzwungene Sprachverlust ist eine besonders grausame Form von Strafe“ (SCHRÖDER 1995: 56).

Das außersprachliche Wissen und die Kompetenz im Gebrauch der Sprache sind eine Herausforderung für jeden Sprachbenutzer, manchmal auch für den Muttersprachler, der als Diskursteilnehmer an der öffentlichen Kommunikation beteiligt ist. Die öffentliche Kommunikation bestimmen zahlreiche Diskurse, die wie ein Fluss von Wissen durch die Zeit eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eine Zukunft haben (vgl. JÄGER 1994: 5). Unter dem Diskurs wird hier die Gesamtheit von thematisch zusammenhängenden und aufeinander bezogenen Äußerungen mit impliziten oder expliziten Bezügen verstanden, die in Texten manifestiert werden (vgl. KUJAWA 2014: 114). Die Diskurseinheiten (Texte, Äußerungen oder Diskursausschnitte) sind keine objektiven Größen, die ein für alle Mal gegeben sind. Sie bilden Zusammenhänge, die

eine Kommunikationsgemeinschaft im gesellschaftlich-historischen Prozess als geistige Ordnungsgrößen konstituieren, vor deren Hintergrund einzelne Äußerungen und Texte produziert und reproduziert werden (ADAMZIK 2001: 254).

Sie schließen sich in einzelnen Mikrodiskursen ein, die ihre Regeln und Grenzen haben und als solche in größeren Makrodiskursen existieren, die sich wiederum in einen Gesamtdiskurs einer bestimmten Gesellschaft in einer Epoche einfügen. Dabei können sich sowohl zwei Mikrodiskurse als auch zwei Makrodiskurse in Teilen durchaus überschneiden. Sie sind aber niemals deckungsgleich. Die Grenzen der Diskurse lassen sich also nicht deutlich bestimmen (vgl. KUJAWA 2014: 53). In jedem Mikrodiskurs gibt es zahlreiche Kommunikationsräume, die als dynamische Größen aus dem Kommunikationsprozess resultieren. Den Raum für

öffentliche Diskurse schaffen heutzutage vor allem Medien. Konstituierend für die Diskurse sind verschiedene äußerliche Impulse, u.a. Diskursteilnehmer, die bestimmte Kommunikationsräume bilden. Die Massenmedien und ihre Sprache erfüllen eine wichtige gesellschaftliche Funktion: sie ermöglichen allen, sich an einer gemeinsamen Realität, an einer medial vermittelten Kommunikation zu beteiligen (vgl. LUHMANN 1991: 320). Die so entstandene (durch Massenmedien ausdifferenzierte) Öffentlichkeit legitimiert Kommunikationsräume von bestimmten Gemeinschaften. Als exemplarisch gelten hier beispielsweise:

- der Kommunikationsraum *Europa/Europäer*, der die Existenz der Europäischen Union legitimiert,
- der Kommunikationsraum *Migranten* oder *Menschen mit Migrationshintergrund*, der die Legitimation sowohl der multikulturellen Integrationsidee als auch der Parallelgesellschaften bedeutet,
- oder Kommunikationsräume von nationalen Gemeinschaften, z.B. *Deutsche* etc.

So entstehen medienvermittelte Kommunikationsräume (mit einem sozialen und kulturellen Unterbau), denen man sich zugehörig fühlt (vgl. PETERS 2007: 363). Durch Medien ist eine solche Segmentierung heutzutage noch einfacher geworden. Über den Entgrenzungsprozess eines Kommunikationsraums entscheiden auch die Sprachkompetenzen einzelner Akteure, d.h. Kompetenzen im Gebrauch der Sprache, die in einen konkreten Kontext eingebaut ist und konkrete Bedeutungen vermittelt.

## 2. Zielsetzung und Fragestellung

Die Sprache jeder (hoch)entwickelten inhomogenen Gesellschaft zeichnet sich durch eine hohe Komplexität aus. Außerdem unterliegt sie (aufgrund der Erfordernisse des kommunikativen Gebrauchs) einem dynamischen Prozess der ständigen Entwicklung. Dies betrifft vor allem die Sprache der öffentlichen Kommunikation, die an zahlreichen Wortneubildungen oder bereits existierenden Benennungen mit neuer Bedeutung reich ist. Dadurch, dass die Sprache die Realität nicht nur abbildet, sondern sie auch schafft, schafft sie zugleich einen Kommunikationsraum für diejenigen, die über bestimmte Sprachkompetenzen verfügen. Diese Kompetenz wird durch unterschiedliche Faktoren determiniert, auch durch die Kenntnis zahlreicher Spracherscheinungen, Gelegenheitsbildungen, die zu bestimmten Zeitabschnitten den öffentlichen Diskurs prägen. Schlagwörter, Schlüsselwörter oder Ad-hoc-Bildungen gehören zu den bedeutendsten Diskursmarkern, die die Rezeption diskursiver Einheiten und somit auch Kompetenz im Gebrauch einer bestimmten Sprache determinieren (vgl. SPITZMÜLLER/WARNKE 2011: 145). Es entstehen dabei folgende Fragen:

- was entscheidet über die Rezeption diskursiver Einheiten und die Entstehung von Kommunikationsräumen,
- welche Aspekte determinieren den Entgrenzungsprozess eines Kommunikationsraums.

Diese Fragen stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung des medialen Diskurs es in Deutschland im Zeitraum von 2010 bis 2016. Analysiert werden nur ausgewählte Sprachphänomene, die von der Dynamik der Sprache zeugen, d.h. Okkasionalismen, die

in jedem Diskurs gelegentlich gebildet werden. Sie kondensieren viele Inhalte und bestimmen die Rezeption der Äußerungen und dadurch auch die Kommunikation mit.

### 3. Ad-hoc-Bildungen in der politischen Kommunikation

Ad-hoc-Bildungen, Okkasionalismen, Gelegenheits- oder Augenblicksbildungen sind

spontane, meist stark kontextgebundene Wortneubildungen zur Bezeichnung von neuen oder bisher nicht benannten Sachverhalten bzw. zum Ausdruck der spezifischen Einschätzung eines Referenten durch den Sprecher (BUSSMANN 1990: 110).

Dank ihrer Kreativität und ihren unterschiedlichen textspezifischen Funktionen, d.h. Informationskonzentrierung, Ausgleich von Bezeichnungslücken oder stilistischen Effekten, haben sie einen festen Platz in der politischen Kommunikation gefunden. Diese auffälligen Wortneubildungen wirken expressiv und überraschend, besonders Neubezeichnungen bereits existierender Sachverhalte. Die Bedeutung der Okkasionalismen ist kontextuell und situativ bedingt, d.h. sie werden in Verbindung mit dem konkreten Gebrauchskontext und der konkreten Gebrauchssituation in einem bestimmten Zeitabschnitt interpretiert. Außerhalb des Kontextes sind sie meist nicht (oder falsch) interpretierbar. Dadurch verstärken sie die Bedeutung der kontextuellen und pragmatischen Dimension des Diskurses (vgl. SPITZMÜLLER/WARNKE 2011: 197). Zeit- und kontextbedingt werden die Ad-hoc-Bildungen für bestimmte Gelegenheiten gebildet und verschwinden oft nach einem einmaligen Gebrauch.

Es gibt aber Ad-hoc-Bildungen, besonders in der politischen Kommunikation, die nachdrücklich prägnant sind. Zwar werden sie ebenfalls spontan gebildet, aber ihre Verwendung ist nicht einmalig. Als Beispiel gilt hier die Ad-hoc-Bildung *Deukisch* (eine Bezeichnung für die Verbindung von der deutsch-türkischen Sprache: *deukische Generation*) oder *Bio-deutsche* (eine stilistisch markierte Bezeichnung für Personen, die ethnisch von deutschen Eltern abstammen) oder auch *Fluchtiis* (eine negativ konnotierte Bezeichnung für Flüchtlinge in Bezug auf die aktuelle Flüchtlingskrise). Solche Ad-hoc-Bildungen gehören zum oft abrufbaren Sprachinventar jedes Diskurses oder Diskursabschnitts, denn sie verfügen über eine besondere Suggestivität und ersetzen längere syntaktische Einheiten effizienter als andere Spracherscheinungen.

Einen besonders interessanten Fall in der Analyse zahlreicher politischer Debatten in Deutschland (seit 2010) bilden Ad-hoc-Bildungen, die mit dem Namen des deutschen Politikers Thilo Sarrazin verbunden sind und sich direkt auf den Namen *Sarrazin* beziehen.

### 4. Streitfall Thilo Sarrazin und das *Sarrazin*-Vokabular

Thilo Sarrazin (geb. 1945) ist ein ehemaliger SPD-Mitglied, Finanzsenator im Berliner Senat und Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank, der Autor von kontroversen Publikationen. Mit seinen veröffentlichten kontroversen Thesen zur Integrationspolitik

hat Sarrazin in Deutschland eine überfällige Debatte angestoßen, die jahrelang tabuisiert wurde. Sarrazin analysiert die Zukunft der Bundesrepublik Deutschland und kritisiert Deutschland als ein Land der Zuwandereraus muslimischen Ländern. Darin sieht er die Ursache aller gesellschaftlichen, sozialen und politischen Probleme in Deutschland. Er wurde öffentlich stark kritisiert und seine Islam-kritischen Äußerungen haben für breite Empörung in Deutschland gesorgt. Man hat ihm Biologismus, Rassismus, Sozialdarwinismus, Eugenik und Pseudowissenschaft vorgeworfen. Wegen seiner kontroversen medialen Aktivität wurde Sarrazin aus seiner Partei ausgeschlossen und aus der Funktion des Vorstandsmitglieds der Deutschen Bundesbank entlassen.

Die Kontroverse um das Buch von Sarazzin hat aber zu dessen Popularität beigetragen. Kurz nach der Veröffentlichung ist das Buch zu dem meistverkauften politischen Titel eines deutschen Autors des Jahrzehntes geworden (vgl. KUJAWA 2014: 112).

Die Vorstellung von einem xenophobischen, rassistischen Thilo Sarrazin ist aber in der Öffentlichkeit geblieben. Sarrazin verkörperte alle islam- und ausländerfeindlichen Ansichten, die im politischen Integrationsdiskurs in Deutschland immer häufiger präsent waren. Der Name *Sarrazin* wurde in der politischen Kommunikation öfter erwähnt und in mehreren Kontexten gebraucht. Schließlich gewann er den Status eines Begriffs, der ad hoc aus den Bedürfnissen der politischen Debatte entstanden ist – *Sarrazin* war kein Name mehr, sondern bezeichnete bestimmte Personen, Gruppen oder Sachverhalte, die aber deutlich stigmatisiert wurden.

Folgende Tabellen präsentieren alle *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen, die nach dem Jahre 2010 (die Veröffentlichung von Sarrazins Buch) entstanden sind und im deutschen Integrationsdiskurs bis heute existieren. Alle angeführten Beispiele kommen aus bedeutenden deutschen Zeitungen, Zeitschriften und Meinungsforen großer Online-Portale und werden dabei als exemplarisch für andere ähnliche Gebrauchskontexte verstanden.

Betrachtet man die *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen nur aus der zeitlichen Perspektive, so lassen sich in ihrem Entstehungsprozess bestimmte Tendenzen verdeutlichen. Seit dem Jahre 2010 prägen den deutschen Integrationsdiskurs zwei Typen von Ad-hoc-Bildungen: stigmatisierende und bewertende. Sie vermitteln bestimmtes Wissen über Tendenzen oder politische Richtlinien und konstituieren konkrete Einstellungen zu bestimmten Sachverhalten (explizit durch positive/ neutrale oder negative/stigmatisierende Bewertung und implizit durch kontextbedingte Ironie).

## 5. Stigmatisierende *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen

Stigmatisierende *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen beziehen sich sowohl auf bestimmte Sachverhalte, Personen oder Gruppen, als auch gesellschaftliche Stimmungen und Weltanschauungen, die in jedem Fall negativ bewertet werden.

Folgende Tabellen präsentieren zahlreiche Beispiele von *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen mit ihnen entsprechenden Bedeutungen, sowie ihre Gebrauchskontexte, die hier als Fragmente der analysierten Presstexte zitiert werden.

**Sarrazin-Debatte**

mediale Diskussion rund um die provokanten Thesen von Sarrazin zum Thema: Migranten, Islam etc.

- „In der **Sarrazin-Debatte** fühlen sich erfolgreiche Migranten wie Wesen vom anderen Stern“ (zeit.de, Zugriff am 09.09.2010).

**Sarrazin-Effekt**

das islamfeindliche Klima in Deutschland

- *ein ungewollter Sarrazin-Effekt / eine Art Sarrazin-Effekt*  
= islamfeindliche Stimmungen in der Gesellschaft als Folge der xenophobischer Rhetorik

- **Der Sarrazin-Effekt:**  
„Deutschland wird islamfeindlich. Die kontroverse Debatte über Muslime, angestoßen durch Autor Sarrazin, zeigt Wirkung: Nach einer Studie der Universität Leipzig fänden mehr als ein Drittel der Befragten ein Deutschland ohne Islam besser“ (suddeutsche.de, Zugriff am 11.10.2010).
- „Der Domino-Effekt durch den **Sarrazin-Effekt**. Immer mehr Anschläge auf Muslime“ (suddeutsche.de, Zugriff am 17.10.2010).
- „Es erstaunt denn auch wenig, dass der **Sarrazin-Effekt** auch für die Politik als willkommenes Wahlkampfinstrument wahrgenommen wird. Am Wochenende hatte CSU-Chef Horst Seehofer auf die Missstände in der deutschen Einwanderungspolitik hingewiesen. Dabei forderte Seehofer öffentlich, dass künftig keine Einwanderung mehr aus anderen Kulturkreisen zugelassen sei. Die Forderung findet sich im Übrigen in Sarrazins Buch wieder“ (zeit.de, Zugriff am 13.10.2010).
- „**Sarrazin-Effekt** im ganzen Land. Wie der **Sarrazin-Effekt** die deutsche Politik beflügelt. Die deutsche Politik hat den Sarrazin-Effekt für sich entdeckt. Jeder dritte Deutsche hält sein Land für überfremdet. Jeder zehnte wünscht sich wieder eine Diktatur. Das geht aus einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung hervor, die in Berlin vorgestellt wurde. Die Autoren sprechen von einer dramatischen Trendwende“ (zeit.de, Zugriff am 13.10.2010).

**Sarrazins Land /Deutschland****Sarrazin-Land**

das islam- und ausländerfeindliche, xenophobische Land

- „Ansonsten will er vor allem eingrenzen, kontrollieren, testen. Als Flüchtling wird **im eingezäunten Sarrazin-Land** beispielsweise nur noch anerkannt, wer direkt politisch verfolgt wird. Bürgerkriegsflüchtlinge sollen am besten gar nicht bis nach Europa kommen, sondern direkt im Nachbarstaat vom UNHCR versorgt werden. Andere Einwanderer müssen ihre kognitiven Kompetenzen testen lassen, um hereingelassen zu werden. Aber auch die Zahl der klugen Köpfe muss laut Sarrazin begrenzt werden, sonst sei die kulturelle Identität Deutschlands gefährdet“ (zeit.de, Zugriff am 26.04.2016).
- „Ein Ausflug nach **Sarrazin-Land**: 310 000 Einwohner, in manchen Straßen bis zu 80 % Ausländer aus 189 Staaten. Wer keinen ausländischen Hintergrund hat, heißt hier Bio-Deutscher...“ (bild.de, Zugriff am 26.11.2010).

<p><b>Sarrazin-Deuter, Sarrazin-Anhänger</b> Anhänger der xenophobischen Einstellung</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• „Die <b>Sarrazin-Deuter</b> mögen sich streiten. Entscheidend ist: Da hat sich einer vom frechen Sprücheklopfer [...] und anarchischen Witzbold [...] zum rassistischen Anti-Muslim entwickelt“ (spiegel.de, Zugriff am 30.08.2010).</li> <li>• „<b>Sarrazin-Anhänger</b> vermehren sich. [...] Das Echo auf Sarrazins Buch zeige aber, dass auch viele in der SPD «über Zuwanderung und vermurkste Integration» reden wollten. Der frühere Bundesfinanzminister fügte hinzu: «Abgesehen von den letzten Kapiteln kann man weiten Teilen von Sarrazins Analyse kaum widersprechen.» Die Reaktionen auf das Buch gingen darauf zurück, dass sich viele Menschen in ihren Alltagserfahrungen mit konkreten Integrationsproblemen wiedererkennen“ (<a href="http://de.eurosabahn.de/sarrazin-anhaenger-vermehren-sich/">http://de.eurosabahn.de/sarrazin-anhaenger-vermehren-sich/</a>, Zugriff am 10.08.2016).</li> </ul>
<p><b>Sarrazinische Deklination</b> <b>Sarrazinischer Dialekt</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>– <i>in Sarrazinischer Deklination sprechen</i> – alle möglichen Formen der Ausländerfeindlichkeit präsentieren</li> <li>– <i>mit Sarrazinischem Dialekt sprechen</i> – islamfeindliche/ausländerfeindliche Einstellung präsentieren</li> </ul> <ul style="list-style-type: none"> <li>• „Christian Wulff ist ein Präsident, der mit schlechter Rhetorik Gutes sagt. Nun versucht er in Ankara, die irre ausländerpolitische Diskussion ins Flussbett der Vernunft zu leiten. Die deutsche Politik wäre sehr viel weiter, wenn sie auf ihre Bundespräsidenten gehört hätte. Sie würde dann über Zuwanderung nicht <b>mit sarrazinischem Dialekt sprechen</b>, sie würde nicht die Integration verleumden und nicht die ausländerpolitischen Schlachten von gestern und von vorgestern noch einmal schlagen“ (sueddeutsche.de, Zugriff am 20.10.2010).</li> <li>• „Es ist die Eigenart gemischter Identitäten, die dieses Land hervorgebracht hat, die aber in der <b>Sarrazinischen Deklination</b> und der jetzigen Debatte überhaupt nicht vorkommen“ (zeit.de, Zugriff am 09.09.2010).</li> <li>• „Mit <b>Sarrazinischem Dialekt</b>. Besser so oder schon zu nah an Sarrazinischer, Volksverhetzung?“ (spiegel.de, Zugriff am 11.10.2009).</li> </ul>
<p><b>Sarrazinismus</b> xenophobische und islamfeindliche Weltanschauung</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• „Der <b>Sarrazinismus</b> ist eine ansteckende Krankheit. Die Verbreitung des elitären Krankheitserreger nimmt eine rasante und infektiöse Geschwindigkeit an“ (<a href="https://www.facebook.com/StopptFaschisten/posts/936063236457014:0">https://www.facebook.com/StopptFaschisten/posts/936063236457014:0</a>, Zugriff am 15.02.2016).</li> <li>• „Horst Seehofers <b>Sarrazinismus</b>. Versuchter Befreiungsschlag. Viel spricht dafür, dass Seehofers Vorstoß gegen Zuwanderung der Versuch ist, von Problemen in der CSU abzulenken. Doch dort übt nur die Sozialministerin zaghaft Kritik“ (taz.de, Zugriff am 12.10.2010).</li> <li>• „Wie nahe sich die alte Ruhrgebiets-SPD und die AfD bei der Abwehr von Geflüchteten sind, zeigt der Austritt des langjährigen Essener SPD-Ratsherr Guido Reil und die Reaktionen. Sein Interview über die Zuwanderung von Menschen aus dem arabischen Raum nach Essen-Nord ist <b>ein gutes Beispiel für Sarrazinismus</b> in der Kommunalpolitik. So beklagt er die Wertverluste der Grundstückbesitzer, und die Tatsache, dass jemand Hartz IV bezieht, sieht er als Indiz für mangelnde Integration“ (<a href="http://www.heise.de/tp/artikel/48/48261/1.html">http://www.heise.de/tp/artikel/48/48261/1.html</a>, Zugriff am 17.05.2016)</li> </ul>

<p><b>Sarrazins, die</b> Menschen mit xenophobischer Weltanschauung</p>
<ul style="list-style-type: none"> <li>„Ein kleiner Hieb noch gegen die Politik, die zu lange zögert und dadurch <b>die Sarrazins dieser Welt</b> heranzieht“ (<a href="https://agenturundunternehmensberatung.files.wordpress.com/2014/01/malte-krc3bcger-die-vermessung-der-elite">https://agenturundunternehmensberatung.files.wordpress.com/2014/01/malte-krc3bcger-die-vermessung-der-elite</a>, Zugriff am 20.05.2016)</li> </ul>
<p><b>Sarrazin-Komplex</b> ironisch über die islam- /ausländerfeindliche Weltanschauung der Deutschen</p>
<ul style="list-style-type: none"> <li>„In den Meinungsforen großer Online-Portale sorgt der Fall Sarrazin für <b>einen heftigen Ansturm verbaler Exzesse</b>. [...] <b>Damit</b> schloss er kurzerhand die Debattenfunktion zum <i>Sarrazin-Komplex</i>“ (spiegel.de, Zugriff am 20.09.2010).</li> </ul>

Die Gruppe der stigmatisierenden Ad-hoc-Bildungen umfasst:

- Ad-hoc-Bildungen in Form von Zusammensetzungen mit dem Bestimmungswort *Sarrazin* und einem Nomen als Grundwort:  
*Sarrazin-Land, Sarrazin-Effekt, Sarrazin-Republik, Sarrazin-Komplex*.
- Ad-hoc-Bildungen in Form von Derivaten:  
*Sarrazin* + *ismus* (abstrakte lexikalische Bedeutung, bezeichnet einen Sein-Zustand) = Gesamtwort (Substantiv): *der Sarrazinismus*.
- Ad-hoc-Bildungen als nominale Phrasen mit einem abgeleiteten Adjektiv *sarrazinisch*: *sarrazinische Deklination, sarrazinischer Dialekt*  
Die genannten Wortbildungen wirken überraschend und erwecken dadurch die Aufmerksamkeit des Rezipienten (*Der Sarrazinismus ist eine ansteckende Krankheit*), aber durch kontextbedingte negative Andeutungen oder Ironie sind sie zugleich stigmatisierend (*Die Verbreitung des elitären Krankheitserreger nimmt eine rasante und infektiöse Geschwindigkeit an*).
- Ad-hoc-Bildungen, die durch Hypostasierung entstanden sind. Der Name *Sarrazin* gewinnt dadurch eine konkrete Bedeutung (*der Sarrazin/die Sarrazins*), die einen bestimmten Referenten impliziert, d.h. einen Xenophoben und Islamophoben.

Die stigmatisierenden *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen beziehen sich vor allem auf öffentliche Integrationsdebatten in Deutschland und verweisen auf negative Aspekte jeder Diskussion, die auf die politische Unkorrektheit stößt. In jeder sog. *Sarrazin-Debatte* entstehen jeweils zahlreiche Bezeichnungen von xenophobischen *Sarrazin-Deutern* oder *Sarrazin-Anhängern*, die in der *Sarrazinischen Deklination* sprechen, also ausländerfeindliche Einstellungen öffentlich äußern (sollten). Interessant ist hier die eindeutige Stigmatisierung einer Gesellschaftsgruppe, die ihre Ängste um die Zukunft, d.h. um die soziale und wirtschaftliche Lage ihres Landes laut artikuliert. Nicht in jedem Fall sind es rein xenophobische Stimmen. Fast immer werden sie aber als *Sarrazins* mit *Sarrazin-Komplex* (ironisch: *als sich rasant verbreitete elitäre Krankheitserreger*) bezeichnet.

## 6. Bewertende *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen

Deutlich später als stigmatisierende Bezeichnungen erscheinen in dem deutschen Integrationsdiskurs bewertende *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen als Ausgleich zu bereits existierenden

Stigmawörtern. Besonders effektiv wirken das Adjektiv (*sarrazinesk*) und seine nominalisierte Form (*das Sarrazineske*), die kontextbezogen unterschiedlich verstanden werden können. Alles, was als *sarrazinesk* bezeichnet wird, scheint grotesk, absurd oder strittig zu sein (*sarrazineske Gesellschaft, Angst, Polemik* etc.). Beide Formen (*sarrazinesk/Sarrazineske*) entstanden durch Assoziationen mit der Morphologie der Wörter: *grotesk/Groteske*. In Bezug auf wirtschaftliche Themen bedeutet *sarrazinesk* eine eher pessimistische Situation/Lage (*sarrazineske Prognosen, Horrorvisionen* etc.).

In den folgenden Tabellen werden Beispiele von bewertenden *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen aus den Presstexten oder Internetforen präsentiert (mit Bedeutungserklärungen und Gebrauchskontexten, in die sie eingebaut sind).

Aus der Analyse von bewertenden *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen ergeben sich folgende Schlussfolgerungen:

- die Bedeutung der Okkasionalismen *sarrazinesk/Sarrazineske* wird nicht aus dem näheren Kontext des Wortes erschlossen. Für ihr richtiges Verständnis ist der breitere Kontext (mehrere Sätze) oder der ganze Text entscheidend. Am häufigsten sind aber das äußerliche nicht aus dem gegebenen Text resultierende Wissen/Vorwissen und/oder die Kompetenz des Rezipienten im Gebrauch der Sprache unerlässlich. Als Beispiel gilt hier die folgende Äußerung, in der man die Bedeutung der *Sarrazinesk*-Ad-hoc-Bildung aus dem sprachlichen Kontext allein nicht erschließen kann: **Gespräche gehen ins Sarrazineske** „Rechtes Gedankengut – oder besser gesagt Gedankenschlecht! – ist bei erschreckend vielen Menschen jeden Alters, jeder Bildung und jeden Geschlechts salonfähig und wird immer ‚gerne genommen‘. **Unzählige berufliche und private Gespräche gehen ins Sarrazineske.** Vor Jahren verballhornte ein lieber Kollege meinen Namen zu Große-Stolperstein. Wenn ich ein lebender Stolperstein im Sinne der zum Andenken an ermordete jüdische Menschen verlegten Stolpersteine sein kann, dann hoffe ich, diesem Namen auch nur ansatzweise gerecht zu werden“ (taz.de, Zugriff am 24.11.2011).
- beide Okkasionalismen, das Adjektiv *sarrazinesk* und seine Nominalisierung *das Sarrazineske* erscheinen selten im Kontext der politischen Integrationsdebatte, was für stigmatisierende Ad-hoc-Bildungen typisch ist. Sie beziehen sich fast nie auf Bereiche der Ausländer-, Migrantent-, oder Integrationsdebatten, eher aber auf alltägliche Themen und bewerten unterschiedliche Sachverhalte. Viel häufiger werden sie konjunkturell gebraucht, vor allem als Synonyme zu: *grotesk, absurd* oder *pessimistisch* (in Bezug auf wirtschaftliche Themen).

## 7. Fazit

In jedem Fall des Gebrauchs von *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildungen reicht das einzelne Wort oder die einzelne Wortzusammensetzung zum Verstehen der Bedeutung nicht aus. Entscheidend sind dabei entweder der Kontext (in den der Okkasionalismus eingebaut ist) oder auch das Vorwissen über die Entstehung des Wortes, d.h. über den politischen Hintergrund und die politischen Umstände, aus deren Bedürfnissen das Wort ad hoc hervorgegangen ist und immer wieder gebraucht wird. Das richtige Verstehen jeder *Sarrazin*-Ad-hoc-Bildung

verlangt also vom Rezipienten jeweils ein Wissen über die politische Aktivität von Thilo Sarrazin und die Reaktionen darauf in Deutschland. Solche Gelegenheitsbildungen, wie *im Sarrazinischen Dialekt sprechen* oder *Sarraziner sein* etc., vermitteln explizit (durch negative Konnotationen) oder implizit (durch Ironie) bedeutende Inhalte und sind ein Schlüssel zum richtigen Verstehen einer Äußerung und eine Voraussetzung für eine gelungene Kommunikation. Für die Diskurslinguistik sind Okkasionalismen als Wortbildungsprodukte genauso wichtig wie andere Diskursmarker, die einerseits die Rezeption der Wissenszusammenhänge erleichtern, andererseits aber diese öfter erschweren, denn sie konstituieren Einstellungen, markieren Ironie und verweisen auf die Bedeutung der kontextuellen und pragmatischen Dimension im Diskurs (vgl. WARNKE 2011: 145). Sie bilden dadurch Empfängerkreise, die fähig sind, an der Kommunikation rezeptiv und produktiv teilzunehmen. Wenn es aber dem Rezipienten an dem kontextgebundenen Wissen fehlt, wird die Kommunikation nur begrenzt oder gar nicht möglich.

Diese Aspekte, d.h. das verlangte Vorwissen und die sprachliche Kompetenz der Diskursteilnehmers entscheiden über die richtige Rezeption der einzelnen Diskurseinheiten und des ganzen Diskurses. Sie determinieren dadurch auch eigene (un)zugängliche Kommunikationsräume, die aber nicht für alle Beteiligten gemeinsam und gleich sind.

## Literatur

- ADAMZIK, Kirsten (2001): *Sprache: Wege zum Verstehen*. Tübingen.
- BUSSMANN, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- JÄGER, Siegfried (1994): *Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte*. Duisburg.
- KUJAWA, Izabela (2014): *Der politische Diskurs als Gegenstand der linguistischen Analyse am Beispiel der Integrationsdebatte in Deutschland 2006-2010*. Frankfurt/Main.
- LUHMANN, Niklas (1991): Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. In: LUHMANN, Niklas (1991): *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, 309-320.
- MATUSSEK, Magdalena (1994): *Wortneubildungen im Text*. Hamburg.
- SARRAZIN Thilo (2010): *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München.
- PETERS, Bernhard (2007): *Der Sinn von Öffentlichkeit*. Frankfurt/Main.
- SCHRÖDER, Konrad (1995): Zur Problematik von Sprache und Identität in Westeuropa. Eine Analyse aus sprachpolitischer Perspektive. In: *Sociolinguistica: internationales Jahrbuch für europäische Soziolinguistik*, Bd. 9, 55-56.
- THIM-MABREY, Christiane (2003): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: JANICH, Nina / THIM-MABREY, Christiane (Hg.): *Sprachidentität – Identität durch Sprache*. Tübingen, 1-19.
- WARNKE, Ingo / SPITZMÜLLER, Jürgen (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston.
- WENGLER, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentations-analytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985)*. Tübingen.

Joanna Szczęk / Marcelina Kałasznik  
Universität Wrocław

## Das kulinarische Wrocław – Auf der Suche nach der regionalen Identität am Beispiel der Namen für Restaurants in Wrocław

**Culinary Wrocław – In Search of regional identity on the example of the names of restaurants in Wrocław.** – Each region is sometimes identified by tourists not only through its tourist attractions but also increasingly by culinaries, which is a part of the wider culinary tourism. The space in which culinaries are manifested are culinary places – restaurants, where you are served often regional dishes. The subject of our discussion are the names of the restaurants in Wrocław and the aim is to examine whether, as such, they can contribute to regional identity. The corpus includes approximately one thousand names of Wrocław's modern restaurants, which were ordered according to their composition and underlying motivation.

**Keywords:** culinaries, regional identity, names of restaurants, Wrocław, chrematonyms

**Kulinary Wrocław – W poszukiwaniu tożsamości regionalnej na przykładzie nazw restauracji we Wrocławiu.** – Turyści łączą z danym regionem nie tylko atrakcje turystyczne, ale także potrawy, które są charakterystyczne dla kuchni danego regionu. Trend łączenia podróżowania z poznawaniem kuchni narodowej czy lokalnej wpisuje się w aktualnie dynamicznie rozwijającą się turystykę kulinarną. Szczególną rolę w podróżowaniu tego typu, poświęconemu przede wszystkim poznawaniu nowych smaków, odgrywają miejsca kulinarne – przede wszystkim restauracje, w których podawane są potrawy regionalne.

Przedmiotem niniejszego opracowania są nazwy restauracji we Wrocławiu. Analiza ma na celu udzielenie odpowiedzi na pytanie, czy nazwy wrocławskich restauracji zawierają komponenty, które stanowiłyby nawiązania do kulinarnej tożsamości regionalnej. Korpus składa się z około tysiąca nazw restauracji wrocławskich. Zgromadzone nazwy zostały podzielone strukturalnie oraz według kryterium motywacji.

**Słowa kluczowe:** kulinaria, tożsamość kulinarna, nazwy restauracji, Wrocław, chrematonymy

### 0. Einführende Bemerkungen

Der neulich beobachtbare Anstieg des öffentlichen Interesses am Kulinarischen verleitet einen zu Überlegungen über die kultur- und identitätsbildende Rolle von Kulinarieren in der jeweiligen Gesellschaft und dem jeweiligen Raum. Man klassifiziert nämlich gerne das kulinarische Angebot der jeweiligen Region, indem man solche Bezeichnungen verwendet, wie etwa: deutsche, russische, griechische, kroatische, ungarische, georgische, chinesische Küche, und assoziiert damit bestimmte Speisen, Geschmäcke, Gewürze und Eindrücke,

die auf Reisen gesammelt werden. Sie bilden demnach auch einen wichtigen Bezugspunkt für die ganzheitliche Wahrnehmung der jeweiligen Region. Bestätigung dafür findet man in der sich aktuell florierend entwickelnden kulinarischen Touristik, die ausgelegt wird als: „odkrywanie świata za pomocą zmysłu smaku i węchu“.<sup>1</sup> Im Rahmen der kulinarischen Touristik werden sogar die sog. kulinarischen Routen angeboten, die einen Versuch darstellen, während einer Reise Kulturelles und Kulinarisches zu verbinden.<sup>2</sup>

Die Kulinarier werden dabei als ein Element der regionalen Identität betrachtet. Dies bestätigt FEYRER (2009: 389), indem sie anführt, „dass wir Menschen uns über Kultur und Kulinarika definieren und Kulinarika als identitätsbildende Faktoren eine große Rolle im intra- und interkulturellen und sozialen Zusammenleben spielen.“ Es wird auch hervorgehoben, dass

Z całą pewnością można zaliczyć kuchnię do ‚struktur długiego trwania‘ (BRAUDEL 1999), które zmieniają się dyskretnie i bardzo powoli, tworząc podstawę kulturowej tożsamości, wyznaczając ramy postrzegania świata, standardy percepcyjne i aksjologiczne [...]³ (ŁEŃSKA-BAK 2007: 9).

Ein unabdingbares Element des Kulinarischen<sup>4</sup> sind kulinarische Orte, an denen Kulinarier manifestiert werden. Darunter verstehen wir alle Gelegenheiten und Orte, an denen das Essen im Mittelpunkt steht. Das markanteste Beispiel dafür ist ein Restaurant, das folgendermaßen definiert wird: „Gaststätte, in der Essen serviert wird; Speisegaststätte“<sup>5</sup>, und dem folgende Synonyme zugeordnet werden können:<sup>6</sup> *Gasthaus, Gasthof, Gastwirtschaft, [Speise] gaststätte, [Speise]-lokal*; (gehoben) *Etablissement*; (leicht abwertend) *Gourmettempel*; (veraltet) *Speisehaus*; (österreichisch und schweizerisch veraltet) *Restauration*.

Der Gegenstand des vorliegenden Beitrags sind die Namen von Restaurants in Wrocław. Wrocław – das Herz Niederschlesiens – betrachten wir dabei als einen Raum, in dem sich im Laufe der Jahrhunderte eine bestimmte kulinarische Tradition herausbilden konnte. Es wird von der These ausgegangen, dass sich die Vorliebe der Einwohner für bestimmte Geschmacksrichtungen auf der Ebene der Namen von Restaurants in Wrocław manifestieren kann. Die der Studie zu Grunde liegenden Namen der Restaurants fassen wir somit als einen Spiegel dessen auf, welche Rolle eine bestimmte regional oder national geprägte Küche in Wrocław spielt.

<sup>1</sup> Das Entdecken der Welt mit Geschmacks- und Geruchssinn (Übersetzung – J.S.), vgl. <http://www.podroze.pl/aktualnosci/turystyka-kulinar-na-nowy-trend-na-urlopowej-mapie-/4155/> [Zugriff am 17.03.2016].

<sup>2</sup> Vgl. hierzu touristische Angebote für kulinarische Reisen, z.B. bei <http://travelme.pl/podroz-kulinar-na/> [Zugriff am 17.03.2016], [http://www.polkatravel.pl/pl/podroze\\_kulinarne/](http://www.polkatravel.pl/pl/podroze_kulinarne/) [Zugriff am 17.03.2016], <http://www.visatravel.com.pl/podroze-kulinarne,lp,643.html> [Zugriff am 17.03.2016] u.a., sowie die Tätigkeit von Polskie Stowarzyszenie Turystyki Kulinarnej in <http://pstk.pl/> [Zugriff am 17.03.2016].

<sup>3</sup> Mit Sicherheit kann die Küche zu den ‚Strukturen von langer Dauer‘ (BRAUDEL 1999) gezählt werden, die sich diskret und sehr langsam verändern. Daher bildet sie eine Grundlage für kulturelle Identität und setzt den Rahmen der Weltwahrnehmung sowie perzeptiv und axiologische Standards. (Übersetzung – M. K.).

<sup>4</sup> Verstanden nach Duden als ‚die Kochkunst betreffend‘, vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/kulinarisch> [Zugriff am 15.03.2016].

<sup>5</sup> Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Restaurant> [Zugriff am 29.02.2016].

<sup>6</sup> Ebd.

Das Korpus unserer Untersuchung umfasst ca. 1000 Namen für gegenwärtige Restaurants in Wrocław, die Internetquellen entnommen wurden<sup>7</sup>. Im Lichte der formulierten Eingangsannahmen besteht das Ziel unserer Untersuchung darin zu überprüfen, inwieweit sich eine bestimmte kulinarische Tradition in den Namen von Restaurants niederschlägt. Die Antwort auf diese Frage kann einen Ausgangspunkt für die Überlegungen über die kulinarisch geprägte Identität von Wrocław bilden.

## 1. Kulinarische Touristik

Die Thematik des Beitrags reiht sich in die *kulinarische Touristik* ein, die folgendermaßen verstanden wird: „podróżowanie w celu poszukiwania i smakowania gotowych potraw i napojów”<sup>8</sup> (WOLF 2004). Sie ist eine komplexe Erscheinung und umfasst folgende Aspekte:

spotkanie się ze znanym restauratorem lub szefem kuchni, uczestniczenie w konkursach gastronomicznych, udział w ceremonii otwarcia nowych restauracji, poszukiwanie ‚zwyčajnych‘ lokali gastronomicznych (służących głównie miejscowej ludności), uczestniczenie w festynach i konkursach gastronomicznych, poszukiwanie konkretnych składników potraw a także poruszanie się tzw. szlakami gastronomicznymi<sup>9</sup> (WOLF 2004: 5–6, zit. nach KOWALCZYK 2005: 40).

Daher kann man in diesem Kontext noch eine breitere Definition anführen:

Turystyka kulinarna jest tematycznym podróżowaniem w celu poznawania lokalnych, regionalnych i narodowych surowców, produktów żywnościowych, a także tradycyjnych potraw w przestrzeni turystycznej zarówno obszarów wiejskich, jak i miejskich.<sup>10</sup> (WOŹNICZKO/JĘDRYŚIAK/ORŁOWSKI 2015: 19)

In der Forschungsliteratur wird zugleich hervorgehoben, dass diese Wahrnehmung des Kulinarischen unter anderem durch Besuche kulinarischer Orte erfolgt (vgl. ebd.). Es handelt sich dabei um folgende die kulinarische Landschaft einer Region bildende Orte und Aktivitäten lokalen Charakters (TOMCZAK 2013: 48–49, Hervorhebung – J.S., M.K.):

**miejsca, gdzie można kupić i skosztować produktów kuchni lokalnej czy regionalnej, wydarzenia, takie jak: festiwale kulinarne, jarmarki i targi z regionalną żywnością, pokazy kulinarne i degustacje, pokazy sztuki przyrządzania potraw, winobrania i inne zbiory;**<sup>11</sup>

<sup>7</sup> Vgl. Quellenverzeichnis am Ende des Beitrags.

<sup>8</sup> Das Reisen mit dem Ziel, fertige Gerichte und Getränke zu suchen und zu kosten. (Übersetzung – J.S.).

<sup>9</sup> Treffen mit einem bekannten Restaurantbesitzer oder Küchenchef, Teilnahme an gastronomischen Wettbewerben, an den Eröffnungen von neuen Restaurants, Suche nach ‚normalen‘ gastronomischen Lokalen (die v.a. der lokalen Bevölkerung dienen), Teilnahme an Festen und gastronomischen Wettbewerben, Suche nach konkreten Zutaten und Sich-Bewegen auf den sog. gastronomischen Routen. (Übersetzung – J.S.).

<sup>10</sup> Kulinarische Touristik ist ein thematisches Reisen mit dem Ziel, regionale und nationale Stoffe, Lebensmittel sowie traditionelle Gerichte im Bereich der Touristik sowohl auf dem Lande als auch in den Städten kennen zu lernen. (Übersetzung – J.S.).

<sup>11</sup> Orte, wo man Produkte der lokalen oder regionalen Küche kaufen oder kosten kann, Ereignisse, wie z.B.: kulinarische Festivals, Jahrmärkte und Messen mit regionalem Essen, kulinarische Shows und Degustationen, Koch-Vorführungen, Weinrebe und andere Ernten. (Übersetzung – J.S.).

Zu solchen kulinarischen Orten gehören zweifelsohne Restaurants, deren Namen in vielen Fällen den Charakter der servierten Gerichte ankündigen und oft einen Bezug auf die jeweilige Region nehmen.

## 2. Wrocław auf kulinarischer Route

„Trudno określić kuchnię Wrocławia jednym zdaniem. Na pewno jest wyjątkowa, bo składa się z tradycji wielu stron kraju, Europy i świata, niezwykle urozmaicona, niejednorodna, bogata w smaki i smaczki, pomysłowa i bardzo apetyczna”.<sup>12</sup> (JAKIMOWICZ-KLEIN/SOBEL 2008: 7). Das Zitat bestätigt die Tatsache, dass Wrocław als ein Tiegel der Multikulturalität betrachtet werden kann, als Treffpunkt von Vertretern verschiedener Kulturen und unterschiedlicher Einflüsse. Dies alles bleibt auch nicht ohne Einfluss auf Kulinarisches.

Die kulinarische Landschaft in Wrocław bilden nicht nur regionale Speisen, Getränke und Kochrezepte, nach denen sie zubereitet werden, sondern auch Orte<sup>13</sup>, an denen sie einem angeboten werden. Wie man liest:

Starsi wrocławianie z sentymentem wspominają lokale dawnego Wrocławia, które miały swoją historię i potrafiły być tak zróżnicowane jak ludzie, którzy je odwiedzali. [...] Dziś niejednokrotnie same nazwy dawnych restauracji, kawiarni czy barów budzą emocje i sympatyczne wspomnienia...<sup>14</sup> (JAKIMOWICZ-KLEIN/SOBEL 2008: 153).

Es handelt sich dabei um solche Restaurants, wie z.B. (ebd.: 153–161): *Czarny Piotruś, Monopol, Pod Rybką, Klubowa, Pod Złotą Kaczką, Rarytas, U Fonsia, Egzotyczna, Klub Dziennikarza, Bałtyk, Saska, Czardasz, Bieriozka, Astoria, Harenda* u.a. Es finden sich auch einige Bars, wie z.B. (ebd.: 161–162): *Sportowy, Tempo, Mysliwski, Biesiada, Wiking, Jacek i Placek, Rumcajs, Miś* u.a., und Cafés, z.B.: *Małgorzatka, Teatralna, Centralna, Kolorowa, Alibaba, Witaminka* u.a. sowie Konditoreien, wie z.B.: *Oleńka, Warszawska* u.a. Die kulinarische Landschaft in Wrocław ergänzen Bierstuben, wie z.B.: *Spiz, Piwnica Świdnicka*.

<sup>12</sup> Es ist schwierig, das Wesen der Küche von Wrocław mit einem Satz zu erfassen. Mit Sicherheit ist sie außerordentlich, weil sie aus Traditionen vieler Landesecken sowie aus europäischen und weltlichen Traditionen schöpft, äußerst vielfältig, heterogen, reich an Geschmücken, einfallsreich und sehr appetitlich ist. (Übersetzung – M. K.).

<sup>13</sup> Teilweise können die hier besprochenen kulinarischen Orte als kultur-kulinarische Orte betrachtet werden, die folgendermaßen definiert werden: „ein Raum, in dem Essen und Kunst sich auf gleicher Augenhöhe begegnen. Das Essen als Thema und Tätigkeit dient einerseits kulinarischen und andererseits kulturellen Zwecken. Ein kultur-kulinarischer Ort reagiert und nimmt Bezug auf verschiedenste gesellschaftliche Phänomene wie sich verändernde kulinarische Kommunikationsräume, einen Bedeutungswandel der menschlichen Sinne, die Entwicklungen der Esskultur im Allgemeinen und auf Tendenzen im Bereich Kultur, speziell der Rezeption kultureller Angebote und dem Stellenwert und den Funktionen von Kultur.“ (SCHWERMER-FUNKE 2007: 21).

<sup>14</sup> Die älteren Bewohner von Wrocław denken mit Sentiment an Lokale des damaligen Wrocław zurück, die ihre eigene Geschichte hatten und so unterschiedlich wie die Menschen waren, die sie besuchten. [...] Heute erwecken allein die Namen von damaligen Restaurants, Cafés und Bars Emotionen und nette Erinnerungen... (Übersetzung – M.K.).

In diesem Zusammenhang ist auch „Dolnośląska Loża Kulinarna“ zu erwähnen, d.h. der Verein der Küchenchefs, dessen Ziel ist „uzyskiwanie informacji o światowych trendach kulinarnych oraz wiedzy w zakresie norm żywienia.“<sup>15</sup> (JAKIMOWICZ-KLEIN/SOBEL 2008: 176). Ergänzend sei auch auf die kulinarischen Feste und Veranstaltungen hingewiesen, wie z.B.: „Mistrzostwa Polski w Grillowaniu“, „Wrocławskie Targi Książki Kulinarnej“, „Dolnośląski Festiwal Dyni w Ogrodzie Botanicznym“, „Wrocławskie Święto Mąki“, „Wrocławskie Warsztaty Piwowskie“, „Festiwal Znanych i Nowych Marek“ (ebd.: 175-184).

In diesem Kontext kann man Restaurants zu Trägern des Kultur-Kulinarischen rechnen. Die beiden Elemente: gastronomische Lokale und die darin servierte Speisen lassen sich nicht voneinander trennen, worauf auch in der einschlägigen Literatur hingewiesen wird: „We Wrocławiu jest kilkaset miejsc, w których można dobrze zjeść, są też lokale wyjątkowe...“<sup>16</sup> (JAKIMOWICZ-KLEIN/SOBEL 2008: 7). Es finden sich nämlich bestimmte Speisen regionalen Charakters, die in einigen gastronomischen Lokalen serviert werden und deren Zugehörigkeit zu der Küche in Wrocław hervorgehoben wird, z.B.: *Gospoda Wroclawska* – „Kaczka po królewsku w sosie żurawinowo-wiśniowym.“

Andererseits liest man aber: „Oferta lokali jest bardzo szeroka. Obok restauracji serwujących polskie potrawy i aromaty coraz częściej powstają restauracje z tak modną obecnie kuchnią fusion“<sup>17</sup> (JAKIMOWICZ-KLEIN/SOBEL 2008: 7).

### 3. Zum Status der Namen für Restaurants

Die Namen von Restaurants gehören zweifelsohne zu den Eigennamen. Da jedoch Eigennamen in Subtypen zerfallen, wird der onomastische Status von Namen für Restaurants in der Forschungsliteratur unterschiedlich bestimmt, wenn sie überhaupt in die Typologien von Onymen aufgenommen werden.

Nach manchen Auffassungen werden Namen von Restaurants zu Chrematonymen gezählt, also zu der Gruppe, die „nazw[y] związane z wytworami rąk i myśli człowieka“<sup>18</sup> (vgl. BIOLIK/DUMA 2011: 9) umfasst.

Aus der Forschungsliteratur ergibt sich deutlich, dass Chrematonyme eine spezifische Gruppe unter Eigennamen bilden, da sie häufig Merkmale sowohl der Eigen- als auch der Gattungsnamen aufweisen. Ihre Nähe zu den Gattungsnamen lässt sie oft in dem Übergangsbereich zwischen Eigen- und Gattungsnamen verorten, wobei in der aktuellen onomastischen Forschung Chrematonyme als eine separate Eigennamenklasse einen festen

<sup>15</sup> Informationen über die kulinarischen Trends in der Welt und über das Wissen im Bereich des Alimentären zu gewinnen. (Übersetzung – J. S.).

<sup>16</sup> In Wrocław gibt es einige hundert Lokale, wo man gut essen kann, es gibt aber auch außergewöhnliche Lokale... (Übersetzung – M. K.).

<sup>17</sup> Das Angebot an Lokalen ist sehr breit. Neben Restaurants, in denen polnische Speisen serviert werden und polnische Aromen genossen werden können, werden immer häufiger Restaurants mit der so aktuellen modischen Küche Fusion geöffnet. (Übersetzung – M. K.).

<sup>18</sup> Namen, die mit Produkten von menschlichen Händen und menschlichen Gedanken verbunden sind. (Übersetzung – J.S.).

Platz in Typologien von *Propria* einnehmen. In diesem Zusammenhang soll auf bestimmte Aspekte hingewiesen werden, durch die sich Chrematonyme von anderen nahe liegenden Eigennamenklassen unterscheiden (vgl. ŠRÁMEK 1996: 1562):

- Spezifik der zu benennenden Objekte: typisch für Chrematonyme ist die Verankerung der von ihnen benannten Objekte „[...] in den sozialen, politischen, (historisch)kulturellen, bei Warennamen überwiegend in den ökonomischen Strukturen der gegebenen Sprachgesellschaft [...]“ (ŠRÁMEK 1996: 1562). Die breite Palette an Lebensbereichen, mit denen chrematonymische Namen verbunden sind, weist erstens auf den starken Bezug der Chrematonyme auf Gesellschaft und zweitens auf die potenzielle Offenheit der Klasse von Namen hin. Betrachtet man die von Chrematonymen benannten Objekte, ergibt sich die Zweiteilung in Einzel- und Mengenobjekte, wobei die ersteren die Singularität und die klare Identifizierung des Objekts voraussetzen, während mit den letzteren vor allem Objekte gemeint werden, die serienhaft und massenweise hergestellt werden können.
- sprachliche Seite: Chrematonyme enthalten einen großen Anteil an Appellativa und ihr onomastischer Status ist in erster Linie durch die Spezifik der zu benennenden Objekte und nicht durch Sprachmittel, die bei Namenvergabe eingesetzt wurden, gesichert. In diesem Sinne ist es wichtig, dass Chrematonyme im Gegensatz zu anderen Namenklassen, die ebenfalls aus dem appellativischen Repertoire schöpfen, z.B. Anthroponyme oder Toponyme, ihren begrifflichen Inhalt nicht verlieren. Die Durchsichtigkeit ermöglicht darüber hinaus die Übertragung der Namen in eine andere Sprache. Im Hinblick auf die Komponenten der Chrematonyme lässt sich die mit anderen Klassen von Eigennamen übereinstimmende Tendenz beobachten, nämlich den Einsatz von sowohl appellativischen als auch proprialen lexikalischen Einheiten, sowie ihrer Kombination.
- pragmatische Funktion in der Kommunikation: „Die onymischen Funktionen, die die Chrematonyme zu erfüllen haben, sind im allgemeinen zweidimensional: wie alle EN-Klassen drücken sie das Merkmal der Proprialität (‘ein EN zu sein’) und zugleich das chrematonymisch spezifizierende Merkmal aus.“ (ŠRÁMEK 1996: 1566).

Aus den Ausführungen von ŠRÁMEK (1996) und anhand von Beispielen, die in seinem Beitrag angeführt werden, geht hervor, dass nach seiner Auffassung Namen von Restaurants zu Chrematonymen gezählt werden können. In der Fachliteratur findet man allerdings auch solche Meinungen, dass Namen von Restaurants selbst wegen der Etymologie des Terminus *Chrematonym*, die auf seine Herkunft von dem gr. *chrema*, *chrematos* (‘Sache, Ware’) hinweist, zu dieser Eigennamenklasse nicht gehören können (vgl. KOSYL 1993), da es sich bei Restaurants um keine Sachen oder Waren handelt.

Nach anderen Auffassungen werden Namen von Restaurants zu Toponymen gezählt. Dem liegt die Argumentation zugrunde, dass sie Objekte benennen, die auf Dauer im Raum situiert sind und problemlos lokalisiert werden können (vgl. PRZYBYLSKA 2002: 247). Es kann auch nicht bezweifelt werden, dass es sich bei Namen von Restaurants um bestimmte Orte handelt, was ihre Zuordnung als Mikrotoponyme legitimiert.

GAŁKOWSKI (2011) betrachtet die beiden Standpunkte als nicht gegensätzlich, sondern vertritt die Meinung, dass man die besprochenen Namen in die sich sehr expansiv

entwickelnde Klasse der Chramatonyme einschließen und unter Anwendung von Methoden der Toponomastik untersuchen kann.

Daran anschließend betrachten wir die unserem Beitrag zugrunde liegenden Namen für Restaurants in Wrocław als Eigennamen – Chrematonyme. Genauer ließen sie sich nach den slawischen onomastischen Auffassungen unter die Gruppe der Chrematonyme subsumieren, die mit dem polnischen Terminus *urbochrematonim* bezeichnet wird. Es handelt sich somit um Namen, die die städtische Landschaft prägen (vgl. z.B. DOMBROWSKI 2015: 31).

### 3.1 Namen für Restaurants in der Forschung

Die Namen von Restaurants sind selten Gegenstand der Forschung. In Bezug auf die polnische Onomastik findet man Studien zu den Namen von gastronomischen Lokalen, die sich auf eine bestimmte Stadt beschränken, z.B. auf Szczecin bei AFELTOWICZ (2000), auf ganze Regionen wie z.B. Umkreis von Gdańsk bei BREZA (1988) oder Woiwodschaft Ermland-Masuren bei BROLIK (2011) sowie ganze Länder, wie z.B. Weißrussland bei DUSZYŃSKI (2001).

BREZA (1988: 116–117) schlägt eine semantische Analyse der gastronomischen Namen in Gdańsk vor. Er unterscheidet zuerst zwei Gruppen der Namen:

1. Namen, die von den Eigennamen gebildet werden. Dabei werden vor allem folgende Klassen von Eigennamen vertreten: männliche und weibliche Vornamen, Nationalitätsbezeichnungen, mythologische Namen, literarische Pseudonyme, geographische Namen u.a.;
2. Namen, die von den Appellativa gebildet werden. Folgende Kategorien von Appellativa werden dabei berücksichtigt: Bezeichnungen der gastronomischen Lokale, Pflanzenbezeichnungen, Baumbezeichnungen, Tierbezeichnungen, Bezeichnungen für Speisen und Getränke, die für das Lokal typisch sind, Gebäudebezeichnungen, Bezeichnungen für Trinkgefäße, Windenamen, Bezeichnungen für mythologische Begriffe und Gestalten, Bezeichnungen für Schiffe und deren Teilen, Bezeichnungen für Größe, Gestalt und Ausstattung des jeweiligen Lokals, Menschenbezeichnungen, Stimmungsbezeichnungen, Bezeichnungen für Navigationsgeräte, Bezeichnungen für die Lage des Lokals.

In jeder Gruppe finden sich jedoch Beispiele für Namen, die ganz allgemein als seltsam aufgefasst werden können, da deren Motivation nicht durchsichtig ist.

AFELTOWICZ (2000: 197) unterscheidet in Anlehnung an PRZYBYLSKA (1992) drei Typen der Nominationsprozesse in Bezug auf die polnischen Namen von Restaurants, die teils auf dem lexikalischen und teils auf dem strukturellen Kriterium basieren:

1. „wybór z zasobu leksykalnego języka polskiego istniejącego już w nim wyrazu lub związku frazeologicznego i zastosowanie go w funkcji jednostkowej nazwy własnej;
2. utworzenie zupełnie nowego wyrazu (neologizmu);
3. tworzenie zestawień wielowyrazowych”.<sup>19</sup>

<sup>19</sup> 1. Auswahl aus dem Lexikon der polnischen Sprache eines bereits existierenden Wortes oder Phraseologismus und dessen Einsatz als einen Eigennamen für ein Einzelobjekt; 2. Bildung eines neuen Wortes (Neologismus); 3. Einsatz einer Zusammenstellung von Wörtern (Übersetzung – M. K.).

Dabei nennt sie folgende onomastische Bereiche, aus denen die behandelten Namen für gastronomische Lokale schöpfen mögen (ebd.: 199-200): Anthroponyme, Toponyme, Mythonyme, Eigennamen aus der Literatur und dem Film, Hydronyme, andere Chrematonyme. Die zweite Gruppe bilden Appellativa, darunter: Menschenbezeichnungen, Berufs- und Funktionsbezeichnungen, Bezeichnungen aus der Literatur und Kunst, Kulturbezeichnungen, topographische Bezeichnungen, Tierbezeichnungen, Bezeichnungen für Naturerscheinungen.

Bei BROLIK (2011: 62-66) dagegen werden strukturelle Modelle für die Bildung der Eigennamen präsentiert. Sie unterscheidet diesbezüglich zwei Gruppen gastronomischer Chrematonyme:

1. Chrematonyme mit Firmonymen ohne Namen der Besitzer, darunter: Firmonym, Firmonym mit appellativerischer Bezeichnung des gastronomischen Lokals, Firmonym mit einer Deskription, Firmonym mit einer Deskription und einer appellativen Bezeichnung des gastronomischen Lokals, Firmonym mit einer Deskription und einer appellativen Bezeichnung des gastronomischen Lokals und einem zusätzlichen Firmonym;
2. Chrematonyme mit dem Vor- und Nachnamen der Besitzer im Komponentenbestand, darunter: Firmonym mit einem Anthroponym, Firmonym mit appellativerischer Bezeichnung des gastronomischen Lokals und einem Anthroponym, Firmonym mit einer Deskription und einem Anthroponym, Firmonym mit einer Deskription, einer appellativen Bezeichnung des gastronomischen Lokals und einem Anthroponym, Firmonym mit einer Deskription, einer appellativen Bezeichnung des gastronomischen Lokals, einem Anthroponym und einem zusätzlichen Firmonym, Anthroponym mit einer appellativen Bezeichnung des gastronomischen Lokals.

PRZYBYLSKA (2002) beschäftigt sich in einem ihrer Beiträge mit Namen von Bars, Cafés und Restaurants in Kraków und seiner Umgebung und greift folgende Aspekte der Namensgebung in diesem Bereich auf: 1. Aus welchen lexikalischen Einheiten werden die Namen gebildet?; 2. Welche Nominationsprozesse finden in diesem Bereich Anwendung? (ebd.: 248-249). In Bezug auf den ersten Aspekt werden die Namen von Restaurants folgendermaßen gegliedert (ebd.: 248-249): 1. Namen, denen ein heimischer oder fremdsprachiger Eigenname zugrunde liegt (darunter Anthroponym, Toponym, Name für Kultursymbol, Ideonym, Kosmonym, eigentliches Chrematonym, Firmonym); 2. Namen, die aus heimischen Appellativa bestehen (darunter Tier-, Pflanzenbezeichnungen, Bezeichnungen für Edelsteine, astronomische Bezeichnungen, Natur- und Wetterbezeichnungen, Personenbezeichnungen, Bezeichnungen für Spiele und Tänze, Bezeichnungen aus dem Bereich der Unterhaltung und Freizeit, kulinarischer Wortschatz, Bezeichnungen für Gebäude, Numeralia); 3. Entlehnungen; 4. Unklare Namen.

Im Hinblick auf Nominationsprozesse werden von PRZYBYLSKA (ebd.: 249-250) folgende Techniken der Namenbildung unterschieden: 1. Übertragung eines Eigennamens in die andere Eigennamenklasse; 2. Übertragung eines Appellativums in die Klasse der Eigennamen; 3. Derivation (Bildung eines Neologismus); 4. Syntaktische Derivation (Bildung einer neuen komplexen syntaktischen Einheit).

Aus den referierten Ergebnissen von sprachwissenschaftlichen Untersuchungen geht hervor, dass das Schwergewicht linguistischer Forschung auf der Semantik und dem Aufbau von Eigennamen liegt.

### 3.2 Zur Bildung der Namen für Restaurants

Die Namen von Restaurants ziehen auch Aufmerksamkeit von Wissenschaftlern anderer Disziplinen an. Mit der pragmatischen Funktion, die die Namen in dem jeweiligen Kommunikationsraum zu erfüllen haben, hängt das Interesse der Marketing-Branche an Namen von Restaurants zusammen. Damit ist die Erscheinung verbunden, die mit dem Terminus *Branding* bezeichnet wird. Unter *Branding* wird Folgendes verstanden: „Prozess, bei dem eine für beide Seiten förderliche und nützliche bzw. gewinnbringende Beziehung zwischen der gastronomischen Marke und dem Gast hergestellt, verstärkt und aufrecht erhalten wird.“<sup>20</sup> Einer der Faktoren, mithilfe dessen die Marke kreiert wird und eine ausgeprägte Position unter Gästen einnimmt, ist eben der Name von einem Restaurant. Das ist nämlich das erste Signal, welche Vorstellungen von dem Lokal und von seinen Gästen die Besitzer haben, was für eine Küche das Restaurant anbietet und wodurch sich das Restaurant von der lokalen Konkurrenz unterscheidet. In Anbetracht dessen soll der Name kurz, einprägsam, verständlich, aber auch kreativ, einfallsreich und außergewöhnlich sein.

## 4. Analyse des Materials

In Wrocław gibt es fast 1000 Restaurants, die sich sowohl kulinarisch als auch vom Konzept her sehr unterscheiden. Das Korpus für unsere Untersuchung bilden Namen von Restaurants in Wrocław, die der polnischen Datenbank für Firmen *Panaroma Firm*<sup>21</sup> entnommen wurden.<sup>22</sup> Aufgrund der großen Anzahl von zu analysierenden Beispielen und aus Raumgründen werden in der nachfolgenden Analyse nur repräsentative Exempels dargestellt, an denen bestimmte Nominationstendenzen in diesem Bereich sowie die in Namen von Restaurants enthaltenen Anspielungen auf die regionale Küche sichtbar sind.

Im Folgenden wird die Aufteilung der herangezogenen Namen präsentiert, der zwei Kriterien zugrunde liegen, nämlich erstens die Struktur des jeweiligen Namens und zweitens dessen Motivation, d.h. der Einsatz von sprachlichen (heimischen oder fremdsprachigen sowie appellativischen oder onomastischen) Mitteln aus bestimmten Wortfeldern. Unter Berücksichtigung der beiden Kriterien ergibt sich die folgende Typologie:

<sup>20</sup> Vgl. <http://www.abseits.de/branding.htm> [Zugriff am 15.03.2016].

<sup>21</sup> Vgl. Quellenverzeichnis am Ende des Beitrags.

<sup>22</sup> Aus der Analyse wurden Namen von Restaurants ausgeschlossen, die sich in Hotels befinden. In Wrocław sind das Restaurants z.B. in solchen Hotels wie *Hotel Bugatti*, *Hotel Jester* \*\*\*, *Hotel&Restauracja Wodnik*, *Hotel Mercure Panorama*, *Hotel Diament*, *Hotel Perla*. Da die Restaurants in solchen Fällen keine selbständigen Lokale sind, sondern in erster Linie den Bedürfnissen der Hotelgäste angepasst werden, tragen sie keine eigenständigen Namen. Sie richten sich in der Nomination nach dem Namen des Hotels.

## I. Simplizia und Ableitungen:

### 1. Appellativa:

- A. heimische Lexik: Bezeichnungen für Orte: *Balkon, Wyszynk, Spiż*<sup>23</sup>, *Dąbrowa*; Bezeichnungen, die bestimmte Gerichte assoziieren lassen: *Rybna, Strzelecka, Gaj*; Bezeichnungen aus dem Bereich der Unterhaltung: *Impreza*; Bezeichnungen für die Stimmung: *Rodzinna*; sonstige: *Podkowa, Epoka*;
- B. fremdsprachige Lexik: Bezeichnungen, die positive Konnotationen (Glanz, Geschmacksinn, Einfluss) hervorrufen: *Glamour, Il Gusto, Impresa*; Bezeichnung für eine japanische Katze: *Maru*; Bezeichnung für die Ausrichtung des Restaurants: *Familia*; Bezeichnung für Motorrad: *Chopper*;

### 2. Eigennamen:

- A. heimische Eigennamen: Toponyme: abgeleitete Adjektive vom Namen eines Kontinents: *Europejska*; Anthroponyme, darunter Verniedlichungen der Vornamen: *Kasieńka*;
- B. fremdsprachige Eigennamen: Bezeichnungen für Märchengestalten: *Alladin's, Miki*; Vornamen: *Vincent, Armine, Hubertus*; Toponyme: Städtenamen: *Verona, Hanoi*; abgeleitete Adjektive von Ländernamen: *Restauracja Česká*;

## II. Komposita:

1. Komposita aus zwei appellativischen Komponenten: Bezeichnung für kulinarische Produkte + Bezeichnungen aus einem außerkulinarischen Bereich (in unterschiedlicher Reihenfolge): *DevilPizza, Bierhalle, Kebab-Hut*; Bezeichnung für Mahlzeiten + Bezeichnungen für einen kulinarischen Ort: *LunchBar*;

## III. Kontaminationen:

1. Kontaminationen aus zwei appellativischen Komponenten: aufwertendes Adjektiv + Bezeichnung für einen Ort: *NOVOTEL*, eine Rauschdroge: *Novocaina*, eine Speise: *ZajePizza*;

## IV. Komplexe Namen

1. Appellativische (heimische oder fremdsprachige) Bezeichnung für einen kulinarischen Ort + eine andere Komponente (in unterschiedlicher Reihenfolge):

### A. Basis: *Restauracja*

- + Ortsbezeichnung: appellativisch: *Restauracja & Bistro Pergola, Restauracja Agora, Restauracja Akropolis, Restauracja Nowa Spiżarnia, Restauracja Przystań*; onymisch: *Restauracja Galicja, Restauracja Olimpia, Restauracja Barka Tumska, Restauracja Hortyca, Restauracja Sycylia, Piwnica Świdnicka Restauracja, Restauracja Wratislavia, Restauracja Wieniawa*;
- + Pflanzenbezeichnung: *Restauracja Agawa*;
- + Verwandtschaftsbezeichnung: *Restauracja Fratelli*;
- + Nachname des Besitzers/Chefkochs: *Restauracja Okrasa, Restauracja Krawczyk*;

<sup>23</sup> Aus der kleinen Geschichte des Restaurants und der Bar *Spiż* auf der Internetseite des Restaurants kann man erfahren, dass der Besitzer des Restaurants mit dem Nachnamen eben *Spiż* heißt. Wir ordnen den Namen in die Gruppe der Bezeichnungen für Orte ein, da der durchschnittliche Gast den Namen ebenso assoziieren würde.

- + Bezeichnung für ein Produkt/eine Speise: *Restauracja Lubczyk & Basilia, Oregano Restauracja, Restauracja Las Tapas*;
- + Zugname: *Orient Express Restauracja*;
- + Personenbezeichnung: Anthroponym: *Restauracja Margaret, Restauracja Pod Fredrą, Restauracja The MeXican*; appellativische Bezeichnung: *Restauracja Żak*;
- + Tierbezeichnung: *Restauracja Pod Papugami, Restauracja-Bar pod Kogutem*;
- + Ideonym: *Restauracja Tajemniczy Ogród*;
- + Abstraktum: *Melancholia Restauracja*;
- + Bezeichnung für Geruchseindrücke: *Restauracja Aroma*;
- + Öffnungssaison + appellativische Ortsbezeichnung: *Restauracja Letnia w ZOO*;
- + aufwertende Ableitung von der Bezeichnung für ein chemisches Element: *Restauracja Platinum*;
- + aufwertende Ableitung von der Bezeichnung für einen Körper mit magnetischer Anziehungskraft: *Restauracja Magenta*;
- + Bezeichnung für die Lage des Restaurants: *Restauracja Itineris*;

#### B. Basis: *Restaurant*

- + Ortsbezeichnung: appellativisch: *Road American Restaurant, Brasserie 27 Restaurant*;
- + Bezeichnungen für kulinarische Produkte: Gewürze: *Pieprz i Wanilia Restaurant & Travel Club*; Speise: *Dobra Pizza – Restaurant & Pub*;
- + Personenbezeichnung: appellativisch: *Hotello i Restauracja Rezydent*;
- + Biermarke: *Bernard – Pub & Restaurant*;
- + Bezeichnung für eine Nähnadel: *Szpilka Hobby Restaurant*;
- + Bezeichnung aus dem Kunstbereich: *Mosaiq Restaurant & Wine Lounge, Aquarelle Restaurant*;

#### C. Basis: *Ristorante*

- + onymische Ortsbezeichnung: *Ristorante Pizzeria Capri, Amalfi Ristorante-Pizzeria*;
- + Bezeichnung für eine Festmahl/Ideonym: *Ristorante Convivio*;
- + Tierbezeichnung: *Pod Strusiem Pizza & Ristorante*;
- + fremdsprachige (italienische) Bezeichnung für ein Gewürz: *Pepe Ristorante*;

#### D. Basis: *Trattoria*

- + italienische Bezeichnung für ein kulinarisches Produkt: *Trattoria Pesto*;
- + italienische Bezeichnung für Erholungspause: *Siesta Trattoria*;
- + italienische Bezeichnung für Übereinstimmung: *Va Bene Trattoria*;

#### E. Basis: *Karczma*

- + Bezeichnung für einen Orden: *Karczma Cysterska*;
- + Personenbezeichnung: appellativisch: *Karczma Pod Szczęśliwym Kupcem*; anthroponymisch: *Karczma Kasieńka, Karczma u Zochy*;
- + Ortsbezeichnung: appellativisch (direkte Bezeichnungen oder adjektivische Ableitungen): *Karczma Paśnik, Karczma Leśna, Karczma Młyńska*;

toponymisch: *Karczma Rzym*, *Karczma Lwowska*; Ortsbezeichnung aus einem literarischen Werk: *Karczma Pod Lutym Turem*;

**F. Basis: *Bar***

- + Bezeichnung für ein Geschirr: *Bar restauracyjny Kociotek*;
- + Bezeichnung für die Herkunft der Küche: *Mexico Bar*;
- + Ortsbezeichnung: appellativisch: *Pałac Bar & Restaurant*; onymisch: *Bar Stary Wrocław*;

**G. Basis: *Grill und Bar***

- + Gewürzbezeichnung: *Masala Grill & Bar*;

**H. Basis: *Gospoda***

- + Toponym: *Gospoda Wrocław*;

**I. Basis: *Taverna***

- + Herkunftsadjektiv, das die Art der servierten Gerichte ankündigt: *Taverna Espanola*;

**J. Basis: *Jadłodajnia***

- + aufwertendes Adjektiv: *Jadłodajnia Dobra*;

**K. Basis: *Pizzeria***

- + Bezeichnung für ein Gewürz: *Oregano Pizzeria*;
- + Personenbezeichnung: *Pizzeria Piekielny Kupiec*;
- + Grußwort: *Pizzeria Kalimera*;

2. **Ortsbezeichnung:** Bezeichnung eines Landes: *Spice India*, *Mate Chiny Arkady Wrocławskie*; Bezeichnung einer Stadt: *Milano Piu*; Bezeichnung einer Sehenswürdigkeit/touristischen Attraktion: *Akropol na Solnym*, *Piramida Steakhouse*, *Przystanek Zoo*; Bezeichnung eines bekannten Mietshauses: *Pod Gryfami*; Bezeichnung einer Bibliothek: *U Hrabiego w Ossolineum*; Bezeichnung einer Straße: *Piec Na Szewskiej*, *Szajnochy 11*; Bezeichnung eines Gebäudes: *Chatka przy Jatkach*, *Palac Borowa*, *Sukiennice 7*, *Wieża Ciśnień*, *Villa Caprice*, *Dwór Polski*, *Platinum Palace*; Bezeichnung für einen Betrieb: *Stara Garbarnia Dom Weselno-Bankietowy*, *Młyn Zawadka*;

3. **Bezeichnung für ein kulinarisches Produkt oder eine Speise:** Oberbegriff *Food* (mit einem auf die Art der Küche hinweisenden Attribut): *Habibi Food*, *Kempa Food*, *Sushi*: *Art of Sushi*, *Foodie Sushi*, *Sushi Takai*, *Szybkie Sushi*; *Chaczapuri*: *Gruzińskie Chaczapuri*; *Pizza*: *Pizza Hut*, *Dominium Pizza*, *Pizza Bunga Bunga*; *Pasta*: *Pasta e Basta*; *Geflügel*: *Express Chicken*; *Teigtaschen*: *Planeta Pierogów*; *Gyros*: *Sawara Gyros*; *Obst*: *Mango Mama*; *Burger*: *Tommy Burger*; *Brot*: *Blt & Flatbreads*; *Wraps*: *Yammi Wraps*; *Steak*: *Villa Bianco Steak & Lobster House*; italienische Küche: *Wines & Olives*; alkoholisches Getränk: *Whiskey in the Jar Wrocław*;

4. **Personenbezeichnung:** *Big Daddy*, *Maria Magdalena*, *Sir William*, *Da Grasso*;

5. **Graphematische Modifikationen:** *Quchnia Polska*;

6. **Tierbezeichnungen:** *Pod Żłotym Kotem*.

Entsprechend den Kriterien wurden die Namen zunächst in vier strukturelle Gruppen eingeteilt: Simplizia und Ableitungen, Komposita, Kontaminationen und komplexe Namen,

wobei quantitativ gesehen die letzte Gruppe die größte Anzahl von Beispielen umfasst. Im weiteren Schritt wurden die in den Beispielen enthaltenen Lexeme im Hinblick auf deren Referenzbezug in Appellativa und Eigennamen gegliedert, da im Bereich der Namensgebung für gastronomische Lokale aus beiden Gruppen geschöpft wird. Die weitere Etappe besteht in der Bestimmung der Namen hinsichtlich deren Herkunft. So entstehen jeweils zwei Gruppen: heimische und fremdsprachige Lexik/Eigennamen.

Aus der Zusammenstellung der Beispiele innerhalb der Gruppe Simplizia/Ableitungen ergibt sich, dass hier die Substantive wie *Balkon*, *Spiz*, *Podkowa*, *Familia* überwiegen. Es lassen sich allerdings auch Beispiele für Adjektive finden, die von Gattungs- oder Eigennamen deriviert wurden. In dieser Gruppe zeichnen sich sehr vielfältige Nominationstendenzen ab. Sehr unterschiedliche Nominationseinheiten werden hier eingesetzt, wobei versucht wird, die allgemeine kulinarische Richtung schon auf der Ebene des Namens zu signalisieren. Dies geschieht mithilfe von unterschiedlichsten Mitteln, z.B. Ableitungen von Hobby-/Berufsbezeichnungen, z.B. *Strzelecka*, Ableitungen von kulinarischen Produkten, z.B. *Rybna*, Namen von Städten/Ländern/Kontinenten, z.B. *Hanoi*, von bestimmten Personennamen, die mit einer konkreten Sprache assoziiert werden können, z.B. *Vincent*.

Die zwei weiteren Gruppen, d.h. Komposita und Kontaminationen sollten hier besonders hervorgehoben werden, weil die beiden Wortbildungsverfahren expressiv sind und beispielsweise im Bereich der Werbesprache als effiziente Mittel der Aufmerksamkeitsgewinnung eingesetzt werden. Ihrem Wesen nach sind sie relativ kurz, aber informativ, kreativ, häufig witzig und dank dessen einprägsam. Deswegen könnte man vermuten, dass sie oft und gern als Nominationseinheiten benutzt werden. In unserem Korpus finden sich allerdings nicht so viele Beispiele für die Produkte der beiden Wortbildungsprozesse. Die aufgefundenen Komposita klingen wenig anziehend und fesselnd, dafür sind sie gewöhnliche Zusammenstellungen von Komponenten, die am häufigsten aus Bezeichnungen für kulinarische Produkte/für Mahlzeiten und anderen Bezeichnungen bestehen, die das Kulinarische in einer Hinsicht näher spezifizieren. Die Kontaminationen sind ebenfalls selten vertreten. Die hier zusammengestellten Beispiele setzen sich jeweils aus einer adjektivischen und einer substantivischen Komponente zusammen. In dieser Gruppe wird die Tendenz sichtbar, vulgäre oder abwertende lexikalische Mittel in Namen einzusetzen. Es handelt sich hier um den Namen *ZajePizza*, in dem die erste Komponente das Anfangssegment des im Polnisch als vulgär geltenden Adjektivs *zajebisty* (dt. *geil*) bildet. In der Umgangssprache wird das Adjektiv zwar relativ häufig gebraucht, seine Anwendung in einem Namen kann aber dazu führen, dass der Kreis der potenziellen Gäste deutlich eingeschränkt wird (vor allem auf die Gruppe der Jugendlichen oder jungen Leute).<sup>24</sup> Dies kann man als eine spielerische Kontamination unter Nutzung phonetischer Ähnlichkeit deuten. Im Falle des Namens *Novocaina* kommen bestimmte Assoziationen mit dem Wirkstoff Kokain oder dem Betäubungsmittel auf, der zwar für die medizinische Anwendung geeignet ist, aber in erster Linie nicht als ein Arzneimittel, sondern eine Droge mit großem Abhängigkeitspotenzial wahrgenommen wird, die

<sup>24</sup> Vgl. dazu die Meinung des Rates für die Polnische Sprache: [http://www.rjp.pan.pl/index.php?option=com\\_content&view=article&id=331:zajebisty-&catid=44:porady-zykowe&Itemid=58](http://www.rjp.pan.pl/index.php?option=com_content&view=article&id=331:zajebisty-&catid=44:porady-zykowe&Itemid=58) [Zugriff am 15.03.2016].

einen starken Rauschzustand hervorruft. Die mit der Droge verbundene negative Konnotation soll im Falle eines Restaurants wahrscheinlich ins Positive verwandelt werden, indem servierte Gerichte aufgrund ihrer sehr hohen Qualität gute Eindrücke bei Gästen hervorrufen.

Die letzte, umfangreichste und innerlich vielfältigste Gruppe machen komplexe Namen aus, in der unterschiedliche Beispiele für Nominalphrasen vertreten sind. Den ersten hier unterschiedenen Typ bilden Namen, in deren Komponentenbestand eine appellativische (heimische oder fremdsprachige Bezeichnung) für einen kulinarischen Ort enthalten ist. Es handelt sich dabei um solche heimischen Gattungsnamen wie *restauracja*, *karczma*, *pizzeria*, *bar* und fremdsprachige Gattungsnamen wie englisches *restaurant* sowie italienische Bezeichnungen *trattoria* und *ristorante*. Es wurde versucht festzustellen, mit welchen lexikalischen Elementen sie gemeinsam vorkommen.

Eine generelle Schlussfolgerung, die sich anhand von Beispielen ergibt und auf deren Mehrheit zutrifft, ist, dass mit fremdsprachigen Bezeichnungen für kulinarische Orte andere fremdsprachige Lexeme vorkommen, so dass der Name als eine Ganzheit exotisch und verfremdend oder sogar mondän wirkt. Bei polnischen Bezeichnungen lässt sich eine ähnliche Tendenz nicht beobachten. Hier kommen sowohl polnische als auch fremdsprachige Lexeme vor. Bei heimischen Bestandteilen des Namens lässt sich feststellen, dass sie wesentliche Informationen hinzufügen. Bei fremdsprachigen erweist sich die polnische Komponente z.B. *restauracja* als inhaltliche Ergänzung und erlaubt schnelle Orientierung in dem reichen gastronomischen Angebot. Unter den appellativischen Bezeichnungen für kulinarische Orte dominiert *restauracja*. Dieser Gattungsname scheint in Bezug auf seine Semantik neutral zu sein, was sich aus der lexikographischen Definition ergibt: „lokal gastronomiczny z obsługą kelnerską, w którym spożywa się posiłki przy stolikach.“<sup>25</sup> Die Semantik des Wortes *restauracja* schränkt somit wegen seiner Neutralität auf keinerlei Weise die Palette der Wörter ein, die mit ihm vorkommen können. Aus der Zusammenstellung ergibt sich, dass sehr unterschiedliche Lexeme in Namen auftauchen, von der relativ produktiven Gruppe von appellativischen und onymischen Personen- und Ortsbezeichnungen über die auch ergiebige Gruppe von kulinarischen Produkten bis hin zu Pflanzen-, Tierbezeichnungen und Ideonymen. Somit lässt sich festhalten, dass der Kreativität der Namensgeber keine Grenzen gesetzt werden.

Mit der weiteren polnischen Bezeichnung für einen kulinarischen Ort *karczma* kann man aufgrund deren Bedeutung schon mehr ausgeprägte Assoziationen haben, was sich ebenfalls in den Namen widerspiegelt. Das Substantiv *karczma* wird nämlich folgendermaßen definiert: „na dawnej wsi: budynek spełniający rolę gospody, zajazdu.“<sup>26</sup> Aus der lexikographischen Erfassung des Lexems ergibt sich deutlich, dass dieses gastronomische Lokal mit ländlichen Umständen assoziiert wird. Außerdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Wort im Polnischen aktuell nicht häufig gebraucht wird und dem veralteten Polnischen angehört. Das schlägt sich auch in den Namen nieder. Das Wort wird

<sup>25</sup> Ein gastronomisches Lokal mit Kellnerbedienung, in dem man an den Tischen speist, vgl. <http://sjp.pwn.pl/slowniki/restauracja.html> [Zugriff am 15.03.2016]. (Übersetzung – J.S.).

<sup>26</sup> Im alten Dorf: ein Gebäude, das die Funktion eines Gast-, Wirtshauses erfüllt, vgl. <http://sjp.pwn.pl/szukaj/karczma.html> [Zugriff am 15.03.2016]. (Übersetzung – J.S.).

nämlich mit anderen lexikalischen Einheiten komponiert, die ebenfalls als veraltet eingestuft würden, z.B. *kupiec* in *Karczma Pod Szczęśliwym Kupcem*, die mit einem dörflichen Leben verbunden sind, z.B. *paśnik* in *Karczma Paśnik*, mit Personenbezeichnungen spezifischer Form und besonderen Klanges, z.B. *Zocha* in *Karczma u Zochy*.

Bei der Bezeichnung *restaurant* lassen sich unterschiedliche Tendenzen erkennen. Aufmerksam soll auf den Namen *Brasserie 27 Restaurant* gemacht werden, weil der Name dieselbe Information zweimal vermittelt. *Brasserie* wird nämlich definiert als „francuska restauracja, bar przekąskowy“<sup>27</sup>, wobei der Name zusätzlich noch die Komponente *restaurant* enthält.

Die Bezeichnung *Szpilka Hobby Restaurant* ist hervorhebenswert, da das Restaurant außer der Funktion eines gastronomischen Lokals die Rolle eines Hobbyraumes (Nähen) erfüllt. Die zweite Funktion scheint dabei zu dominieren, da sie den Namen für das Restaurant determiniert.

Die Bezeichnungen *ristorante* und *trattoria* kommen am häufigsten mit anderen lexikalischen Elementen italienischer Herkunft vor. Die restlichen Beispiele für Gattungsnamen für kulinarische Ort sind *bar* und *pizzeria*. Marginal vertreten sind *pierogarnia*, *gospoda*, *jadłodajnia* und *taverna*.

Die nächste Gruppe innerhalb der komplexen Namen bilden Bezeichnungen für Restaurants, in denen die appellativische Bezeichnung für einen kulinarischen Ort fehlt. Solche Namen, wie sich aus dem Korpus ergibt, basieren am häufigsten auf Ortbezeichnungen oder Bezeichnungen für kulinarische Produkte. Der Einsatz von Ortbezeichnungen lässt grundsätzlich auf zwei Informationen schließen: bei appellativischen und onymischen Ortsbezeichnungen (hier vor allem Name von Straßen, Plätzen, Gebäuden usw.) auf die Lage des Restaurants und bei onymischen Ortbezeichnungen (hier vor allem Namen von Ländern, Großstädten, charakteristischen Sehenswürdigkeiten) auf die Herkunft der servierten Küche.

In dieser Gruppe sind auch Bezeichnungen repräsentiert, die sich von Personen- oder Tierbezeichnungen herleiten.

Die Kernfrage unseres Beitrags lautet jedoch, inwieweit sich eine bestimmte regionale kulinarische Tradition in Namen von Restaurants in Wrocław niederschlägt. An den zusammengestellten Beispielen für Restaurantnamen lassen sich einige erkennen, in denen an für Wrocław zentrale Orte angeknüpft wird, z.B. an das Denkmal von Aleksander Fredro auf dem Markt in Wrocław in *Restauracja Pod Fredrą*, an Platz Solny, der direkt am Markt gelegen ist, z.B. *Akropol na Solnym*, an den Zoologischen Garten in *Przystanek Zoo*, an eines der Mietshäuser am Markt in *Pod Gryfami*, an den Namen einer der Bibliotheken in *U Hrabiego w Ossolineum*, an Straßennamen im Zentrum der Stadt in *Piec Na Szewskiej* und *Szajnochy 11*, an bestimmte Stadtecken in *Chatka przy Jatkach* und an Gebäude, z.B. *Sukiennice 7* oder *Wieża Ciśnień*. An den hier präsentierten Namen kann man eine enge Verbindung zwischen dem Restaurant und der Stadt beobachten. Das Erwähnen von bestimmten typischen Orten in Wrocław in den Namen von Restaurants lässt sie vor allem gut im Raum situieren. Das hat jedoch keinen Einfluss auf die servierte Küche, was man auf den ersten Blick sehr gut an dem Namen *Akropol na Solnym* erkennen kann. *Solny* als ein prominenter Platz in Wrocław bestimmt nicht die Küche, da dieser Bestandteil des Namens nur ein Hinweis auf die Lage

<sup>27</sup> Französisches Restaurant, Imbissbar, vgl. <http://sjp.pwn.pl/szukaj/brasserie.html> [Zugriff am 15.03.2016]. (Übersetzung – M.K.).

des Restaurants ist. Das entscheidende Element ist in diesem Falle *Akropol*, das auf die griechische Küche schließen lässt. Dasselbe trifft auf das Restaurant *Piec na Szewskiej* zu, in dessen Namen das die Ausrichtung des Restaurants determinierende Element *piec* (dt. *Ofen*) ist. Es handelt sich nämlich um ein italienisches Restaurant, in dem in erster Linie Pizza und überbackene Nudelgerichte serviert werden. Daher wird die Aufmerksamkeit der Kunden auf die Zubereitung der Speisen im Ofen gelenkt. In anderen Restaurants, deren Namen hier erwähnt wurden, wird polnische, europäische oder internationale Küche angeboten.

Es wurde nur ein Name gefunden, dessen Quelle eine Personenbezeichnung ist, nämlich *Maria Magdalena*. Das Restaurant ist in der Nähe der Maria-Magdalena-Kirche situiert. Interessant ist, dass man dabei keine Ortskomponente *Kirche* verwendet.

Außerdem lässt sich auch auf Namen hinweisen, in denen der Städtenamen *Wrocław*, z.B. *Bar Stary Wrocław* oder dessen lateinische Form, z.B. *Restauracja Wratislavia* enthalten ist. Die Internetseiten, die Auskunft über die Ausrichtung des Restaurants geben, spezifizieren nicht die Art der servierten Küche. Jeweils wird hervorgehoben, dass es sich um hausgemachte, qualitative Gerichte handelt. Das Erwähnen des Städtenamens lässt aufgrund der auf Internetseiten angebrachten Beschreibungen des Restaurants und Menüs nicht die Schlussfolgerung zu, dass es sich um eine Art Küche handelt, die für Wrocław charakteristisch wäre.

Andere Namen wie *Karczma Lwowska*, *Dwór Polski*, *Piwnica Świdnicka* bestimmen im Wesentlichen die Restaurantlandschaft in Wrocław. In deren Namen finden sich bestimmte Adjektive, die auf die Art der Küche hinweisen. Am ersten Beispiel kann der Einfluss der Lemberger Küche auf die polnische bezeugt werden. Der zweite Name bezeichnet ein berühmtes Restaurant, in dem typisch polnische Gerichte serviert werden. Man findet jedoch keine Hinweise auf spezielle Küche von Wrocław. Der letzte Name benennt ein Restaurant, das als das älteste Restaurant in Europa gilt. Der Name leitet sich von der Herkunft der anfänglich dort angebotenen Biersorte her.<sup>28</sup>

## 5. Schlussfolgerungen

Die Beispiele lassen eine generelle Schlussfolgerung formulieren, dass dieser Bereich der Chrematonymie besonders einfallreich und überraschend ist. Es handelt sich dabei, wie PRZYBYLSKA (vgl. 2002: 247) feststellt, um eine arbiträre Entscheidung des Namensgebers, bei der unterschiedliche Faktoren eine Rolle spielen können. Deswegen auch kann man einerseits vermuten, dass man so viele Namen für Restaurants haben kann, wie viele Besitzer von Restaurants es gibt. Andererseits aber gibt es bestimmte Nominationsmuster, in die sich selbst die kreativsten Namen einreihen lassen. Diese versuchten wir in Form einer Typologie darzustellen und dann exemplarisch zu besprechen.

Im Hinblick auf die im Titel des Beitrags formulierte Fragestellung, die uns auf die Suche nach der kulinarischen Identität von Wrocław brachte, muss man feststellen, dass Wrocław bezüglich seiner kulinarischen Seite sehr vielfältig ist. Es ist daher schwer zu sagen, dass es eine typische Wrocławer Küche gibt, die sich am Beispiel der analysierten Namen

---

<sup>28</sup> Vgl. [http://strona.piwnicaswidnicka.com/rest\\_historia.htm](http://strona.piwnicaswidnicka.com/rest_historia.htm) [Zugriff am 15.03.2016].

rekonstruieren ließe. Wie schon im theoretischen Teil des Beitrags angemerkt, handelt es sich dabei eher um ein Konglomerat und eine positive Mischung aus verschiedenen kulinarischen Traditionen, die eine bunte Vielfalt ergeben. Das kulinarische Wrocław erweist sich – wie in anderen Lebensbereichen auch im Bereich des Kulinarischen – als weltoffen, kosmopolitisch und modern, was sich in den Namen von Restaurants widerspiegelt.

## Quellen

<http://panoramafirm.pl/> [Zugriff am 15.03.2016].

## Literatur

- AFELTOWICZ, Beata (2000): Nazwy lokali gastronomicznych w Szczecinie [Namen der gastronomischen Lokale in Szczecin]. In: CZACHOROWSKA, Magdalena / SZEWCZYK, Łucja Maria (Hg.): *Onomastyka polska a nowe kierunki językoznawcze* [Polnische Onomastik und neue sprachwissenschaftliche Trends]. Bydgoszcz, 195–209.
- BIOLIK, Maria (2011): Modele strukturalne nazw własnych przedsiębiorstw i lokali branży gastronomicznej w województwie warmińsko-mazurskim [Strukturelle Modelle der Eigennamen von Unternehmen und gastronomischen Lokalen in der Woiwodschaft Ermland-Masuren]. In: BIOLIK, Maria / DUMA, Jerzy (Hg.): *Chrematonimia jako fenomen współczesności* [Chrematonymie als Phänomen der Gegenwart]. Olsztyn, 59–78.
- BIOLIK, Maria / DUMA, Jerzy (2011): *Chrematonimia jako fenomen współczesności* [Chrematonymie als Phänomen der Gegenwart]. Olsztyn.
- BRAUDEL, Fernand (1999): *Historia i trwanie* [Geschichte und Dauern]. Warszawa.
- BREZA, Edward (1988): Nazwy lokali gastronomicznych w województwie gdańskim [Namen der gastronomischen Lokale in der Woiwodschaft Gdańsk]. In: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Gdańskiego* 14, 115–123.
- BEKIER-JAWORSKA, Ewa / KOPRUCHA, Klaudia / LUBAŚ, Marta (2014): Wykorzystanie dań regionalnych oraz lokalnych obiektów gastronomicznych w rozwoju turystyki kulinarnej na terenie miasta Zamość [Nutzung der regionalen Gerichte und lokaler gastronomischer Objekte bei der Entwicklung der kulinarischen Touristik in der Stadt Zamość]. In: *Turystyka kulturowa* 12, 21–37.
- DOMBROWSKI, ADAM (2015): Nazwy wrocławskich restauracji jako przykład urbochrematonimów – analiza semantyczna [Namen von Restaurants in Wrocław als Beispiel der Urbochrematonymie – eine semantische Analyse]. In: *Językoznawstwo* 1 (9), 30–41.
- DUSZYŃSKI, Henryk (2001): Nazwy białoruskich kawiarni, restauracji i barów [Namen von weissrussischen Cafés, Restaurants und Bars]. In: BIOLIK, Maria / DUMA, Jerzy (Hg.): *Chrematonimia jako fenomen współczesności* [Chrematonymie als Phänomen der Gegenwart]. Olsztyn, 169–178.
- FEYRER, Cornelia (2009): Kultur und Kulinarika im Transfer: Von der Alchemie des Kochens zur Synergie kulinarischer Kulturen in der Translation. In: LAVRIĆ, Eva / KONZETT, Carmen (Hg.): *Food and Language. Sprache und Essen* (Innsbrucker Beiträge zu Sprache, Kultur und Translation), Bd. 2. Frankfurt/Main, 389–404.
- GAŁKOWSKI, Artur (2011): *Chrematonimy w funkcji kulturowo-użytkowej. Onomastyczne studium porównawcze na materiale polskim, włoskim, francuskim* [Chrematonymie in der kulturellen Gebrauchsfunktion. Eine onomastische vergleichende Studie am polnischen, italienischen und französischen Material]. Łódź.

- JAKIMOWICZ-KLEIN, Barbara / SOBEL, Grzegorz (2008): *Kuchnia Wrocławia* [Küche von Wrocław]. Wrocław.
- KOSYL, Czesław (1993): Z problematyki nazw willi, pensjonatów i domów wczasowych [Aus der Problematik der Namen von Villen, Pensionen und Kurhäusern]. In: *Onomastica* XVI, 103-118.
- KOWALCZYK, Andrzej (2014): Od street food do food districts – usługi gastronomiczne i turystyka kulinarna w przestrzeni miasta. [Von street food bis food districts – gastronomische Dienstleistungen und kulinarische Touristik im städtischen Raum]. In: *Turystyka Kulturowa*, vol. 9, www.turystykakulturowa.com, 6-26.
- ŁEŃSKA-BAK, Katarzyna (2007): Powiedz mi, co jesz, a powiem ci, kim jesteś. Wprowadzenie [Sag mir, was du isst und ich sage dir, wer du bist. Einführung] In: ŁEŃSKA-BAK, Katarzyna (Hg.): *Pokarmy i jedzenie w kulturze. Tabu, dieta, symbol*. Opole, 7-11.
- PRZYBYLSKA, Renata (1992): Nazwać swoją firmę [Eigene Firma benennen]. In: SKARŻYŃSKI, Mirosław (Hg.): *Porozmawiajmy o języku* [Sprechen wir über die Sprache]. Kielce, 29-35.
- PRZYBYLSKA, Renata (2002): Konwencje nazewnictwa w obrębie nazw barów, kawiarni i restauracji [Nominationskonventionen im Bereich der Namen von Bars, Cafés und Restaurants]. In: SKARŻYŃSKI, Mirosław / SZPICZAKOWSKA, Monika (Hg.): *Rozmaitości językowe* [Sprachliches Allerlei]. Kraków, 247-256.
- SCHWERMER-FUNKE, Katrin (2007): Kultur-kulinarische Orte. Essen als Medium für kulturelle Projekte. Bachelorarbeit. URL: [http://www.kulturkulinarik.de/fileadmin/download-dokumente/Kultur-Kulinarische\\_Orte\\_q.pdf](http://www.kulturkulinarik.de/fileadmin/download-dokumente/Kultur-Kulinarische_Orte_q.pdf) [Zugriff am 17.03.2016].
- ŠRÁMEK, Rudolf (1996): Namen von Sachen (Chrematonyme) I. In: EICHLER, Ernst / HILTY, Gerold / LÖFFLER, Heinrich / STEGER, Hugo / ZGUSTA, Ladislav (Hg.): *Namenforschung*. Berlin, New York, 1562-1567.
- TOMCZAK, Joanna (2013): Szlak kulinarny jako przykład szlaku tematycznego [Kulinarische Route als Beispiel für eine thematische Route]. In: *Prace i Studia Geograficzne* 52, 48-49.
- WOLF, Erik (2004): *Culinary tourism: a tasty economic proposition*. URL: <http://www.culinarytourism.org> [Zugriff am 20 X 2015].
- WOŹNICZKO, Magdalena / JEŃDRYSIAK, Tadeusz / ORŁOWSKI, Dominik (2015): *Turystyka kulinarna* [Kulinarische Touristik]. Warszawa.

## Internetquellen

- <http://www.podroze.pl/aktualnosci/turystyka-kulinarna-nowy-trend-na-urlopowej-mapie-/4155/> [Zugriff am 17.03.2016].
- <http://travelme.pl/podroz-kulinarna/> [Zugriff am 17.03.2016].
- [http://www.polkatravel.pl/pl/podroze\\_kulinarne/](http://www.polkatravel.pl/pl/podroze_kulinarne/) [Zugriff am 17.03.2016]. <http://www.visatravel.com.pl/podroze-kulinarne,lp,643.html> [Zugriff am 17.03.2016].
- <http://pstk.pl/> [Zugriff am 17.03.2016].
- <http://www.duden.de/rechtschreibung/kulinarisch> [Zugriff am 15.03.2016].
- <http://www.duden.de/rechtschreibung/Restaurant> [Zugriff am 29.02.2016].
- <http://www.abseits.de/branding.htm> [Zugriff am 15.03.2016].



KONTRASTIVE STUDIEN

Zofia Bilut-Homplewicz / Anna Hanus  
Universität Rzeszów

Zwei polonistische ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik:  
Anmerkungen aus germanistischer Perspektive

**The two fundamental guides to Polish stylistics. A few comments from the German linguistics perspective.** – This article presents two publications in the area of Polish stylistics, which are considered representative of this field of study and embracing the latest developmental tendencies: *Przewodnik po stylistyce polskiej* [A Guide to Polish Stylistics, 1995, ed. Stanisław Gajda], and *Przewodnik po stylistyce polskiej. Style współczesnej polszczyzny* [A Guide to Polish Stylistics. Styles in the Contemporary Polish Language, 2013, ed. Ewa Malinowska, Jolanta Nocoń and Urszula Żydek-Bednarczuk].

This work shows the development and the specific features of the Polish language stylistic research, as well as the most important qualities of the aforementioned publications. In the final part of their article, the Authors make an attempt to shed light on the phenomena, problems and directions presented in both publications in the perspective of the German language linguistics studies.

**Keywords:** the Polish language style studies, style, discourse, interlingual contrastive analysis

**Dwa polonistyczne ‚cicerone‘ po stylistyce polskiej: Kilka uwag z perspektywy germanistycznej.** – Artykuł przedstawia dwie publikacje z zakresu stylistyki polonistycznej, uznane za reprezentatywne dla tej dziedziny i prezentujące jej najważniejsze tendencje rozwojowe: *Przewodnik po stylistyce polskiej* (1995, red. Stanisław Gajda) i *Przewodnik po stylistyce polskiej. Style współczesnej polszczyzny* (2013, red. Ewa Malinowska, Jolanta Nocoń / Urszula Żydek-Bednarczuk).

Praca ukazuje rozwój oraz specyfikę polonistycznych badań nad stylem, zaprezentowano także najważniejsze cechy charakterystyczne wymienionych publikacji. W ostatniej części tekstu autorki podejmują próbę naświetlenia z perspektywy germanistycznej zjawisk, problemów oraz kierunków rozwoju dyscypliny dyskutowanych w artykułach obu tomów.

**Słowa kluczowe:** polonistyczne badania nad stylem, styl, dyskurs, kontrastywność interlingwistyczna

## 1. Einleitendes

Vergleichen gehört zu den wesentlichen mentalen Operationen. Der Vergleich von wissenschaftlichen Disziplinen in verschiedenen Forschungsbereichen, ihres Forschungsstandes, ihrer Entwicklung, Probleme und Perspektiven kann deutlich machen, inwieweit sich diese

Disziplinen im Hinblick auf die erwähnten Aspekte voneinander unterscheiden. Wichtig ist es jedoch auch zu zeigen, dass manche Charakteristika der Untersuchungen in einem Forschungsbereich aus der Perspektive eines anderen Forschungskreises deutlicher gesehen werden können und dass infolgedessen ihre Thematisierung und Problematisierung zu einem interlinguistischen Dialog<sup>1</sup> führen kann.

Der Beitrag versteht sich als eine Ergänzung zu Arbeiten, die dem deutschsprachigen Leser den Forschungsstand der polonistischen Text- bzw. Diskurslinguistik sowie anderer pragmatisch orientierter Disziplinen näherbringen wollen<sup>2</sup>. Da die Stilforschung einen prominenten Bereich der Polonistik konstituiert und mit den erwähnten Gebieten eng zusammenhängt, wird sie hier dem deutschsprachigen Adressaten präsentiert. Sowohl in dem vorliegenden Text als auch in anderen bereits zur Text- und Diskurslinguistik erschienenen Arbeiten geht es nicht um die genaue Schilderung der uns interessierenden Thematik und eine eingehende Diskussion über problematische Fragen, sondern um die Adressierung der wichtigsten Phänomene/Probleme unter Berücksichtigung der Perspektivierung, die sich aus analogen germanistischen Ansätzen ergibt.<sup>3</sup>

Der Beitrag hat vor allem Übersichtscharakter und will den Leser auf unseren zweiten Aufsatz vorbereiten, der im vorliegenden Heft mit dem Titel *Stil, Diskurs und ihre relationale Positionierung – Anmerkungen zu zwei Vademekums der polonistischen Stilistik aus germanistischer Sicht* erscheint und vor allem auf die Relation Stil – Diskurs in den beiden hier primär vorzustellenden ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik fokussiert.

## 2. Zur Entwicklung und Eigenart der polonistischen Stilforschung

Die polonistische Stilforschung hat genau wie die germanistische ihren Ursprung in der Rhetorik und der antiken Poetik (vgl. GAJDA 1995: 12, GAJDA 2001a: II, SOWINSKI 1999: 17, EROMS 2008: 13). Sie versteht Stil als Repertoire von sprachlichen Mitteln und unterscheidet drei bekannte Stilebenen: den hohen, den mittleren und den niederen Stil (je nach dem Anteil der verwendeten Stilfiguren, vgl. GAJDA 1995:130, SOWINSKI 1999: 17). Bis zur Etablierung der Stilistik als selbstständiger Disziplin wurden Stilfragen sowohl im deutschsprachigen Raum als auch in der Polonistik bis zum Anbruch des 19. Jahrhunderts im Rahmen der weit gefassten Rhetorik verhandelt. Im polnischen Sprachraum wurde der Terminus *Stilistik* zum ersten Mal im *Słownik języka polskiego* [Wörterbuch der polnischen Sprache] (sog. *Słownik wileński* [Vilnius-Wörterbuch]) im Jahre 1861 erwähnt<sup>4</sup>. Daraufhin wurde nach und nach, auch in den meisten Lehrwerken, zum Gebrauch des Terminus *Stilistik* übergegangen, der den Terminus *Rhetorik* allmählich ersetzte (vgl. GAJDA 1995: 23).

<sup>1</sup> Unter interlinguistischem Dialog ist der Dialog zwischen Linguisten aus zwei oder mehreren Forschungsbereichen zu verstehen, hier aus dem polonistischen und germanistischen.

<sup>2</sup> Vgl. die Arbeiten von polnischen GermanistInnen, beispielsweise BILUT-HOMPLEWICZ 2009a, 2009b, 2012, 2013, BILUT-HOMPLEWICZ/HANUS/SZWED 2015, HANUS 2012, 2015a, 2015b, HANUS/SZWED 2014.

<sup>3</sup> Mehr dazu u.a. BILUT-HOMPLEWICZ (2013), wo die sog. interlinguistische Kontrastivität behandelt wird.

<sup>4</sup> Ausführlicher dazu in GAJDA 2011a: II.

Als selbstständige Forschungsrichtung existiert die Stilistik in Polen seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Und gleich seit ihren Anfängen galt sie Gajda zufolge als Disziplin, die methodologisch stark divergent war (vgl. GAJDA 2001b: 16). In der polonistischen Stilforschung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sind nämlich laut GAJDA (vgl. 1995: 24) all die sich zu der Zeit in Europa entwickelnden Ansätze vertreten, und zwar die deutsche neoidealistische Schule, die französische Schule der Stilistik sowie der Russische Formalismus (die russische formale Schule) und die Prager Schule, ja sogar der semiotisch und textuell ausgerichtete Ansatz Michail Bachtins. Die zwei letzteren sowie Bachtins Paradigma wurden in der germanistischen Stilforschung, zumindest anfangs, gar nicht in Betracht gezogen<sup>5</sup>. Besonders fruchtbar für die polonistische Stilforschung war jedoch die Anregung durch die Prager Schule und deren *Funktionalssprache*. Die Funktionalstile und die Klassifizierung der Stilvarianten<sup>6</sup> haben, wie Gajda betont, „die polnische [polonistische – Z. B.-H./A.H.] linguistisch geprägte Stilistik der Nachkriegszeit beherrscht. Sie [haben] auch eine einigermaßen systematische Beschreibung der einzelnen Funktionalvarianten<sup>7</sup> eingeleitet“<sup>8</sup> (1995: 25). Die polnischen<sup>9</sup> Stilforscher haben die sog. Makrostile [makrostyle] unterschieden und den umgangssprachlichen, den künstlerischen, den wissenschaftlichen, den publizistischen, sowie den Amts- und den religiösen Stil beschrieben. Die strukturalistische und die generative Stilistik, die in den 60er sowie 70er Jahren im deutschsprachigen Raum besonders erfolgreich betrieben wurde, hat bei polnischen Stilforschern keinen erkennbaren Widerhall gefunden, während die funktionalistische Ausrichtung der polonistischen Sprachwissenschaft bis in die 80er Jahre vorherrschend war. Man hat die Regularitäten des Sprachgebrauchs in unterschiedlichen Kommunikationszusammenhängen, die mit einzelnen Bereichen menschlichen Agierens verbunden sind, untersucht (vgl. GAJDA 2013: 21–28). Gajda weist jedoch darauf hin, dass man, etwa seit den 80er Jahren, als sich die Textlinguistik besonders schnell zu entwickeln begann, von einer textorientierten Untersuchung der Funktionalstile spricht (GAJDA 2009: 143).

Die moderne Stilforschung, die im Zeichen der funktionalen Stilistik steht, gilt in der polonistischen linguistischen Forschung als eine Disziplin, die sich mit allen modernen Teilbereichen der Linguistik auseinandersetzt. Sie wird in der polonistischen Forschung als eine integrative Disziplin aufgefasst, die mehrere Subdisziplinen der modernen Linguistik, aber nicht nur, subsumiert und korreliert (vgl. z.B. WITOSZ 2009: 34, GAJDA 2001a: 21) und die einen Nexus mit allen modernen Teilbereichen der Linguistik eingeht, indem sie verschiedenartige Korrelationen zwischen Stil und den für die Text- und Diskursforschung grundlegenden Größen wie Text, Gattung/Textsorte und Diskurs überprüft. Als ein weiterer wichtiger Zug der polonistischen Stilforschung ist ihre methodologische Vielfalt sowie

<sup>5</sup> Die Funktionalstilistik rückt in den Interessenkreis der deutschen Stilforscher erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

<sup>6</sup> Poln.: odmiana stylowa.

<sup>7</sup> Poln.: odmiany funkcjonalne.

<sup>8</sup> Übersetzung aller Zitate und Titel von den Autorinnen.

<sup>9</sup> Gemeint sind hier Polenisten.

eine gewisse Heterogenität und Pluralismus in der von Polonisten geführten Forschung an komplexen und verzweigten Stilfragen<sup>10</sup> hervorzuheben (vgl. GAJDA 2013: 18).

Um die Eigenart der polonistischen Stilforschung abzurunden, gehen wir abschließend noch kurz auf die Frage des Stilbegriffs ein. An dieser Stelle sei eine Anmerkung im Sinne der interlinguistischen Kontrastivität erlaubt. Im germanistischen Sprachraum hat man viele Jahre nach einer ganzheitlichen Definition des Begriffs *Stil* gesucht, bis man zu der Erkenntnis kam, dass es kaum Chancen auf Erfolg gibt. Um mit Fix zu sprechen, so hat es sich „als unmöglich und wohl als unsinnig erwiesen, eine alle Aspekte umfassende Definition für das Phänomen *Stil* zu geben“ (FIX 1990: 7). Gegenwärtig wird daher grundsätzlich auf eine Definition des Begriffs *Stil* verzichtet. Dafür beschreibt man eher und charakterisiert die in Frage kommende Größe. In der polonistischen Stilforschung lassen sich allerdings immer noch Bestrebungen beobachten, eine ganzheitliche Definition des Stilbegriffs zu erarbeiten. In der modernen Forschung wurden zugleich wiederum solche Definitionen verworfen, die den Stil für „eine immanente Texteigenschaft“ (WITOSZ 2009: 38) halten. Der Grund dafür ist, wie es bei Witosz heißt, dass diese komplexe Kategorie nicht zu eng zu fassen ist; die Autorin hebt zugleich die Rolle der kontextuellen Faktoren beim Definieren des Stilbegriffs hervor (vgl. WITOSZ ebd.). Viele StilforscherInnen, darunter auch die VerfasserInnen des hier besprochenen Stilführers, neigen zurzeit dazu, die weit gefasste humanistische (anthropologische) Stilauffassung von Gajda für richtungsweisend anzusehen. Der anerkannte Stilforscher definiert den Stil als Gesamtheit von sprachlichen Verhaltensweisen eines jeden Menschen, die subjektiv, pragmatisch, kognitiv und kulturbedingt sind (vgl. MALINOWSKA et al., 2013: 13). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Text-Stil-Beziehung. Die meisten PolonistInnen beschreiben die Relation zwischen dem Stil und dem Text als Äußerungseinheit als das Allgemeine vs. das Besondere (vgl. z.B. GAJDA 2009:143; BARTMIŃSKI 1981: 36). Mit diesen Beobachtungen sei der Stellenwert der Kategorie *Stil* und die Rolle der Stilforschung innerhalb der Polonistik skizziert und veranschaulicht.

### 3. Zur allgemeinen Charakteristik von zwei polonistischen Werken zur Stilproblematik

Eine synthetisch angelegte Problematisierung der gegenwärtigen Stilforschung ist verständlicherweise kein leichtes Unterfangen. In unserem Beitrag, der keine ins Detail gehende Systematisierung anstrebt, richten wir das Augenmerk in erster Linie auf Arbeiten, die einen festen Bezugspunkt für die ForscherInnen darstellen. Als hilfreich erweisen sich zwei Bände, von denen man erwarten kann, dass in ihnen der state of the art, d. h. die Sachlage der heutigen Stilistik kritisch erfasst wird. Gemeint sind der *Przewodnik po stylistyce polskiej* (*Ein Stilführer durch die polnische Stilistik*<sup>11</sup> (1995), hrsg. von Stanisław Gajda) und der *Style*

<sup>10</sup> Genannt seien an dieser Stelle nicht nur die Anregungen durch den Russischen Formalismus und die Prager Schule, sondern auch gewisse Anknüpfungen an die deutsche pragmatische Stilistik (vgl. z.B. PISARKOWA 1975, 1994, 1998; ŻYDEK-BEDNARCZUK 1994, WOJTAK 2012).

<sup>11</sup> Abgekürzt als SpS.

*współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej (Stile der polnischen Gegenwartssprache. Ein Stilführer durch die polnische Stilistik.*<sup>12</sup> (2013), hrsg. von Ewa Malinowska, Jolanta Nocoń und Urszula Żydek-Bednarczuk). Beide Werke liegen 18 Jahre auseinander. Während SpS als prototypisch für die polonistische Stilistik und für die Stilistik überhaupt bezeichnet werden kann, muss SpS G bei einem germanistischen Forscher, der eine gewisse Systematik und Vereinheitlichung (auch im Hinblick auf die Terminologie) erwartet, bereits auf den ersten Blick einige Fragen auslösen; seine Erwartungen dürften im Hinblick auf die beiden Aspekte nicht ganz erfüllt werden.

Wenn man sich SpS zuwendet, kann man feststellen, dass die Struktur und die Inhalte des Bandes einer den Forschungsstand einer Disziplin darstellenden Überblicksarbeit voll auf genügen. Die Arbeit kann als klassisch bezeichnet werden.

Jedes Kapitel wird von einem anderen Autor verfasst und mit einer Bibliographie versehen. Dem kurzen Vorwort des prominenten Stilforschers Stanisław Gajda folgt das Kapitel desselben Autors über Stil und Stilistik mit allgemeinen Fragen, bezogen auf die polnische Stilistik (S. 11-27). Daran schließt sich eine umfangreiche Bibliographie an (S. 27-52), die die polnische und fremdsprachige Literatur in Übersetzung enthält.

Bogusław Wyderka widmet sich dagegen den Stilmitteln, die er auf verschiedenen Ebenen (Grammatik, Lexik, Text) und mit Berücksichtigung unterschiedlicher Dimensionen erörtert (S. 53-181). Die folgenden Kapitel des Bandes zeigen deutlich, dass sich die polonistische Stilistik den Funktionalstilen verpflichtet fühlt, was nicht nur für die hier besprochene Arbeit charakteristisch ist. In diesem Sinne werden sechs Funktionalstile unterschieden: der umgangssprachliche Stil (Zbigniew Adamiszyn, S. 183-217), der künstlerische Stil (Elżbieta Dąbrowska, S. 2119-362), der Stil der Publizistik (Ewa Szczurek, S. 363-396), der Stil der Wissenschaft (Jerzy Biniewicz/Anna Starzec, S. 397-430), der Amtsstil (Ewa Malinowska, S. 431-448) und schließlich der religiöse Stil (Marzena Makuchowska, S. 449-466). Man kann ohne weiteres feststellen, dass der Band eine Synthese der Stilforschungsergebnisse bietet und dass der interessierte Leser mit der Tradition der (polonistischen) Forschung und mit umfangreichen bibliographischen Angaben bekannt gemacht wird.

Während dieser Band seine Aufgabe erfüllt, einen fundierten Abriss zu offerieren, weist der zweite, 18 Jahre später erschienene Band, SpS G, einen wesentlichen Unterschied im Hinblick auf seine Systematik und seine erweiterte Betrachtungsweise des Stils auf: Und zwar wird hier die mediale Ausprägung und Einbettung des Stils hervorgehoben. Auch der Charakter der Gesamtdarstellung weicht von dem in SpS deutlich ab. Hier wird nicht mehr primär berichtet, sondern die Inhalte werden an vielen Stellen problematisiert, ein breiter Kontext betont und dafür verantwortlich gemacht, auf manche Fragen keine eindeutigen Antworten geben zu können. Die Anfangskapitel scheinen zwar im Sinne des SpS an die allgemeine Charakteristik des Stils, der Stilistik sowie der Funktionalstile anzuknüpfen, es handelt sich hier aber keinesfalls um eine einfache Präsentation des Forschungsstandes, sondern um die Diskussion der Forschungsprobleme oder zumindest um deren Akzentuierung, was sich bereits in den Titeln der einzelnen Unterkapitel spiegelt, um hier nur einige Beispiele zu nennen: 1.3.2. *Stil als...?*, 1.3. *Eine schwere Rückkehr des Stils*, 2.5. *Umgangssprachlichkeit*

<sup>12</sup> Abgekürzt als SpS G.

und die „neue Schriftlichkeit“. Im Vorwort (2013: 13) ist zu lesen, dass Stil gemäß Stanisław Gajdas Auffassung im breiten, also anthropologischen Sinn als die Gesamtheit des sprachlichen Verhaltens des Menschen verstanden wird, das subjektbedingt ist und eine pragmatische, kognitive sowie kulturelle Bedingtheit aufweist. Stilistik wird dagegen als eine integrative Disziplin definiert, die Texte/Diskurse zum Gegenstand hat. Dass der Diskurs im Fokus der Stilistik steht, erscheint aus der Sicht der germanistischen Forschung als ungewöhnlich, erweckt aber zugleich Interesse. Diese Frage wollen wir deshalb, nachdem die Struktur des Gesamtwerkes besprochen wurde, einer gesonderten Analyse (im zweiten, bereits erwähnten Beitrag im vorliegenden Heft) unterziehen.

Das zweite Unterkapitel (S. 19–23) macht deutlich, dass die Stilfeorschung nicht nur ihre Höhen, sondern auch Tiefen erlebte, wobei letztere besonders in der Zeit der pragmatischen Wende eher im Hintergrund standen. Eine Stiltypologie schließt das Kapitel ab. Bei der Aufzählung von Möglichkeiten/Varianten der Stiltypologie erfährt der Leser nicht nur von Funktionalstilen, auch Nationalstile, Generationsstile, typische Stile, offizielle und inoffizielle Stile oder intellektuelle Stile werden erwähnt, wobei Gajda vorschlägt, sich insbesondere den Individualstilen, dem Stil eines konkreten Textes und den typischen Stilen zuzuwenden.

Der Vertiefung stilistischer Fragen widmen sich im zweiten Kapitel (S. 35–59) Aldona Skudrzyk und Jacek Warchala. Sie thematisieren die Umgangssprache und den umgangssprachlichen Diskurs. Der germanistische Leser würde eine solche terminologische Zusammenstellung und die damit verbundenen Inhalte in einem Kapitel nicht erwarten. Anzumerken ist allerdings, dass die Termini synonymisch verwendet werden. Die Position des umgangssprachlichen wird dadurch aufgewertet, was sich aus seiner Konjunktion in der Öffentlichkeit sowie in der Politik- und Medienwelt ergibt.

Von der systematischen Darstellung des SpS weicht das von Stanisław Gajda verfasste 3. Kapitel (S. 61–70) zum wissenschaftlichen Stil ab, in dem sich das Augenmerk auf die sog. „Intellektuelle Aura“ in der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert richtet. Der leitende Terminus *wissenschaftlicher Stil* wird nicht ausführlicher diskutiert. Betont wird jedoch, dass der Terminus *wissenschaftliche Kommunikation* je nach Forschungsrichtung und Zeitpunkt auch unter den Bezeichnungen *wissenschaftlicher Stil*, *wissenschaftlicher Diskurs* bzw. *Wissenschaftssprache* firmiert wird (vgl. S. 65).

Thematisch schließt sich diesem Kapitel das 4. Kapitel *Populärwissenschaftlicher Stil – Stil des populärwissenschaftlichen Diskurses* an (S. 71–110), in dem Anna Starzec die Dichotomie *Stil* und *Diskurs* auf den Prüfstand hebt; die beiden Kategorien werden jedoch nicht auseinandergelassen, sondern als Synonyme gebraucht.

Es ist deutlich zu sehen, dass das folgende Kapitel von Jolanta Nocoń (S. 111–139) nicht mehr dem Prinzip gerecht wird, sich nach Funktionalstilen zu richten. Die Autorin, die den didaktischen Stil und den didaktischen Diskurs zum Gegenstand macht, verzichtet darauf, den Versuch zu unternehmen, beide voneinander zu unterscheiden. Folglich ähneln ihre Definitionen, in denen jeweils die Kommunikationspraxis bzw. der Sprachgebrauch in Interaktionen als Hauptgrößen fungieren, einander stark.

Kapitel 6 (S. 141–177), verfasst von der Literaturwissenschaftlerin Elżbieta Dąbrowska, übernimmt die in der Polonistik praktizierte Argumentation, der zufolge nämlich literarische Texte zum Gegenstand der (text)linguistischen, darunter auch der stilistischen

Betrachtung zu machen (vgl. beispielsweise DOBRZYŃSKA 1974, WITOSZ 2015) und gehört zu einem wichtigen Charakteristikum der polonistischen Forschung. In diesem Falle geht es jedoch um eine literaturwissenschaftliche Befragung der literarischen Texte, so dass diese Perspektive durchaus komplementär zum linguistischen Zugriff anzusehen ist.

Urszula Żydek-Bednarczuk beschäftigt sich mit dem medialen Diskurs (Kapitel 7, S. 179–197). Damit ist im Band der Abschnitt eingeleitet, in dem sich die VerfasserInnen mit medialen Fragen auseinandersetzen. Ab diesem Teil des Bandes wenden sich die weiteren Ausführungen der AutorInnen dem medialen Bereich zu. Deutlich zu betonen ist die Tatsache, dass in dem erwähnten Abschnitt des Bandes auf den Stil als linguistische Kategorie überhaupt nicht eingegangen wird. Gleich in den einleitenden Worten stellt die Autorin fest, dass sie auf die Verwendung der Subkategorie *odmiana stylowa* (Stilvariante) verzichtet und dafür den Terminus *dyskurs medialny* (*der mediale Diskurs*) benutzen wird, weil ihr der erstgenannte Terminus als unzureichend erscheint.

Die weiteren Kapitel der besprochenen Studie weisen eine weitgehende Symmetrie auf. In diesen werden der Pressediskurs (Kapitel 8, Małgorzata Kita, S. 199–288), der Fernsehdiskurs (Kapitel 9, Iwona Loewe, S. 289–311), der Rundfunkdiskurs (Kapitel 10, Małgorzata Kita, S. 313–346) und der Internetdiskurs (Kapitel 11, Urszula Żydek-Bednarczuk, S. 347–379) behandelt. Alle beziehen sich dezidiert auf die mediale Sphäre, jedoch nicht ganz in der Reihenfolge der Entstehung der behandelten Medien. Als berechtigt erscheint somit die Frage, warum hier auf das chronologische Kriterium verzichtet wurde.

Mit der Medienwelt hängt der Werbesektor zusammen, mit dessen Stilfacetten sich Iwona Loewe auseinandersetzt. Hier (Kapitel 12, S. 381–405) wird an SpS angeknüpft, genauer gesagt an das Kapitel *Sprache der Werbung*, in dem expressis verbis zu lesen ist, dass vom Stil der Werbung und nicht vom Werbediskurs gesprochen wird, um in einem Umriss der Arbeiten zum Stil die Textualität der Werbung zu betonen.

Auch von Irena Kamińska-Szmaj (*Komunikacja polityczna – język, styl, dyskurs; Politische Kommunikation – Sprache, Stil, Diskurs*) werden die uns hier interessierenden Termini *Stil* und *Diskurs* thematisiert (Kapitel 13, S. 407–465). Bezeichnend für diesen Abschnitt ist, dass die Autorin die terminologische Vielfalt hervorhebt, die in den Untersuchungen zu politischen Texten herrscht. Kamińska-Szmaj ist eine der wenigen AutorInnen, die in dem Band die Relation Diskurs-Text-Stil problematisiert und für die Zwecke der vorliegenden Arbeit erläutert. Sie formuliert die Frage, welche methodologischen Konsequenzen es nach sich zieht, ein Forschungsfeld als politischen Diskurs zu bezeichnen, wovon in unserem zweiten Beitrag in diesem Band die Rede sein wird.

Den Band schließen zwei Kapitel ab, die mit dem medialen Bereich nichts zu tun haben. Das vorletzte Kapitel *Styl – dyskurs – komunikacja urzędowa* (*Stil – Diskurs – Amtskommunikation*) (S. 467–486), das die Thematik der Funktionalstile behandelt, würde sich besser der Thematik des Anfangsteils anschließen. Auch hier wird an SpS angeknüpft und die Übereinstimmung von Forschungspositionen im Hinblick auf die grundlegenden Charakteristika des Amtsstils wie Direktivität, Unpersönlichkeit, Präzision und Standardisierung konstatiert. Ewa Malinowska betont die Komplexität der institutionellen Kommunikation, die einen komplexen Sprachgebrauch impliziert. Dieser Abschnitt wird aber

um zusätzliche Bemerkungen zu den Veränderungen in der institutionellen Kommunikation nach 1989 bereichert.

Die Arbeit schließt Kapitel 15 (S. 487–528) von Marzena Makuchowska zum *Styl religijny* (*Der religiöse Stil*) ab. Hier wird ebenfalls der *Terminus des religiösen Diskurses* in Anschlag gebracht.

#### 4. Synthetisches zum Band SpS G

Bevor auf die auffallende Relation Stil – Diskurs im bereits angekündigten Beitrag eingegangen wird, seien einige charakteristische Züge des Bandes synthetisch dargelegt.

1. Die Arbeit fokussiert stark auf mediale Aspekte und den Diskurs, wodurch sie den modernen Herangehensweisen der interdisziplinären Forschung gerecht zu werden scheint. Dass hier einiges kritisch anzumerken ist, wird die weitere Analyse zeigen.
2. Es ist zu begrüßen, dass in dem Band die Problematik der Sprache/des Sprachgebrauchs in Medien präsent ist, wobei gesagt werden muss, dass in der polonistischen Forschung die Medienlinguistik als (Teil)Disziplin noch nicht so stark wie im germanistischen Sprachraum entwickelt wurde.
3. Die Struktur der Arbeit ähnelt einem Sammelband, in dem die AutorInnen einen breiteren Spielraum haben, sich in ihren Beiträgen zu äußern und eigene Perspektiven zur Sprache zu bringen. So akzentuieren den Band größtenteils individuelle wissenschaftliche Vorlieben.
4. Diese Freizügigkeit der AutorInnen muss vor dem Hintergrund der polonistischen Text- und Diskursforschung betrachtet werden. Sie korreliert mit der Bemerkung von Bożena WITOSZ (2007) über den terminologischen Pluralismus in der polonistischen Textlinguistik, der auch für den besprochenen Band zutrifft. Bezeichnenderweise wird der besagte Pluralismus von der Autorin keiner Kritik unterzogen, sie ist vielmehr der Meinung, dass ein solcher die Frage der Zeit ist und dass sich in Zukunft bestimmte Termini durchsetzen werden. Auch Maria WOJTAK (2014) thematisiert den angesprochenen Punkt in ihrer Buchbesprechung. Einem germanistischen Linguisten fällt vor allem die von Wojtak (ebenda) erwähnte Frage der uneinheitlichen Terminologie auf, die die Autorin als etwas Natürliches im Hinblick auf den (über-)komplexen Forschungsgegenstand betrachtet. Als Ziel des Bandes bestimmt Wojtak die Darstellung von Stilvarianten in der modernen polnischen Sprache aus der Perspektive der Textgattungsforschung und Textsortenlinguistik. Es handelt sich dabei um eine Übersicht über die bisher entstandenen Arbeiten, ihre Interpretation im Hinblick auf inhaltliche und methodologische Fragestellungen, eine Art Bilanz, wie die Autorin sagt, der diffusen und unkoordinierten Forschung (S. 490) sowie die Bestimmung der Forschungsaufgaben (S. 489–490). Wojtak bezeichnet die Verschiedenheit der Konzeptionen von einzelnen Beiträgen als Vorteil des Bandes, den sie auf individuelle kreative Vorschläge seiner AutorInnen zurückführt. Im deutschsprachigen Raum wird in einem solchen Falle eine viel stärkere Einheitlichkeit angestrebt, d. h. die AutorInnen einer vergleichbaren

Studie sind verpflichtet, die präsentierte Methodologie darzulegen und die verwendeten Termini zu bestimmen, was bei der terminologischen Vielfalt sehr wichtig ist. Dass es nicht immer möglich ist, einen Konsens zu erreichen, ist selbstverständlich, die Differenzen werden jedoch thematisiert und diskutiert. Man kann somit den AutorInnen im Hinblick auf den polonistischen Usus nicht vorwerfen, dass sie Einheitlichkeit nicht anstreben würden; es wäre jedoch zu erwarten, dass ein komplexer Forschungsgegenstand wie Diskurs, der so unterschiedlich aufgefasst wird, zudem ein dem Wandel unterliegendes Phänomen wie Stil, der im Mittelpunkt der Betrachtung steht, in einzelnen Kapiteln genauer festgelegt würden. Um es auf den Punkt zu bringen: Ein germanistischer Forscher würde wohl erwarten, dass ein solcher Band durch eine stärkere Systematik zusammengehalten wird und sich der Inhalt nach einer stringenten Konzeption ausrichtet. Die polonistische Forschung lässt jedoch eine individuellere Gestaltung zu.

5. Die Struktur der Gesamarbeit spiegelt eine bestimmte Tendenz in der polonistischen Forschung wider. Die bis jetzt dominierenden Funktionalstile werden im großen Maße durch die Untersuchung von verschiedenen Medienbereichen ersetzt. Dies zeigt, dass Medienstile bzw. Mediendiskurse an Bedeutung gewinnen.
6. Man kann sich nur WOJTAK (2014) anschließen, wenn sie schreibt, dass es der Arbeit an Diskussion zu Varianten der modernen polnischen Sprache ermangelt, wie sie beispielsweise bei Jerzy BARTMIŃSKI (1991) zu finden ist. Das Buch hätte gerade für die genannte Problematik ein entsprechendes Diskussionsforum werden können. Wie aber Wojtak zu Recht anmerkt und wie hier bereits mehrmals betont wurde, hatten die einzelnen Autoren einen großen Themen- und Argumentationsspielraum zur Verfügung. Dies führte einerseits dazu, dass sie ihren persönlichen Neigungen und ihrer Kreativität freien Lauf lassen konnten, andererseits sind bei einer solchen Voraussetzung keine methodologisch ausgearbeiteten Lösungen für das Gesamtwerk zu erwarten. Es geht dabei nicht nur um die Diskussion zur Festlegung einzelner Stilvarianten in der modernen polnischen Sprache, sondern auch um die Relation zwischen diesen, sowie auch um die Relation zwischen Text, Stil und Diskurs, die in der polonistischen Forschung immer häufiger thematisiert wird (vgl. z.B. WOJTAK 2011, 2015), WITOSZ 2009, 2012). Mit dieser Relation werden wir uns im bereits erwähnten zweiten Beitrag in diesem Heft auseinandersetzen.

## Literatur

- BARTMIŃSKI, Jerzy (1981): Derywacja stylu. In: BARTMIŃSKI, Jerzy (Hg.): *Pojęcie derywacji w lingwistyce*. Lublin.
- BARTMIŃSKI, Jerzy (1991): Odmiany a style języka. In: GAJDA, Stanisław (Hg.): *Wariancja w języku. III Opolskie Spotkania Językoznawcze, Szczedrzyk 10-11. 10.1989 r.* Opole, 11-16.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2009a): Lingwistyka tekstu w Polsce i w Niemczech – próba bilansu. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / CZACHUR, Waldemar / SMYKAŁA, Marta (Hg.): *Lingwistyka tekstu w Polsce i w Niemczech. Pojęcia, problemy, perspektywy*. Wrocław, 325-341.

- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2009b): Sind Diskurs und diskurs terminologische Tautonyme? Zu Unterschieden im Verstehen der Termini in der deutschen und polnischen Linguistik. In: HENN-MEMMESHEIMER, Beate / FRANZ, Joachim (Hg.): *Die Ordnung des Standards und die Differenzierung der Diskurse. Akten des 41. Linguistischen Kolloquiums in Mannheim 2006*. Frankfurt/Main, 49-59.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2010a): Tautonomia terminologiczna? Kilka uwag o użyciu terminów „Diskurs” i „diskurs” w językoznawstwie niemieckim i polskim. In: OŻÓG, Kazimierz (Hg.): *Słowo. Studia językoznawcze* 1/2010. Rzeszów, 21-33.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2010b): Wie viel Stilistik in der Textlinguistik? Anmerkungen zur Thematisierung der Stilistik in der deutschen und polnischen Forschung. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / MAC, Agnieszka / SMYKAŁA, Marta / SZWED, Iwona (Hg.): *Text und Stil. (Studien zur Text- und Diskursforschung)*. Frankfurt/Main, 99-114.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2012): Perspektivität bei der Charakterisierung einer linguistischen Disziplin. Zu einigen nicht nur terminologischen Unterschieden in der germanistischen und polonistischen Textlinguistik. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* 20, 19-33.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2013): *Prinzip Perspektivierung. Germanistische und polonistische Textlinguistik – Entwicklungen, Probleme, Desiderata*. Bd. 1. Germanistische Textlinguistik. Frankfurt/Main.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / HANUS, Anna / SZWED, Iwona (2015): Zwischen Bachtin und Beipackzettel: Polonistische Textsortenlinguistik in der Übersetzung für deutschsprachige Adressaten. In: BERDYCHOWSKA, Zofia / KOŁODZIEJ, Robert / ZARYCHTA, Paweł (Hg.): *Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten*. Heft 4/2015, 17-30.
- DOBRYŃSKA, Teresa (1974): *Delimitacja tekstu literackiego*. Wrocław.
- EROMS, Hans-Werner (2008): *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin.
- FIX, Ulla (1990): Die Kategorie Stil als theoretisches Problem: Zur Einführung. In: FIX, Ulla (Hg.): *Beiträge zur Stiltheorie*. Leipzig, 7-18.
- GAJDA, Stanisław (1982): *Podstawy badań stylistycznych nad językiem naukowym*. Warszawa.
- GAJDA, Stanisław (1995): Styl i stylistyka. Zagadnienia ogólne. In: GAJDA, Stanisław (Hg.): *Przewodnik po stylistyce polskiej*. Opole.
- GAJDA, Stanisław (2001a): Stylistyka funkcjonalna, stylistyka pragmatyczna. In: WITOSZ, Bożena (Hg.): *Stylistyka a pragmatyka*. Katowice: Prace naukowe Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach, 15-22.
- GAJDA, Stanisław (2001b): Stylistyka polska i stylistyka w Polsce. Wstęp – Stylistyka polska. In: KURKOWSKA, Halina / SKORUPKA, Stanisław: *Stylistyka polska. Zarys*. Warszawa.
- GAJDA, Stanisław (2009): Gatunki wypowiedzi i genologia. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / CZACHUR, Waldemar / SMYKAŁA, Marta (Hg.): *Lingwistyka tekstu w Polsce i w Niemczech. Pojęcia, problemy, perspektywy*. Wrocław, 135-147.
- GAJDA, Stanisław (2013): Teoria stylu i stylistyka. In: MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.): *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*. Kraków, 15-18.
- HANUS, Anna (2012): Czy „gatunek” to „rodzaj”? W gąszczu genologii polonistycznej i germanistycznej. In: GAJDA, Stanisław (Hg.): *Stylistyka XXI*. Opole, 319-333.
- HANUS, Anna (2015a): Gdzie krzyżują się drogi w polonistycznym i germanistycznym rozumieniu stylu? In: MALINOWSKA, Ewa (Hg.): *Stylistyka XXIV*. Opole, 422-443.
- HANUS, Anna (2015b): Wie werden Stil, Gattung, Text und Diskurs in der Polonistik positioniert? Grundbegriffe der Text- und Diskursforschung im deutsch-polnischen Vergleich – dargestellt aus

- dem Blickwinkel eines germanistischen Forschers. In: MALINOWSKA, Ewa (Hg.) *Studia Germanica Gedanensia* 33, 176–193.
- HANUS, Anna / SZWED, Iwona (2014): Przekład tekstu naukowego na tle lingwistycznych badań polonistycznych i germanistycznych. In: MALINOWSKA, Ewa (Hg.): *Stylistyka XXIII*. Opole, 357–375.
- MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.) (2013): *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*. Kraków.
- PISARKOWA, Krystyna (1975): *Składnia rozmowy telefonicznej*. Wrocław.
- SOWINSKI, Bernhardt (1999): *Stilistik. Stiltheorie und Stilanalyse*. Stuttgart. Weimar.
- WITOSZ, Bożena (2007): Lingwistyka tekstu – stan aktualny i perspektywy. In: *Poradnik Językowy* 7, 3–19.
- WITOSZ, Bożena (2009): *Dyskurs i stylistyka*. Katowice.
- WITOSZ, Bożena (2012): Od kategorii stylu funkcjonalnego do wieloaspektowych badań dyskursu. In: ULICKA, Danuta / BOLECKI, Włodzimierz (Hg.): *Strukturalizm w Europie środkowej i wschodniej. Wizje i rewizje*. Warszawa, 323–339.
- WITOSZ, Bożena (2015): *Grundlagen der Textsortenlinguistik*. Frankfurt/Main u.a.
- WOJTAK, Maria (2011): O relacjach dyskursu, stylu, gatunku i tekstu. In: CZACHUR, Waldemar / BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (Hg.): *tekst i dyskurs (text und diskurs- 4)*. Warszawa, Rzeszów, 69–78.
- WOJTAK, Maria (2012): Stylistyka w ujęciu lingwistów z Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie. In: PELCOWA, Halina / WOJTAK, Maria (Hg.): *Słowa – Style – Metody*. Lublin, 261–278.
- WOJTAK, Maria (2014): Book Reviews: MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.): *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*. In: MALINOWSKA, Ewa (Hg.): *Stylistyka XXIII*. Opole, 489–502.
- WOJTAK, Maria (2015): Zur Relation von Diskurs, Stil, Gattung und Text. In: HANUS, Anna / BÜTTNER, Ruth (Hg.): *Galizien als Kultur- und Gedächtnislandschaft im kultur-, literatur- und sprachwissenschaftlichen Diskurs. Studien zur Text- und Diskursforschung*. Frankfurt/Main, 361–373.
- ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (1994): *Struktura tekstu rozmowy potocznej*. Katowice.

Zofia Bilut-Homplewicz / Anna Hanus  
Universität Rzeszów

## Stil, Diskurs und ihre relationale Positionierung – Anmerkungen zu zwei Vademekums der polonistischen Stilistik aus germanistischer Sicht

**Style, discourse and their positioning. Comments on two fundamental works in the field of Polish stylistics from the perspective of German linguistics studies.** – Recently, the number of bilingual or even multilingual contrastive text and discourse analyses has been on the rise in Europe. Attempts are being made to grasp the common features as well as dissimilarities in terms of several specific linguistic phenomena, often demonstrated against the broader background of social and cultural contexts.

However, contrastive analyses encompassing two parallel linguistic disciplines in two different fields of study are still in the initial phase.

The authors of this article carry out the contrastive analysis of the selected aspects of the Polish and the German linguistics. In this context, the analysis of relative positioning of style and discourse, as presented in the two fundamental publications on Polish stylistics from the German linguistics perspective seems to be the most interesting one. Reciprocal references between style and discourse are also discussed against the background of cognitive traditions in the two areas of study.

The authors also bring up a question to what extent the two aforementioned guides to the Polish style, widely considered to be representative, embark on fundamental questions on style as such as well as some notions in the field of stylistics and research traditions in the given field.

**Keywords:** the Polish language style studies, style, discourse, interlingual contrastive analysis

**Styl, dyskurs i ich pozycjonowanie – uwagi na temat dwóch podstawowych dzieł z zakresu stylistyki polonistycznej z perspektywy badań germanistycznych.** – Praca jest kontynuacją zamieszczonego w tym zeszycie artykułu pt. „Zwei polonistische ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik: Anmerkungen aus germanistischer Perspektive“. Wielojęzycznych analiz kontrastywnych z zakresu badań nad tekstem i dyskursem na gruncie europejskim stale przybywa. Podejmowane są próby uchwycenia cech wspólnych, ale i różnic dotyczących poszczególnych zjawisk językowych ukazywanych często na szerszym tle społecznym i kulturowym. Jednakże analizy kontrastywne obejmujące dwie analogiczne dyscypliny lingwistyczne w różnych obszarach badawczych znajdują się nadal jeszcze w początkowej fazie rozwoju.

W niniejszym artykule autorki poddają analizie kontrastywnej wybrane aspekty lingwistyki polonistycznej i germanistycznej. Szczególnie interesujące w tym kontekście wydaje się przeanalizowanie relacyjnego pozycjonowania stylu i dyskursu w dwóch podstawowych publikacjach polonistycznych z zakresu badań nad stylem z perspektywy badań germanistycznych oraz przedyskutowanie i objaśnienie tła wzajemnych odniesień obu wymienionych kategorii z uwzględnieniem tradycji poznawczych tych obszarów badawczych.

W pracy autorki skupiają się ponadto na próbie znalezienia odpowiedzi na pytanie, na ile wymienione dwa przewodniki z zakresu badań nad stylem, określane przez polonistów jako reprezentatywne, podejmują fundamentalne kwestie pojęcia stylu, a także zagadnienia z zakresu stylistyki, historii badań nad stylem oraz tradycji badawczych tej dyscypliny.

**Słowa kluczowe:** polonistyczne badania nad stylem, styl, dyskurs, kontrastywność, kontrastywność interlingwistyczna

## 1. Stil und Diskurs im *Stile der polnischen Gegenwartssprache. Stilführer durch die polnische Stilistik*<sup>1</sup>

Der vorliegende Beitrag versteht sich als Fortsetzung des in diesem Band veröffentlichten Aufsatzes *Zwei polonistische ‚Cicerone‘ durch die polnische Stilistik: Anmerkungen aus germanistischer Perspektive*. Im ersten Abschnitt wird auf die auffallenden Charakteristika von SpS G eingegangen, da die Analyse des ersten Bandes nur die Erkenntnis bringt, dass es darin, wie bereits gezeigt, keine für die interlinguistische Kontrastivität interessanten Phänomene gibt. SpS thematisiert, verallgemeinert gesprochen, verschiedene Stilebenen und damit auch verschiedene Stildimensionen.

Im Folgenden richtet sich unser Augenmerk auf die Relation zwischen den Kategorien *Stil* und *Diskurs*. Was bereits bei der flüchtigen Lektüre des Gesamtbandes auffällt und sich dann nach der eingehenden Lektüre bestätigt, ist die Tatsache, dass im Hinblick auf die (neuen) Medien meist vom Diskurs gesprochen wird (vgl. allein die Titel der Kapitel 7-11). Im Übrigen wird der Terminus *Stil* gebraucht und in manchen Beiträgen entweder mit *Diskurs* in Beziehung gesetzt oder mit *Diskurs* austauschbar verwendet.

Irena Kamińska-Szmaj ist eine der wenigen BeiträgerInnen, die auf diese Relation explizit eingeht und sie mit Bezug auf das Erörterungsvorhaben erläutert. Sie formuliert die Frage, welche methodologischen Konsequenzen es nach sich zieht, ein Forschungsfeld als politischen Diskurs zu bezeichnen. Mit van Dijk (2001) sieht sie diese Deklaration der Erweiterung des Forschungsfeldes auf drei Kommunikationsdimensionen: dem Sprachgebrauch, der Übertragung von Ideen und der Interaktion in gesellschaftlichen Situationen. Es geht dabei um den Einsatz von entsprechenden Forschungsprozeduren und vor allem um eine Analyserichtung. Letztere kann mit dem Kommunikationsereignis beginnen und zum Ergebnis übergehen oder auch umgekehrt (S. 410). Die Bezeichnung *Politischer Diskurs* – so Kamińska-Szmaj – ist als ein Diskurstyp zu verstehen, der nach dem thematischen Kriterium und nach den gesellschaftlichen Rollen der Kommunikationsteilnehmer unterschieden wird (S. 410). Die Autorin äußert sich auch zur Hierarchie der Diskurse, indem sie den ideologischen Diskurs auf der höchsten Stufe ansiedelt, weil dieser, wie sie schreibt, beinahe alle Diskurse organisiert. Im Rahmen dieser Menge wird der politische Diskurs erwähnt, der neben Diskursen wie dem religiösen, dem wissenschaftlichen oder dem edukativen in Erscheinung tritt. Schließlich merkt die Autorin an, dass die Typologie der politischen Diskurse in Form eines umfangreichen, mit Netzen durchsetzten Modells dargestellt werden kann. Es ist somit deutlich zu sehen, dass Kamińska-Szmaj den Begriff des Diskurses entsprechend der polonistischen Forschung im Sinne der Kommunikationssphäre (hier Politik) auffasst. Ein so verstandener Diskurs steht dem Funktionalstil nahe, was natürlich

---

<sup>1</sup> Originaltitel: *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*, abgekürzt: SpS G.

nicht heißt, dass die Einteilung der Funktionalstile von den Prager Strukturalisten direkt übernommen wird.

In anderen Beiträgen wird der Begriff *Diskurs* kaum gedeutet, oft wird er mit dem Begriff *Stil* austauschbar verwendet. Für ein solches Verfahren kann es, wie die Lektüre deutlich macht, eine plausible Erklärung geben. Die AutorInnen gebrauchen den Terminus *Diskurs* nicht im Sinne eines strikt festgelegten theoretischen Ansatzes, sondern im Sinne von Einflüssen, zu denen auch der des sog. elaborierten Kodes gehört, dem zufolge der Diskurs als Abhandlung über ein bestimmtes Thema bzw. als die entsprechende Diskussion verstanden wird. Und sie kombinieren dann den Terminus, wie bereits gesagt, mit einem bestimmten Kommunikationsbereich und mit Texten, die in diesem Bereich auftreten. So überlagern sich in dieser Gebrauchweise mehrere Ansätze und sind kopräsent: der Einfluss der funktionalen Stilistik, der Textlinguistik, teilweise auch der sich im Westen entwickelnden Diskurslinguistik sowie der Einfluss des elaborierten Kodes. Wenn man sich das vergegenwärtigt, kann man die in dem Band vorherrschende Austauschbarkeit der beiden Termini *Stil* und *Diskurs* besser erklären, was nicht heißt, dass eine solche Austauschbarkeit keine Begründung erfordert. Die Deutung bleibt jedoch dem Leser überlassen.

Es sei an dieser Stelle festgehalten: In der polonistischen Forschung verändert sich der Terminus *dyskurs* diachronisch, jedoch in beinahe allen Verwendungsweisen schwingt grundsätzlich seine Bedeutung als Text im Kontext mit. In der germanistischen Forschung dagegen wurde der Terminus *Diskurs* zwar auch in diesem Zusammenhang verwendet, jedoch nur in der Anfangsphase der Diskursforschung. Dominant sind Diskursverständnisse, die eine starke Orientierung an Foucault (vgl. z.B. HEINEMANN 2011) zeigen und somit eine gesellschaftsarchäologische Prägung aufweisen (etwa das Reden über Terrorismus, Devianz, Atomenergie etc.). Texte/Aussagen fungieren in ihnen als Komponenten des Diskurses, jedoch eben nur seine Komponenten, während in der polonistischen Forschung vom Text ausgegangen und seine kontextuelle, gesellschaftliche Einbettung hervorgehoben wird, wie es beispielsweise bei Maria WOJTAK (vgl. u.a. 2011) der Fall ist. Sie fasst den Diskurs entsprechend als eine Art der Kommunikationspraxis auf. Ein solches Verständnis des Diskurses ist zwar mit den germanistischen Herangehensweisen, die die gesellschaftsgenerative Kraft des Diskurses in den Mittelpunkt stellen, kompatibel, aber der sprachliche Faktor (Aussagen, Texte) wird dort eben nicht so stark hervorgehoben. Sprachliches ergibt sich in ihnen aus dem Diskurs selbst, es ist durch den Diskurs determiniert. Wojtak hebt dagegen gleichzeitig die Textsortenspezifität sowie den Stil des Diskurses hervor, die in die Untersuchung als notwendige Ebenen einbezogen werden müssen (ebenda). Eine solche Perspektive berechtigt die Autorin dazu, die fundamentalen Kategorien *Diskurs*, *Stil*, *Textsorte/Gattung* und *Text* relational zu betrachten (vgl. WOJTAK 2011, 2015<sup>2</sup>), was jedoch ein gesondertes komplexes Thema darstellt, das hier nicht behandelt werden kann.

Eine partielle Übereinstimmung mit polonistischen Diskursauffassungen zeigt die textlinguistisch orientierte germanistische Diskurslinguistik, für die Texte/Aussagen zentrale Zugriffsobjekte darstellen, verständlicherweise unter der Berücksichtigung ihrer gesellschaftlich determinierten Einbettung. Das thematische Kriterium fungiert hier jedoch

<sup>2</sup> Es handelt sich hier um die Übersetzung des Beitrags von WOJTAK (2011).

als ein wesentliches Kriterium, so dass ein Diskurs als eine Textmenge/Aussagenmenge zu einem gemeinsamen Thema angesehen wird (vgl. u.a. ADAMZIK 2001, HEINEMANN 2005, BILUT-HOMPLEWICZ 2013).

## 2. Wie viel Stil im *Stilführer durch die polnische Stilistik* und im *Stilführer durch die polnische Stilistik*? Stile der polnischen Gegenwartssprache

Wenn man an Stil denkt, denkt man auch an die unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zum Stil, an die textuellen Voraussetzungen, die Wahlmöglichkeiten, an Bedingungen, die in verschiedenen Kommunikationsbereichen gelten, an das stilistische Potenzial und Stilfiguren, die nicht nur in literarischen, sondern so gut wie in allen Texten zu finden sind.

Die Titel der beiden polonistischen Bände zu Stilfragen *Przewodnik po stylistyce polskiej* [*Ein Stilführer durch die polnische Stilistik*] und *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej* [*Stile der polnischen Gegenwartssprache. Ein Stilführer durch die polnische Stilistik*] lassen erwarten, dass eine Art Wissenskompendium zur linguistischen Stilerfassung und den einzelnen Richtungen in der modernen polonistischen Stilfeorschung geboten wird. Zumindest GermanistInnen und LeserInnen, die in der deutschsprachigen Forschungskultur aufgewachsen bzw. in ihr beheimatet sind, kommt bei dem Titel *Stilführer* ein Handbuch zu grundlegenden Stilfragen mit begrifflichen Abgrenzungen der Termini *Stil* und *Stilistik*, ein praktisches Wissenskompendium zum Gebrauch von Stilmitteln samt Anwendungsbeispielen in den Sinn. Denn sogar strikt wissenschaftliche Abhandlungen wie die von SOWINSKI (1982), (1999), SANDIG (1986), EROMS (2008) sind nicht nur theoretisch, sondern auch praxisnah ausgerichtet.

Wie viel Stil und Stilistik kommt also in den beiden genannten Abhandlungen zum Ausdruck? Die folgende Analyse versteht sich als ein Versuch, die bereits erwähnte Frage zur Präsenz von Stil und Stilistik in den beiden Bänden auf einer Skala der Häufigkeit zu verorten.

Hinreichend besprochen werden grundlegende Fragen zu Stil und Stilistik im ersten *Stilführer* (1995). Hier wird sowohl auf die Entwicklung der Stilistik zu einer selbstständigen Disziplin, auf die Tradition der europäischen und polonistischen Stilfeorschung sowie auf terminologische Fragen zu Stil und Stilistik eingegangen. Es werden unterschiedliche Stilauffassungen, darunter die eng, wie die weit gefassten charakterisiert und bewertet, wobei auch darauf hingewiesen wird, dass die Forscher gegenwärtig dazu neigen, Stil in seiner weit gefassten Bedeutung zu begreifen und anzuwenden (vgl. 1995: 26). Darüber hinaus finden sich Schilderung und Charakterisierung sprachlicher und außersprachlicher Stilmittel sowohl aus dem künstlerischen Bereich als auch aus dem der Gebrauchstexte. Es wird überdies, obwohl lediglich sehr spärlich und begrenzt, auf Stilvarietäten wie Soziolekte und Regiolekte hingewiesen. Viel Platz bekommen einzelne funktionale Varietäten des Polnischen. Diese werden zuerst kurz geschildert und dann in separaten Kapiteln näher besprochen. Es ist leicht zu erkennen, dass sich die einzelnen Autoren an den Funktionalstilen orientiert haben. Da bei verschiedenen Autoren die Zahl der Stile schwankt, die einzelnen funktionalen Varietäten unterschiedlich benannt, ja sogar die Grenzen der einzelnen Funktionalstile nicht einheitlich gezogen werden, wird auch in diesem Fall individuell auf die

Unterscheidung von Funktionalstilen eingegangen. Gewisse Abweichungen von der allgemein bekannten Klassifizierung von Riesel (vgl. RIESEL 1963) lassen sich nicht nur in der Benennung der einzelnen Stile, sondern auch in ihrer Anzahl verzeichnen. Es wird nämlich eine weitere funktionale Varietät des Polnischen unterschieden und zwar die des *religiösen Stils*.

Im Vergleich zu dem relativ homogenen SpS-Band ist der SpS G-Band, was die Frequenz der Termini *Stil* und *Stilistik* sowie die Behandlung der Stilfragen anbelangt, durch die individuellen Herangehensweisen einzelner Autoren geprägt. Kennzeichnend für SpS G ist nämlich, was in unserem bereits erwähnten Beitrag aus diesem Heft angesprochen wurde, dass dort an Stilfragen durchaus individuell und autorenspezifisch herangegangen wird und einzelne Phänomene und Inhalte nicht geschildert, sondern eher problematisiert werden.

Den Eklektizismus, der sich in den Herangehensweisen sowie in der Erläuterung der Zusammenhänge zwischen den für die Disziplin bedeutenden Schlüsselbegriffen äußert, versuchen die Herausgeberinnen in der Einleitung zu erklären. Als Grund dafür wird von ihnen der Facettenreichtum des Untersuchungsobjektes genannt.

Angesichts der Heterogenität der einzelnen Herangehensweisen an die Stilproblematik kehren wir aber zu der Frage zurück, wie die zu untersuchenden Inhalte des Bandes auf der Skala der Stilthematisierung, Stilerfassung und Stilfragenbehandlung anzuordnen sind.

Im ersten Kapitel (S. 15–34) widmet Stanisław Gajda, der Herausgeber des ersten Stilbandes, der Stilproblematik noch relativ viel Aufmerksamkeit. Auch die Termini *Stil* und *Stilistik* kommen in dem Kapitel vergleichsweise häufig vor und werden nicht mit der Modebezeichnung *Diskurs* ausgetauscht.

Der Autor verzichtet jedoch auf eine Klärung fundamentaler Fragen der klassischen Stilforschung, er diskutiert auch nicht die aktuellen Fragen der modernen Stilistik in Anknüpfung an die traditionellen Ansätze der Disziplin. Gajda setzt sich stattdessen mit philosophischen Fragen zur Stilforschung auseinander und warnt vor dem vorherrschenden Relativismus und Pluralismus, die dazu führen, dass einzelne Wissenschaftler sowie Forschungsgruppen immer weniger auf Forschungsergebnisse anderer Disziplinen und anderer Forscher achten, was zu einem gewissen Forschungschaos und einer Unordnung in der Linguistik führt. Seine Ausführungen zu den uns interessierenden Phänomenen schließt der anerkannte Stilforscher mit Überlegungen zu Stiltypologie ab. Der Autor zählt zahlreiche Möglichkeiten/Varianten der Stiltypologie auf. Genannt seien: Nationalstile, Generationsstile, typische Stile<sup>3</sup>, offizielle und inoffizielle Stile oder Intellektuellenstile. Gajda schlägt aber vor, eine besondere Aufmerksamkeit den Individualstilen, dem Stil eines konkreten Textes und den typischen Stilen zu schenken und sich auf die Erforschung der genannten Typologien zu konzentrieren.

---

<sup>3</sup> Unter den typischen Stilen versteht GAJDA (vgl. S. 27) die drei aus der Antike bekannten Stilebenen: den hohen, den mittleren und den niederen Stil sowie den gesprochenen und den geschriebenen Stil, den offiziellen und den inoffiziellen Stil, Gattungsstile, Funktionalstile, Nationalstile, Generationsstile, Epochenstile, den Männerstil und den Frauenstil, die Intellektuellenstile, Stile einzelner Kunstrichtungen und jene der Forschungsansätze.

In dem Zusammenhang wäre es wohl angebracht, auf einige terminologische Unterschiede hinzuweisen, was die polonistische und die germanistische Stilforschung anbetrifft. Gajda äußert sich in seinem vorletzten Unterkapitel zu Untersuchungen im Bereich der Makro- und der Mikrostilistik. In der germanistischen Forschungstradition begegnet man analogen/gleichwertigen Termini, und zwar *Mikrostilistik* und *Makrostilistik* (vgl. z.B. RIESEL/SCHENDELS 1975; SOWINSKI 1983). Es wäre jedoch ein großer Fehler, diese Ausdrücke mit den polnischen gleichzusetzen und als gleichwertig zu deuten. In der polonistischen Tradition ist Mikrostilistik als „Stilistik der sprachlichen Stilmittel“ (S. 21) [stylistyka środków językowych] zu verstehen. Unter Makrostilistik versteht man hingegen Stilistik, die sich mit „einzelnen Stilen und Stilsystemen“ [poszczególne style i systemy stylowe] beschäftigt (GAJDA 2013: 21). In der germanistischen Stilforschung betrachtet die Mikrostilistik vor allem die Ebene des Satzes, widmet sich somit eingehenden Analysen von Stilelementen im begrenzten Kontext eines Satzes. Sie ist somit auf traditionelle Ausdrucksformen bedacht. Die Makrostilistik bezieht sich dagegen auf satzübergreifende Stilelemente bis hin zu der stilistischen Qualität ganzer Texte. So ist sie als satzübergreifend und texterfassend zu verstehen (vgl. SOWINSKI 1999: 71). Mit Sicherheit lässt sich in diesem Zusammenhang also festhalten, dass wir es hier mit terminologischen Tautonymen zu tun haben, auf die bei kontrastiven Analysen (gemeint ist die sog. interlinguistische Kontrastivität, vgl. BILUT-HOMPLEWICZ 2013: 7ff.) besonders zu achten ist.

Ganz oben auf der Skala zur Stilproblematik platziert sich das Kapitel zum Stil des Alltagsverkehrs. Die Verfasser des Kapitels, Aldona Skudrzyk und Jacek Warchala (S. 35-59), richten sich mit Sicherheit nach der Unterscheidung von den in der Polonistik so gern behandelten Funktionalstilen, wenn sie das Thema der Umgangssprache und des umgangssprachlichen Diskurses behandeln. Wir können nämlich beobachten, dass sie die Funktionalstile für die Kennzeichnung von Kommunikationsbereichen verwenden und sie auch direkt für Texttypologien übernehmen. So fungieren hier Textsorten als kommunikative Konkretisierungen des jeweiligen Funktionalstils (vgl. WOJTAK 2004: 25). In dem Artikel wird mit einer detaillierten Präsentation des Forschungsstandes zur Umgangssprache und einer breiten Palette von Definitionen des Begriffs mit sorgfältiger Besprechung der definitorischen Nuancen angefangen. Im weiteren Verlauf werden die wichtigsten Standpunkte der polonistisch orientierten Linguisten zum Forschungsbereich und Verständnis des genannten Phänomens eingehend dargeboten, und es wird auf das Vordringen der Umgangssprache in den öffentlichen Raum und insbesondere in die Politik- und Medienwelt hingewiesen. Man vermisst jedoch die Thematisierung der Anwendung von Stilmitteln innerhalb des Kommunikationsbereiches. An dieser Stelle muss aber unbedingt noch auf die aus germanistischer Perspektive unübliche Aneinanderreihung der Termini *Stil* und *Diskurs* im Titel hingewiesen werden. Aus dem Kontext lässt sich erschließen, dass die beiden Termini hier synonymisch verwendet werden. Eine Erklärung seitens der Verfasser, warum dies geschieht, bleibt jedoch aus.

Relativ gründlich und detailliert wird auch auf das Thema des populärwissenschaftlichen Stils, wohl als Varietät des wissenschaftlichen Stils, eingegangen<sup>4</sup>. In dem Kapitel von Anna

---

<sup>4</sup> Bei RIESEL/SCHENDELS (1975: 292) werden zwei Varietäten des Wissenschaftsstils unterschieden, und zwar die akademische Wissenschaftssprache und die populärwissenschaftliche Sprache, die zur Umsetzung von wissenschaftlichen Einsichten und Befunde ‚in die Vorstellungswelt‘ von Laien gebraucht wird.

Starzec (S. 71–110) wird der *populärwissenschaftliche Stil* charakterisiert, der als untergeordnete Größe des wissenschaftlichen Funktionalstils definiert wird. Die Autorin weist darauf hin, dass es durchaus schwierig ist, Unterkategorien wie den *populärwissenschaftlichen Stil* zu klassifizieren, weil sie viele Gemeinsamkeiten mit anderen stilistischen Unterkategorien aufweisen. Sie bemerkt zudem, dass sowohl das Zentrum als auch die Peripherie der Kategorie *wissenschaftlicher Stil* durchaus unscharf sind. Deswegen hält sie es für angebracht, die repräsentativen Merkmale des populärwissenschaftlichen Diskurses aufzuzählen. Alle ausgesonderten Eigenschaften der Kategorie werden alphabetisch geordnet und eingehend beschrieben. Auch in diesem Kapitel werden die Termini *Stil* und *Diskurs* austauschbar verwendet, worauf die Verfasserin des Textes selber hinweist. In dem Kapitel wird auch die Relation Wissenschaftssprache – Sprache der durchschnittlichen Sprachbenutzer akzentuiert. Wie die Autorin zu Recht konstatiert, spielen bei der Popularisierung der wissenschaftlichen Phänomene das Medium, über das Wissen über- bzw. vermittelt wird, sowie die Form der Übermittlung (gesprochene Sprache, gedrucktes Wort, Visualisierung, Involvieren durch Handlung) keine belanglose Rolle (vgl. the medium is the message). Worauf in dem Zusammenhang noch hingewiesen werden soll, und was keineswegs zu vernachlässigen ist für eine produktive Stilerforschung, ist die Tatsache, dass die Autorin im abschließenden Teil ihrer Ausführungen auf die Frage der Textsorten eingeht, die sich mit dem populärwissenschaftlichen Stil verbinden lassen. Sie ist sich darüber im Klaren, dass ein festes Repertoire an Textsorten, die als repräsentativ für den genannten Stil bezeichnet werden können, kaum, ja sogar gar nicht zu erstellen ist, und zwar wegen der ständigen Weiterentwicklung von Funktionalstilen sowie fortwährender Umwandlung innerhalb von Textsorten.

Eingehend besprochen wird in dem SpS G *der Stil der schönen Literatur* (S. 142–177). Einem germanistischen Linguisten, der über die Kenntnisse der polonistischen Positionen nicht verfügt, mag unklar erscheinen, warum ein separates und dazu vergleichsweise umfangreiches Kapitel des besprochenen Stilführers der stilistischen Betrachtung von literarischen Texten gewidmet wird. Wenn man sich aber in die Geschichte und die Entwicklungstendenzen der polonistischen Sprachwissenschaft vertieft (ausführlicher dazu z.B. BILUT-HOMPLEWICZ 2009, 2010, 2012; HANUS 2012, 2015; HANUS/SZWED 2014), wird man verstehen, warum in der polonistischen Linguistik die Analysen von literarischen und Gebrauchstexten nicht getrennt durchgeführt und warum die Fragen der beiden zu untersuchenden Größen nicht separat behandelt werden. Der Grund liegt in der polonistischen Forschungstradition, in der literarische Texte im Vordergrund standen, lange bevor man sich der Erforschung von allen weiteren (Gebrauchs-)Texten zuwandte. Gegenwärtig werden innerhalb der polonistischen Textsortenforschung sowohl Gebrauchs- als auch künstlerische Texte untersucht. Einerseits wird die Eigentümlichkeit der Literatur nicht bestritten, andererseits wird sie auf eine künstliche Art und Weise von ihren verschiedenen Verbindungen nicht isoliert (vgl. GŁOWIŃSKI 1998: 191). Interessant ist, dass sich die polonistische Vorgehensweise bei der Erfassung des Stils nicht nur darin äußert, dass literarische Texte zum Gegenstand der Betrachtung werden, sondern dass Literaturwissenschaftler bei der Kenzeichnung des Stils von literarischen Texten das Wort ergreifen (Elżbieta Dąbrowska verantwortet das Kapitel über den künstlerischen Stil in den beiden Stilführern). Da es sich in diesem Fall, wie bereits erwähnt, um eine literaturwissenschaftliche

Behandlung der literarischen Texte handelt, wird auf die darin präsentierten Überlegungen nicht ausführlicher eingegangen. Erwähnenswert ist aber der Punkt, worauf die Autorin des Kapitels hinweist, dass zurzeit sogar auf das Unterscheiden zwischen der literarischen und der Gebrauchsstilistik verzichtet wird, was sich durchaus positiv auf die Erforschung von sämtlichen Texten auswirke, wodurch man eine breitere Perspektive, einen breiteren Zugriff auf nicht nur literarische Äußerungen gewinne. Die Verfasserin spricht von „integrierten Schaltkreisen“ (S.145).

Stilproblematik wird ebenfalls, obwohl nicht mehr so eingehend wie im analogen Kapitel zum Wissenschaftsstil im SpS-Band, in dem Kapitel zum Stil der Wissenschaft thematisiert (S. 61-70). Dieses hat Stanisław Gajda, der polonistische Vorläufer der Terminologieforschung, bearbeitet. Es wird deutlich, dass in dem SpS G zum großen Teil auf die Thematisierung von grundlegenden Fragen der Stilforschung ebenso wie auf die Schilderung der Tradition und Entwicklung der Stilforschung verzichtet wird. Stattdessen werden ausgewählte Themen individuell betrachtet und problematisiert. In seinem knappen, abermals durchaus philosophisch gefärbten Kapitel (S. 61-70), widmet der Forscher, worauf auch in dem Kapitel zur allgemeinen Charakteristik der beiden Bände hingewiesen wurde, sehr viel Platz der Schilderung der sog. „Intellektuellen Aura“ um die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert sowie der Charakteristik des klassischen und des nichtklassischen Typs der wissenschaftlichen Rationalität. Auf die kennzeichnenden Merkmale sowie die Definition des wissenschaftlichen Stils wird nicht eingegangen. Jedoch wird auf zahlreiche Arbeiten, die dazu erschienen sind, verwiesen, was wohl das Auslassen von Themen wie Stilmittel der Wissenschaftlichen Kommunikation, Struktur von wissenschaftlichen Texten, wissenschaftliche Lexik und Syntax wissenschaftlicher Texte erklärt, womöglich kompensieren soll.

Im SpS G wird auch der sog. *didaktische Stil* unterschieden, obwohl nach Bestimmungen der Funktionalstilistik und vor allem laut Elise Riesel (vgl. RIESEL 1963: 421) lediglich fünf Funktionalstile zu unterscheiden sind: der Stil des Alltagsverkehrs/der Alltagssprache, der Stil der Wissenschaft, der Stil der schönen Literatur, der Stil der Presse und Publizistik, wobei übrigens den letzteren Wolfgang FLEISCHER und Georg MICHEL (1975) bestreiten. Darüber hinaus wird der Stil des öffentlichen Verkehrs, oft auch als Stil der Behörden und Gerichte bezeichnet (vgl. RIESEL 1963: 421ff.), ausgesondert. Da aber unterschiedliche Redezwecke unterschiedliche stilistische Anforderungen bedingen, werden von Forschungsgruppen sowie einzelnen Forschern Stilvarietäten der einzelnen Funktionalstile unterschieden und beschrieben. Daher wurde auch im SpS G ein separates Kapitel dem *didaktischen Stil* gewidmet (S. 111-139). Die Autorin des Kapitels, Jolanta Nocoń, äußert sich zu dem in der Hierarchie der in der polonistischen Forschung vorherrschenden Funktionalstile immer noch unstabilen Status des *didaktischen Stils* und weist darauf hin, dass *der didaktische Stil* bis vor Kurzem am Rande behandelt wurde, bevor ihm mehr Aufmerksamkeit, wie im vorliegenden Fall ein ganzes Kapitel gewidmet wurde. Die Autorin wendet sich in ihren Ausführungen auch den polonistischen Forschungswegen und Methoden der Auseinandersetzung mit dem *didaktischen Stil* zu. Zum Schluss werden auch, analog zu dem voranstehenden Kapitel, Textsorten besprochen, die mit dem *didaktischen Stil* in Verbindung gebracht werden. Das Kapitel konfrontiert den Leser auch an vielen Stellen mit der Bezeichnung *didaktischer Diskurs*. In diesem Zusammenhang wird aber der Terminus *Diskurs* nicht mehr synonymisch

mit dem des *Stils* gebraucht, wie es in den Kapiteln zum Stil der Alltagssprache und dem zum populärwissenschaftlichen Stil der Fall war. Deswegen wird auch wohl von der Verfasserin der Versuch unternommen, eine Erklärung der definitorischen Differenzierung zwischen dem *didaktischen Diskurs* und dem *didaktischen Stil* zu geben. In der besprochenen Arbeit wird jedoch die Auffassung der Begriffe *Stil* und *Diskurs*, wie bereits im Teil I angemerkt, kaum auseinandergelassen. Unter *didaktischem Diskurs* versteht die Autorin einen Typ der Kommunikationspraxis, also die Art und Weise des Sprachgebrauchs in auf die Bildung bezogenen Situationen (vgl. S. 114). Den *didaktischen Stil* definiert sie als Art und Weise des Sprachgebrauchs in sozialen Kommunikationsinteraktionen, die einen Bildungscharakter aufweisen. Darüber hinaus wendet sie sich der Charakteristik der sprachlichen Mittel zum Ausdruck des *didaktischen Stils* zu, was ein gewisses Novum der Stildarbietung in der besprochenen Monografie darstellt. Nicht zu übersehen ist aber eine gewisse terminologische Inkonsequenz, denn in der Überschrift des Unterkapitels finden wir: Merkmale des *didaktischen Stils/des Stils des Bildungsdiskurses*, obwohl die Forscherin den *Bildungsdiskurs* als Hyperonym des *didaktischen Diskurses* betrachtet.

In den Kapiteln zu Medienproblematik (S. 179–406), die einen beträchtlichen Teil des Bandes ausmachen, wird auf die Termini *Stil* und *Stilistik* ganz verzichtet. Es wird lediglich vom medialen Diskurs gesprochen, dann wieder ist von Pressediskurs, Fernsehdiskurs und dem Diskurs im Rundfunk die Rede. Zum Schluss werden noch der Internetdiskurs und der Diskurs der Werbung besprochen. Hier, wie zuvor bereits betont, wird auf den Stil als linguistische Kategorie überhaupt nicht eingegangen. Die Autorinnen verzichten auf die Termini *Stil* bzw. *Stilvariante*, die ihnen offenbar als unzureichend erscheinen; stattdessen benutzen sie den Terminus *dyskurs* [*Diskurs*], wobei dieser im Sinne der kommunikativen Praxis verstanden wird. Als einziger Autor, der den Terminus *Diskurs* im Sinne der Stilforschung nicht benutzt, gilt somit Gajda, der lediglich darauf hinweist, dass Termini wie *wissenschaftliche Kommunikation*, *wissenschaftlicher Stil*, *wissenschaftlicher Diskurs* bzw. *Wissenschaftssprache* je nach Forschungsrichtung und Äußerungszeitpunkt synonymisch verwendet werden können (vgl. S. 65).

### 3. Abschließende Bemerkungen

Fasst man die Ausführungen der Stilführerverfasser sowie unsere Beobachtungen zu den beiden untersuchten Stilführern, die als stellvertretend für die polonistische Stilforschung angesehen werden, zusammen, gelangt man zu folgendem Schluss: In der Polonistik werden die einzelnen Bereiche des Sprachgebrauchs in Anlehnung an Funktionalstile untersucht. Mit der Emergenz von neuen Medien werden auch neue Stilvarianten von Funktionalstilen bzw. typologisierte, nach bestimmten Kriterien abgesonderte Kommunikationsbereiche unterschieden. Während aber der SpS-Band auf die Schilderung der Entwicklungsgeschichte der Stilistik als selbständiger Disziplin an ihre Forschungstraditionen anknüpft und sich den grundlegenden Fragen der Stilistik zuwendet, konzentrieren sich die AutorInnen des SpS G-Bandes auf die problematisierte und kritische Erörterung ausgewählter und umstrittener Fragen aus dem Bereich der Stilforschung. Es wird deutlich, dass in dem zweiten Band diese

Fragen sorgfältig und eingehend diskutiert werden. Dem Autor der Rezension, die auf der Homepage des Verlags Universitas steht, in dem auch die besprochene Publikation [SpS G] veröffentlicht wurde, ist indes nicht zuzustimmen, wenn er schreibt, das Werk präsentiere meisterhaft die einzelnen Stile (vgl. WRÓBLEWSKI 2013). Denn es werden nur in einigen Kapiteln Stil und Stilforschung thematisiert. Stattdessen wird vorwiegend auf die Charakteristik der Sprache und des Sprachgebrauchs in einzelnen Kommunikationsbereichen eingegangen. Bei manchen Autoren werden Termini wie *Stil*, *Kommunikation*, *Diskurs* und *Text* nicht selten synonym gebraucht. Der Leser muss also ständig aufmerksam und konzentriert sein, um sich im terminologischen Dickicht nicht zu verlaufen. An dieser Stelle kann man auch eine weitere Bemerkung von Wróblewski bestreiten, nämlich dass von der Publikation sowohl Wissenschaftler als auch Studenten und Schüler, ja sogar Laien, Gebrauch machen können.

Was die Behauptung von Wróblewski, den Band kennzeichne eine allgemeine Verständlichkeit, zusätzlich in Frage stellt, ja sogar widerlegt, ist die Tatsache, dass in vielen Artikeln bestimmte Thesen und Theorien, womöglich aus Platzgründen, lediglich genannt und angedeutet werden, statt dass sich die Autoren mit ihnen eingehend auseinandersetzen. Zahlreiche AutorInnen verweisen entweder auf eigene, bereits erschienene Texte oder auf Arbeiten anderer VerfasserInnen, was die Lektüre der genannten Texte also ein umfangreiches Vorwissen voraussetzt.

Darüber hinaus fällt auf, dass in dem SpS-Band auf die theoretischen Fragen der Stilforschung nicht eingegangen wird. Dafür wird die Sprache in bestimmten Kommunikationsbereichen präsentiert und charakterisiert und es werden Textsorten, die für die Bereiche besonders kennzeichnend sind, genannt und geschildert.

Dargestellt werden des Weiteren die neuesten Entwicklungstendenzen in einzelnen Medien und Kommunikationsbereichen sowie Tendenzen zum Stilbruch und zur Stilmischung. Einzelne Kommunikationsbereiche werden auch charakterisiert. Genannt seien hier die Bereiche *Gemeinsprache* und *die Sprache des Fernsehens*. Es wird bspw. oft darauf hingewiesen, dass die Gemeinsprache in die Mediensprache, ja auch in die Sprache der Politik und Verwaltung, vordringe und zunehmend neue Kommunikationsbereiche für sich gewinne. Viel wird über die Sprache der Medien und der neuen Medien nachgedacht, was im Hinblick auf die Kommunikation von heute als selbstverständlich erscheint.

Die beiden von uns präsentierten Aufsätze haben gezeigt, dass es eine lohnenswerte, aber zugleich komplizierte Aufgabe ist, die interlinguistische Kontrastivität auf eine bestimmte Disziplin (hier die Stilistik) sowie auf ihre Herangehensweisen zu beziehen. Als Fremdphilologin neigt man verständlicherweise dazu, als Ausgangspunkt die Verfahrensweisen des jeweiligen Faches zu nehmen, in dem man zu Hause ist. Die Betrachtung einer analogen Disziplin in zwei wissenschaftlichen Schreibkulturen mit all ihren Stärken und Schwächen kann für die beiden Kulturen neue Perspektiven aufzeigen, wenn man die Andersartigkeit als Inspiration betrachtet, den eigenen Forschungsbereich kritisch zu sehen.

## Literatur

- ADAMZIK, Kirsten (2001): Die Zukunft von Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten in Verbund. In: FIX, Ulla / HABSCHEID, Stefan / KLEIN, Josef (Hg.): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*. Tübingen, 15-30.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2009): Lingwistyka tekstu w Polsce i w Niemczech – próba bilansu. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / CZACHUR, Waldemar / SMYKAŁA, Marta (Hg.): *Lingwistyka tekstu w Polsce i w Niemczech. Pojęcia, problemy, perspektywy*. Wrocław, 325-341.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2010): Wie viel Stilistik in der Textlinguistik? Anmerkungen zur Thematisierung der Stilistik in der deutschen und polnischen Forschung. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / MAC, Agnieszka / SMYKAŁA, Marta / SZWED, Iwona (Hg.): *Text und Stil. (Studien zur Text- und Diskursforschung)*. Frankfurt/Main, 99-114.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2012): Perspektivität bei der Charakterisierung einer linguistischen Disziplin. Zu einigen nicht nur terminologischen Unterschieden in der germanistischen und polonistischen Textlinguistik. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* 20, 19-33.
- BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (2013): *Prinzip Perspektivierung. Germanistische und polonistische Textlinguistik – Entwicklungen, Probleme, Desiderata*. Bd. 1. Germanistische Textlinguistik. Frankfurt/Main.
- DIJK VAN Teun Adrianus (Hg.) (2001): *Dyskurs jako struktura i proces*. Übers. von G. Grochowski. Warszawa.
- EROMS, Hans-Werner (2008): *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin.
- FIX, Ulla / POETHE, Hannelore / YOS, Gabriela (Hg.) (2002): *Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger*. Frankfurt/Main u.a.
- FLEISCHER, Wolfgang / MICHEL, Georg (1975): *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- GAJDA, Stanisław (Hg.) (1995): *Przewodnik po stylistyce polskiej*. Opole.
- GAJDA, Stanisław (2013): Teoria stylu i stylistyka. In: MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.): *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*, Kraków, 15-33.
- GŁOWIŃSKI, Michał (1998): *Dzieło wobec odbiorcy. Szkice z komunikacji literackiej*. Kraków.
- HEINEMANN, Wolfgang (2005): Textlinguistik versus Diskurslinguistik? In: WIERZBICKA, Mariola / SIERADZKA, Małgorzata / HOMA, Jaromin (Hg.): *Moderne deutsche Texte. Beiträge der Internationalen Germanistenkonferenz Rzeszów 2004*. Frankfurt/Main, 17-30.
- HEINEMANN, Wolfgang (2011): Diskursanalyse in der Kontroverse. In: CZACHUR, Waldemar / BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (Hg.): *tekst i dyskurs (text und diskurs- 4)*. Warszawa, Rzeszów, 31-67.
- HANUS, Anna (2012): Czy „gatunek” to „rodzaj”? W gąszczu genologii polonistycznej i germanistycznej. In: GAJDA, Stanisław (Hg.): *Stylistyka XXI*. Opole, 319-333.
- HANUS, Anna (2015): Gdzie krzyżują się drogi w polonistycznym i germanistycznym rozumieniu stylu? In: MALINOWSKA, Ewa (Hg.): *Stylistyka XXIV*. Opole, 422-443.
- HANUS, Anna / SZWED, Iwona (2014): Przekład tekstu naukowego na tle lingwistycznych badań polonistycznych i germanistycznych. In: *Stylistyka XXIII*. Opole, 357-375.
- MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.): (2013) *Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej*. Kraków.
- RIESEL, Elise (1963): *Stilistik der deutsche Sprache*. Moskau.
- RIESEL, Elise / SCHENDELS, Evgenia (1975): *Deutsche Stilistik*. Moskau.
- SANDIG, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin, New York.

- SOWINSKI, Bernhardt (1982): *Deutsche Stilistik: Beobachtungen zur Sprachverwendung und Sprachgestaltung im Deutschen*. Frankfurt/Main.
- SOWINSKI, Bernhardt (1999): *Stilistik. Stiltheorie und Stilanalyse*. Stuttgart/Weimar.
- WOJTAK, Maria (2004): *Gatunki prasowe*. Lublin.
- WOJTAK, Maria (2011): O relacjach dyskursu, stylu, gatunku i tekstu. In: CZACHUR, Waldemar / BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia (Hg.): *tekst i dyskurs (text und diskurs- 4)*. Warszawa, Rzeszów, 69-78.
- WOJTAK, Maria (2015): Zur Relation von Diskurs, Stil, Gattung und Text. In: HANUS, Anna / BÜTTNER, Ruth (Hg.): *Galizien als Kultur- und Gedächtnislandschaft im kultur-, literatur- und sprachwissenschaftlichen Diskurs. Studien zur Text- und Diskursforschung 10*. Frankfurt/Main u.a., 361-373.
- WRÓBLEWSKI, Krzysztof (2013): Style współczesnej polszczyzny. Przewodnik po stylistyce polskiej. In: MALINOWSKA, Ewa / NOCOŃ, Jolanta / ŻYDEK-BEDNARCZUK, Urszula (Hg.) <http://konserwatyzm.pl/artukul/10820/style-wspolczesnej-polszczyzny-przewodnik-po-stylistyce-polskiej-ewa-malinowska-jolanta-nocon-urszula-zydek-bednarczuk-red/>, [Zugriff am 19.04.2016].

Abdel-Hafiez Massud  
Frankfurt/Main

## Expressive Sprechakte überdenken. Zum affektiven Sprachhandeln in „Protesten“ im Deutschen und Arabischen – am Beispiel von Mikroblog-Protesten auf *Twitter*

**Rethink expressive Speech Acts. The emotional Dimension in Protesting in German and in Arabic – A Study of Public Protests through the Micro-blogging Platform *Twitter*.** – The Research of the language use in protesting is still a new Research field of the Applied Linguistics. In this contribution I would like to cast light on the emotional dimension in protesting in both German and Arabic, especially on the expressive speech acts in protesting. In the beginning I will introduce “protest” as a “macro speech act” with an open class of supportive speech acts. Thereafter, I come to investigate the term of “expressive speech acts” as suggested by Austin and Searle, and coin my own German term of “emotional geprägte Sprechakte” (= emotionally charged Speech acts) and revising in this way the theory of speech act itself. The German and Arabic corpus is elicited from protest platforms on Twitter. In this paper I analyze the emotionally charged speech acts, reconstruct the emotions which these acts reflect and finally classify their direction: self-centered, claim-centered or other-centered.

**Keywords:** Expressive Speech Acts, Protest, Speech Act Theory, Emotions, Twitter

**Ekspresywne akty mowy. O emocjonalnych zachowaniach językowych podczas protestów na przykładzie języka niemieckiego i arabskiego – w oparciu o teksty protestacyjne na twiterze.** – Przedmiotem analizy są ekspresywne akty mowy, jakie manifestują się podczas protestów w języku niemieckim i arabskim. Protestowanie jako językowy makroakt realizowany jest przy pomocy wielu wspierających aktów mowy, które Austin i Searle zaliczyli do klasy ekspresywów, a które w niniejszym artykule charakteryzowane są pod pojęciem „emocjonalnie nacechowanych aktów mowy”. Niemiecki i arabski materiał empiryczny pochodzą z miniblogów na twiterze o charakterze protestacyjnym. Pozwalają one wyróżnić w obrębie emocjonalnych działań językowych dalsze kontekstualnie uwarunkowane subkategorie, a mianowicie działania językowe zorientowane na osobę mówiącą, zorientowane na treść protestu oraz akty mowy skierowane na przeciwnika.

**Słowa kluczowe:** teoria aktów mowy, ekspresywne akty mowy, protest, emocje, twitter

### 1. Protestieren als Makrosprechakt

Zugegeben: Wesentliche Begriffe für diesen Beitrag sind linguistisch weiterhin vage und liegen noch nicht ausgearbeitet vor. Zu diesen gehören die Begriffe „Protest“ und „expressive

Sprechakte“, die hier als „emotional geprägte Sprechakte“ bezeichnet werden. Diese Vagheit hängt damit zusammen, dass Proteste ein sehr junges Forschungsfeld der Linguistik bilden und expressive Sprechakte unter allen etablierten Gruppen der Sprechakte bislang keine ausreichende Aufmerksamkeit erfahren haben, weder bei Austin noch bei Searle noch bei der nachfolgenden Forschung über Sprachakte. In diesem Beitrag wird angestrebt, zur Schließung dieser Lücke beizutragen.

Beim Begriff „Protest“ ist jedoch ein Anfang gemacht, wenn Graffiti, eine der populären Protesttechniken, als ein besonderer Texttyp (FANDRYCH/ THURMAIR 2011: 333) anerkannt wird, dessen kommunikative Hauptfunktion die expressive ist. In der Forschung (URIONA 2007; GHERAIRI 2015) besteht Einigkeit darüber, dass Protest unauflösbar mit Expressivität verbunden ist. Gerade diese konstitutive Dimension der Expressivität von Protesten wirft die Frage auf, welche emotional geprägten Sprechakte dabei realisiert werden, um Emotionen zu explizieren. Insofern stellt das Protestieren in der Regel eine reaktive (GROHMANN et al. 2015), expressive und zugleich diskursive Handlung dar<sup>1</sup>. Der Duden führt in Zusammenhang mit der Definition von „protestieren“ an, dass man damit „eine Behauptung, Forderung, einen Vorschlag o.Ä. zurückweist“<sup>2</sup>. Somit entzündet sich der Protest am Streit über einen bestimmten Geltungsanspruch. Auf dieses Merkmal weist auch die Definition von „Protest“ bei GHERAIRI (2015: 66) hin, welche Protest wie folgt definiert:

Protest ist ein Kommunikationsverfahren, das auf die Artikulation eines politisch-gesellschaftlichen Anliegens zielt, welches der bis dato allgemein akzeptierten Meinung entgegensteht (Dissens). Dabei wird der entscheidungs- und/oder handlungsmächtigen Instanz durch kommunikativ-persuasive Zeigehandlungen (Protesttechniken) im öffentlichen Raum angezeigt, dass ein bestehender oder mutmaßlich drohender Missstand nicht widerspruchslos hingenommen wird. Ziel ist es, die öffentliche Meinung zu beeinflussen um so die entscheidungs- und/oder handlungsmächtige Instanz von der Notwendigkeit einer Entscheidungs- bzw. Handlungsänderung hinsichtlich des artikulierten Anliegens zu überzeugen (GHERAIRI 2015: 66).

Die hier genannten Techniken des Protests hängen damit zusammen, dass Gherairi das Protestieren auf den öffentlichen physischen Raum einschränkt. Ich unterscheide in diesem Beitrag zwischen zwei Prototypen von Protesthandlungen: zum einen den **Protest als eine Zeigehandlung** im physisch öffentlichen Raum, der auf Protesttechniken (Demonstrationen, Kundgebungen, Transparente, Schilder etc.) angewiesen ist, und zum anderen den **Protest als einen verbalen bzw. multimodalen Makrosprechakt**, der nicht auf den physischen Raum und die physische Präsenz angewiesen ist, sondern sich im virtuellen Raum vollziehen kann. Beim Protest als Zeigehandlung wird etwas „gemacht“, um dadurch etwas zu sagen. Beim Protest als Makrosprechakt ist es im Sinne der Sprechakttheorie umgekehrt: Hier wird etwas gesagt, um eine Handlung zu vollziehen. Dieser letzte Typ des Protests ist der Gegenstand meines Beitrags.

<sup>1</sup> Die Möglichkeit eines proaktiven Protests wird hier nicht ausgeschlossen. Aber meistens sind Proteste eine kollektive Reaktion auf etwas Negatives aus der Sicht der Protestierenden, die mit dem Protest ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck bringen (vgl. RUCHT: 2012).

<sup>2</sup> <http://www.duden.de/rechtschreibung/protestieren> [Zugriff am 01.03.2015].

Dieser Protest wird als ein Makrosprechakt (van DIJK 1980: 182) definiert, der sich aus einem zentralen Sprechakt (der globalen Botschaft) und weiteren Sprechakten zusammensetzt, die in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation und den jeweiligen Akteuren variieren können. Die konstituierenden Sprechakte stellen keine geschlossene Klasse dar. Der zentrale Sprechakt dieses Makrosprechaktes „Protest“ ist die ZURÜCKWEISUNG des Geltungsanspruchs einer Aussage oder eines Sachverhaltes bzw. der „WIDERSPRUCH gegen einen Missstand“ (GHERAIRI 2015: 245). Unterstützt wird dieser zentrale Sprechakt von weiteren subsidiären Sprechakten wie BEHAUPTEN, BEGRÜNDEN, WIDERSPRECHEN, DROHEN, ZITIEREN etc.

## 2. Emotionen in Protesten

Ein weiteres Merkmal des Protestierens ist die intensiv emotionale Ausrichtung. Kommunikationssituationen, in denen das Austragen von gegensätzlichen Positionen stattfindet, sind stets emotionsgeladen (FIEHLER 1990: 203f.). Dazu gehört natürlich der kollektive öffentliche Protest, für den konstituierend ist, dass eine Gegenposition, auch ohne Interesse an einem Konsens und an einer guten Beziehung zum Gegner, zum Ausdruck gebracht wird. Eine der Definitionen der „Emotionen“, die sich in der Forschung (ebenda) etablierte, ist jene, wonach Emotionen „wertende Stellungnahmen“ sind und entsprechend jede Emotion A eine bewertende Stellungnahme zu X ist. Ähnlich sprechen SCHWARZ und CLORE (1996: 385) von Emotionen als Gefühlen, welche zum Ausdruck kommen „in response to ongoing, implicit appraisals of situations with respect to positive or negative implications for one’s goals and concerns.“ Emotionen in Protesten sind wiederum ohne kognitive Sachverhalte kaum denkbar. Damit sich ein Protestierender über einen Mangelzustand empören kann, muss er zuvor die Situation analysieren und evaluieren. Und damit ein Protestierender für eine Protestgemeinschaft Sympathie hegt und sich ihr womöglich auch anschließt, muss er zuvor diese Gemeinschaft nach seinen Wertvorstellungen einordnen. Daher sind unsere Gefühle das Ergebnis kognitiver Prozesse und damit auch letztendlich der Rationalität. Für die Bestimmung der in einem Diskurs offenen und impliziten Emotionen ist daher die Rekonstruktion solcher kognitiver Prozesse immer hilfreich, um die Interpretation der lexikalischen und grammatischen Indikatoren der Emotionalität abzusichern.

Die Emotionalität ist für den Makrosprechakt PROTESTIEREN zentral und in allen Phasen konstituierend: bei der Initialentzündung, bei der Rekrutierung, beim Zusammenhalt der Protestierenden. Selbst der Ausklang eines Protests hat mit der Änderung von Emotionen zu tun. Diese Dichte an Emotionen hat dazu geführt, dass Kollektiv-Proteste – vom politischen Gegner – mitunter als „irrational“ (GHERAIRI 2015: 267) beschrieben wurden. Aber Emotionen können auch eine strategische Form sein, um Ziele durchzusetzen, wie dieser Beitrag zeigen wird.

Die Emotionen bei Protesten lassen sich mit JASPER (1998) in zwei Gruppen einteilen: reaktive negative Emotionen (z.B. *Enttäuschung, Schock, Empörung, Ärger, Vorwurf, Hass* etc.) gegenüber einem Gegner, Sachverhalt oder Geltungsanspruch und interne positive Emotionen innerhalb des Kreises der Protestierenden (z.B. *Hoffnung, Solidarität unter*

den Protestierenden; Liebe zueinander, Sympathie, Heiterkeit, Enthusiasmus etc.)<sup>3</sup>. Nach außen ausgerichtet zeichnen sich Proteste daher immer durch negative Emotionen aus. Gerade diese Emotionen sind dafür verantwortlich, dass Proteste grundsätzlich nicht konsensfähig sind und sowohl expressiv ausgerichtet als auch konfliktreich bleiben.

Die Manifestationen der Emotionen beim Makrosprechakt PROTESTIEREN in schriftlicher Form erfolgen in Texten, wobei der Begriff des Textes hier sowohl sprachliche als auch visuelle Elemente umfasst. Markiert werden diese Emotionen – VORWURF, EMPÖRUNG etc. – durch lexikalische Indikatoren von Emotionalität (FIEHLER 1990: 189f.) und in den semantischen Relationen der Textteile. In der Online-Kommunikation wie z.B. auf der Plattform des Kurznachrichtendienstes *Twitter* erfolgt die Markierung der Emotionen zusätzlich durch typographische nonverbale Mittel wie z.B. Emoticons (YUS 2011: 59, 234; CARRETERO et al. 2015: 187) sowie durch Liking und ZUSTIMMENDES oder SKANDIERENDES retweeten. Diese letzten Formen der Emotionen stellen somit neue, durch das Medium bedingte Ausdrucksformen der Emotionalität dar.

Eine der Klassen von Sprechakten, die dafür prädestiniert ist, Emotionalität zum Ausdruck zu bringen, zu deren Identifizierung die genannten verbalen und nonverbalen Mittel beitragen, ist – auch nach den Vätern der Sprechakttheorie, Austin und Searle, – die Klasse der expressiven Sprechakte, die in diesem Beitrag aus guten Gründen als „emotional geprägte Sprechakte“ bezeichnet und wesentlich erweitert wird.

### 3. ‚Emotional geprägte Sprechakte‘ statt ‚expressive Sprechakte‘

In der Linguistik ist der Begriff „expressive Sprechakte“ mit SEARLE (1981: 15) verbunden, die er dadurch charakterisierte, dass sie einen inneren psychischen Zustand des Sprechers zum Ausdruck bringen, die Welt nicht beschreiben und somit keine Ausrichtung bzw. keine Blickrichtung (*direction of fit*) aufweisen: „The illocutionary point of this class is to express the psychological state specified in the sincerity condition about a state of affairs specified in the propositional content.“

Damit unterscheiden sich für Searle die von ihm genannten expressiven Sprechakte von den übrigen vier Klassen der Sprechakte, die mit der Welt jeweils etwas in einer bestimmten Richtung zu tun haben: Die repräsentativen (oder assertiven) Sprechakte wie VERMUTEN, SAGEN vollziehen die Blickrichtung von den Wörtern ausgehend auf die Welt, da sie die Welt beschreiben und eine wahre oder falsche Aussage über die Welt machen; die direktiven Sprechakte wie FRAGEN, BEFEHLEN richten den Blick von der Welt auf die Wörter, da der Hörer dem Wunsch des Sprechers entsprechen soll, etwas zu machen. Ähnlich verhalten sich kommissive Sprechakte wie VERSPRECHEN, DROHEN, da der Sprecher sich selbst verpflichtet, etwas zu machen. Die deklarativen Sprechakte wie TAUFEN, NENNEN lenken ebenfalls den Blick von der Welt auf die Wörter, da nach der Äußerung und durch sie etwas in der Welt verändert werden soll.

<sup>3</sup> Natürlich verpufft ein Protest, sobald solche reaktiven und aktiven internen Gefühle nachlassen oder abgelenkt werden. Dies ist auch ein Beweis dafür, dass Proteste vor allem von Gefühlen getragen werden.

Die expressiven Sprechakte hingegen sind nach der Definition von Searle von der Welt losgelöst, weil sie weder über die Welt deskriptiv eine Aussage machen noch sie präskriptiv in irgendeiner Weise verändern. Sie befassen sich mit dem inneren emotionalen Zustand des Sprechers.

Austin war realistischer als Searle, als er die expressiven Sprechakte näher beschrieb, die er als „*behabitives*“ bezeichnete. Sie werden bei ihm (AUSTIN 1962: 83) in Bezug auf ihre interaktionelle Bedeutung beschrieben als „concerned roughly with reactions to behavior and with behavior towards others and designed to exhibit attitudes and feelings.“ Da eine Reaktion auf das Verhalten der anderen stets einen Sprachgebrauch im sozialen Kontext bedeutet und zugleich diverse Ausrichtungen von der Welt zum Wort und umgekehrt nicht ausschließt, sind hier die vermeintlich klaren Grenzen wie etwa zwischen assertiven und expressiven Sprechakten verwässert. Es ist schwer zu vermitteln, dass das Verb SCHIMPFFEN, das von manchen Textgrammatikern (ENGEL 1996: 36) als ein „sprecherbezogener“ expressiver Sprechakt eingestuft wird, ein anderer Sprechakt ist als der Sprechakt, der durch das Verb „beschimpfen“ vollzogen wird. Beschimpfen und Schimpfen sind weniger reaktiv, sondern vor allem wertend und vollziehen die Ausrichtung vom Wort auf die Welt genauso wie die assertiven Sprechakte; zugleich drücken sie einen emotionalen Zustand aus. Austin selber nannte diese expressiven Sprechakte aufgrund der Schwierigkeit ihrer Definition und Identifikation „troublesome“ (ebenda: 151). So konnte Austin selber nicht ausschließen, dass von ihm und später von Searle vermeintlich typische expressive Sprechakte wie GRATULIEREN oder VORWERFEN die Merkmale eines assertiven Sprechaktes enthalten, da damit ein Werturteil einhergeht und damit der Blick vom Wort ausgehend auf die Welt gerichtet wird. Hier noch einmal AUSTIN (1962: 153f.) mit seinen eigenen Worten:

To congratulate may imply a verdict about value or character. Again, in one sense of ‘blame’ which is equivalent to ‘hold responsible’, to blame is a verdictive, but in another sense it is to adopt an attitude towards a person and is thus a habitive.

Austin wie auch Searle definierten somit eine Klasse von Sprechakten auf eine aus heutiger Perspektive sehr vage Weise in Bezug auf das Kriterium der Gefühle. Zudem haben beide den Aspekt der Gefühle oder deren Identifikation nicht näher definiert.

Sowohl der Entwurf von Austin als auch der von Searle erweisen sich in der Realität der empirischen linguistischen Forschung als viel zu eng. Eine der neueren linguistischen Arbeiten ist die Untersuchung der expressiven Sprechakte in einem umfangreichen englisch-irischen Korpus von RONAN (2015). Sie identifiziert auch Sprechakte wie WÜNSCHE (ebenda: 36) als Sprechakte der expressiven Art, welche im Gegensatz zum Konzept von Austin nicht reaktiv und rückwärtsgerichtet sind, sondern initiativ und zukunftsgerichtet. Sie identifiziert in ihrem Korpus Sprechakte wie ZUSTIMMEN, WIDERSPRECHEN, DANKEN, ENTSCHULDIGEN, EXKLAMATIONEN, BEDAUERN, GRÜSSEN. Jedem dieser Sprechakte unterstellt Ronan, ähnlich wie Searle, eine bestimmte innere Haltung des Sprechers gegenüber einer Person oder einem Sachverhalt und umfasst damit Sprechakte, die Searle selber nicht als expressiv identifiziert hatte. Viele dieser Sprechakte wie etwa WIDERSPRECHEN waren nach dem Konzept der Sprechakttheorie als „eindeutige Assertive“ klassifiziert worden, da sie auch mit einer Aussage zur Wahrheit des jeweiligen Sachverhaltes

verbunden sind. Hier stellt sich zu Recht die Frage: Vollzieht ein Sprecher assertive oder direktive oder kommissive Sprechakte ohne eine bestimmte innere Haltung, sei es der Glaube, dass etwas ist, sei es der Wunsch, dass etwas werden soll? Auf diese Diskussion und damit auf die Brüchigkeit der Grundlagen der Klassifizierung der expressiven Sprechakte bei Austin und Searle weisen nicht nur GUIRAUD et al. (2011: 1036), sondern auch SIEBEL (2003: 363) hin, der sich wiederum auf die Grundidee von BACH und HARNISH (1979) bezieht:

Apart from declarations, all of them are usually thought to involve the expression of a mental state. In performing an assertive with the content *p*, the speaker expresses the belief that *p*. Performing a directive with the content *p* requires expressing the desire that *p*. A commissive with the content *p* is performed only if the speaker gives voice to the intention that *p*. And for expressives there are different attitudes towards their content; e.g., apologizing for *p* means to express sorrow for *p*.

Auch CARRETERO et al. (2015: 187) bestätigen die Unzulänglichkeit des Konzeptes der expressiven Sprechakte von Searle:

A preliminary study of the data uncovered the need for the scope of Expressives to be enlarged, since many speech acts were considered intuitively as expressive but did not fit into any of Searle's types.

Daher zogen diese Autoren in ihrer empirischen Analyse der schriftlichen Produktion von Studierenden nicht nur das intuitive Verständnis und den Kontext heran, sondern auch typographische Elemente, mit denen die innere Haltung des Sprechers zum Ausdruck gebracht wird. In ihrer Arbeit (ebenda: 188) tauchen daher assertive, kommissive und direktive Sprechakte als „expressive“ auf, wobei die Expressivität hier auch mit typographischen Mitteln markiert ist wie z.B.:

- *I have finished my part!* – eigentlich ein assertiver Sprechakt, aber nun kontextuell expressiv
- *Suggestions would be very welcome!!* – eigentlich ein direktiver Sprechakt, aber nun expressiv
- *I'm going to try to post my ideas tomorrow!* – eigentlich ein kommissiver Sprechakt, aber jetzt expressiv
- *I agree with every thing you've said :D.* – eigentlich ein assertiver Sprechakt, aber jetzt expressiv.

Obwohl wir Menschen in der Alltagskommunikation kaum Schwierigkeiten damit haben, unsere Gefühle zum Ausdruck zu bringen, und obwohl wir den emotionalen Ausdruck der anderen in der Regel ohne weiteres verstehen (und das gilt sogar für Kinder (AGUERT et al. 2010)), verursachen der Begriff der expressiven Sprechakte und dessen Definition große Probleme, die ihn aber auch überflüssig machen bzw. die dazu führen, dass man die anderen Klassen von Sprechakten in einem neuen Licht sieht.

GILBERT (2001: 242) schlägt den Begriff „emotionale Botschaft“ als Alternative zum problematischen Begriff der expressiven Sprechakte vor und definiert ihn folgendermaßen: „Emotional messages indicate an individual's degree of commitment by demonstrating how strongly they feel about the position at issue.“

GILBERT (ebenda) versteht die „emotionale Botschaft“ als sprechakt-übergreifende Dimension und nicht als eine selbstständige Kategorie von Sprechakten. Das heißt, je nach Kontext kann ein Sprechakt eine bestimmte linguistisch markierte Illokution formulieren,

bei ihm „*linguistic act*“ genannt, und zugleich eine bestimmte „emotionale Botschaft“, die situativ erschlossen und spezifiziert wird. So kann ein Vollzug als „Vorschlag“ gleichzeitig die emotionale Botschaft einer Drohung zum Ausdruck bringen, so GILBERT (ebenda):

More importantly, the emotional act can occur at the same time that a linguistic act is occurring. That is, S might be performing the speech act of making a proposal while at the same time performing the emotional message act of making a threat.

Das Verdienst dieses Ansatzes besteht darin, emotionales Sprachhandeln als eine vermeintlich dafür vorgesehene spezifische geschlossene oder offene Klasse von Sprechakten abzukoppeln, die expressive Sprechakte genannt werden. Gilbert führte nicht weiter an, wie sein theoretischer Vorschlag in einer umfangreichen empirischen linguistischen Praxis aussehen würde. Die in diesem Beitrag als „emotional geprägte Sprechakte“ definierte Klasse von Äußerungen erscheint bei FIEHLER (1990: 169-175) als „verbal-emotionale Äußerungen“, zu denen er Sprechakte wie BESCHIMPFUNGEN, BELOBIGUNGEN, ANERKENNUNGEN, VORWÜRFE, DROHUNGEN, WARNUNGEN, DISZIPLINIERUNGEN, KLAGEN, IRONIE etc. zählt. Es handelt sich hier um Sprechakte, die nach dem Urentwurf der Sprechakttheorie als assertive Sprechakte hätten gelten können. Allerdings hebt FIEHLER (1990: 208f.) die Rolle dieser emotionalen Äußerungen wie im folgenden Zitat eigens für die Auseinandersetzungen mit Personen hervor, während dieser Beitrag diesen Skopus emotionaler Äußerungen um Sachverhalte erweitert, die mit Indikatoren der Sprecherpräsenz verbunden sind:

Beziehen sich die Bewertungsaktivitäten primär auf die Person, die die Position vertritt, erfolgt die Bewertung überwiegend über den Mechanismus der emotionalen bewertenden Stellungnahme und werden Bewertungsergebnisse überwiegend in Form von äußerungsbegleitenden Manifestationen mitkommuniziert, so haben wir die Form ‚emotionalen‘ persönlichen und heftigen Auseinandersetzungen vor uns.

Vor dem Hintergrund dieser Diskussion bezieht dieser Beitrag dahingehend Position, dass Emotionalität ein Kontinuum darstellt, das in manchen Sprechakten stark, weniger stark, schwach oder verschwindend schwach auftreten kann. Daher spreche ich in diesem Beitrag nicht von expressiven Sprechakten, sondern stattdessen schlicht von „emotional geprägten Sprechakten“. Darunter verstehe ich jene Sprechakte, die nicht nur einen rein emotionalen Zustand ausdrücken, sondern auch einen Sachverhalt, einen Glauben an etwas repräsentieren, wobei dieser Sachverhalt oder dieser Glaube um die persönliche Stellung, die eigene Wertung, die eigenen Einstellungen, die eigene emotionale Aufgeregtheit des Sprechers erweitert wird. Im letztgenannten Fall geht es also um einen Sachverhalt mit Indikatoren für die Sprecherpräsenz. Vereinfacht formuliert ist ein emotional geprägter Sprecherakt:

- A) ein **sprecher-zentrierter** Sprechakt, der einen rein emotionalen Zustand des Sprechers zum Ausdruck bringt (z.B. WÜNSCHEN, WEHKLAGEN etc.), und zwar nach dem Schema (S hat den Zustand X) oder
- B) ein **sachverhaltszentrierter** Sprechakt, der einen Sachverhalt mit einer Wertung des Sprechers verbindet und zwar nach dem Schema (S beschreibt den Sachverhalt P und drückt dabei den emotionalen Zustand X aus) oder

- C) **ein partner- bzw. gegnerbezogener Sprechakt**, der eine emotionale Haltung des Sprechers zu einem in der konkreten Interaktion anwesenden oder abwesenden Partner/Gegner zur Sprache bringt (S hat die persönliche emotionale Haltung X gegen/für den Gegner/Partner Y).

Eine solche Definition trägt dazu bei, Emotionen nicht nur an der Sprachoberfläche festzumachen, sondern auch an den Relationen der Implikationen im Kontext des jeweiligen Diskurses. Der Vorschlag der „emotional geprägten“ Sprechakte, welcher der Realität des Sprachgebrauchs und den Erfordernissen der empirischen linguistischen Forschung gerecht werden will, ist nicht nur eine Weiterentwicklung der wesentlichen bisherigen Ausführungen über die expressiven Sprechakte, sondern dient auch als Grundlage für die weitere Diskussion darüber.

#### 4. Forschungsfragen und Korpus

Wenn das Protestieren ein derart emotionsgeladener Interaktionstyp ist, so ergeben sich für diesen empirischen Beitrag folgende Fragestellungen:

- Welche emotional geprägten Sprechakte sind für den Makrosprechakt PROTESTIEREN im Deutschen und im Arabischen typisch?
- Wie sind diese Sprechakte ausgerichtet? Sind sie sprecherzentriert? Gegnerzentriert? Oder sachverhaltszentriert?

Um diese Fragen zu beantworten, beschränke ich den Kontext der Untersuchung auf Proteste im Deutschen und im Arabischen auf die Website *Twitter* als eine besondere Form der computervermittelten Kommunikation (THIMM et al.: 2011) und benutze ein Korpus aus dem Deutschen und ein vergleichbares aus dem Arabischen.

Analysiert wird der arabische Hashtag (*≠Weist den britischen Botschafter aus!*) Dieser ist in der Zeit vom 13. Mai bis zum 24. Dezember 2015 entstanden. Der Hashtag protestiert gegen einen *Tweet* des britischen Botschafters in Ägypten vom 13. Mai 2015, in dem er eine Stelle für eine/n ortansässige/n Mitarbeiter/in an der britischen Botschaft in Kairo bekannt machte und im Wortlaut der informellen Ausschreibung hinzufügte, dass die Botschaft auch Söhne von Müllsammlern akzeptiere. Dieser ursprüngliche *Tweet* sieht folgendermaßen<sup>4</sup> aus:



British Amb in Egypt  
@FCOJohnCasson

Folgen

عايز تشتغل في السفارة البريطانية؟ نرحب بالجميع و نرحب بابن عامل النظافة.

<sup>4</sup> Die Übersetzung lautet: „*willst du an der britischen Botschaft arbeiten? Wir begrüßen alle bei uns und wir begrüßen auch den Sohn des Müllsammlers.*“ Der *Tweet* ist in der vertrauten Du-Form formuliert worden und im umgangssprachlichen Stil gehalten und erinnert etwa an den Stil von *Ikea* in der Art, wie die Kunden in vertrauter Form angesprochen werden.

Hintergrund war die Entlassung des ägyptischen Ministers der Justiz nach einer umstrittenen Aussage, wonach Richter in Ägypten aus den auserlesenen Kreisen gewählt würden und nicht ohne Unterschied aus den Reihen der Kinder von Mitarbeitern der Entsorgungs- und Reinigungsbranche. Diese Aussage des Ministers löste öffentliche Wut aus, die zu seiner Entlassung führte. Daran knüpft der britische Botschafter in seiner Stellenausschreibung an und polemisiert somit gegen die Ungleichbehandlung in Ägypten. Diese Polemik wurde von vielen Ägyptern wiederum als Beleidigung empfunden, was zu diesem Protesthashtag führte, der sowohl bei den Twitter-Nutzern als auch bei den ägyptischen<sup>5</sup> und britischen<sup>6</sup> Medien eine große Resonanz und Aufmerksamkeit erfuhr. Diese Medienresonanz in Form von Online-Protesten gehört zu den ersten Früchten von Protesten, die vorrangig das Ziel verfolgen, öffentliche Wahrnehmung zu erlangen bzw. den Schulterchluss mit einer gleichermaßen aufgeregten Öffentlichkeit zu erreichen. Von diesem arabischen Hashtag wurden zunächst die chronologisch ersten eintausend Tweets ausgewählt.

Die Protest-Tweets im Deutschen sind keine Reaktion auf einen Tweet, sondern auf eine landläufig bekannt gewordene Aussage der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel („Wir schaffen das“) vom 31. August 2015 in Zusammenhang mit der Flüchtlingsdiskussion in Deutschland und in Europa, die ebenfalls einen großen Widerhall in den Medien und in der Gesellschaft fand. In Zusammenhang mit der Diskussion dieses Ausspruchs bildeten sich spontane Protest-Plattformen im Internet. Zwei dieser Plattformen konnten auch auf Twitter gefunden werden. Sie haben nicht die Form eines typischen Hashtags mit Doppelkreuzzeichen #, sondern den Operator (@), heißen @schaffennicht und @landser41 und tragen die protestierende Überschrift „Wir schaffen das NICHT“. Unter beiden Accounts in Twitter konnten eine beinahe vergleichbare Menge von Tweets gefunden werden. Im Deutschen wie im Arabischen weichen die Protestierenden der 140-Zeichen-Einschränkung in Twitter durch das Posten von weiterführenden Links aus, unter denen meistens etwas veröffentlicht wird, was von den Protestierenden oft als Gegenargument zur Äußerung der Machtinstanz verstanden wird. Der visuelle Teil, seien es Bilder oder Emoticons, ist ein Bestandteil dieser Twitter-Proteste<sup>7</sup>.

## 5. Zur Methodik

Bei der Sprechaktanalyse gilt nun, die emotional geprägten Sprechakte zu identifizieren. Neben der Sprachoberfläche, dem Kontext und die Implikaturen tragen auch die Emoticons zu dieser Identifizierung bei. Bilder und visuelle Elemente, die die *Tweets* begleiten,

<sup>5</sup> Z.B. die landesweite Zeitung Alyoum 7 (= Der 7.Tag): <http://www.youm7.com>.

<sup>6</sup> Z.B. in BBC: <http://www.bbc.com/news/blogs-trending-32738947> [Zugriff am 28.02.2016].

<sup>7</sup> Die Identität sowie die Ideologie der Akteure hinter diesen Twitter-Accounts stehen für mich hier nicht im Vordergrund. Diese Identität kann auch nicht mit endgültiger Gewissheit ermittelt werden, da die allermeisten Nutzer unter einem Pseudonym agieren.

werden als kohärente Bestandteile des Texts verstanden, welche die emotionale Haltung des Sprechers zum Ausdruck bringen und die verbale Botschaft ergänzen.

Nach der Identifizierung der Sprechakte widme ich mich ihrer Ausrichtung in der Protestkommunikation. Hier werden die Sprechakte je nach emotionaler Ausrichtung entweder in Bezug auf die Person des Sprechers, auf den Protestgegner oder auf den strittigen Sachverhalt klassifiziert.

Die hier vorgeschlagene Analyse unterscheidet sich von der Analyse FIEHLERS (1990: 190-206) dadurch, dass der analysierende Linguist nicht von den von ihm erwarteten Emotionen in Bezug auf die gegebene Situation ausgeht und dann nach den sprachlichen Manifestationen dieser vermuteten Emotionen in einem Korpus sucht. Sondern er geht von dem sprachlichen bzw. visuellen Ausdruck aus und identifiziert die Schlüsselemente, die hinter diesem sprachlichen Ausdruck stehen. Von einer Erwartung des Linguisten hinsichtlich etwaiger Emotionen in einem vorgegebenen Korpus auszugehen, könnte in kontrastiven Studien womöglich zu falschen Annahmen führen.

## 6. Korpusanalyse und Ergebnisse

### 6.1 Sprechaktanalyse des deutschen Korpus

Die Identifizierung der Sprechakte erfolgt, wie bereits oben darauf hingewiesen, mit verbalen und nonverbalen Mitteln. Zu den letzteren gehören Emoticons und weitere typographische Mittel wie die Großschreibung. Die im deutschen Korpus am meisten verwendeten Emoticons finden sich in Tab. 1 mit der Angabe der Sprechakte, die sie begleiten.

Die pragmatische Funktion der Emoticons besteht nicht darin, selbstständige Sprechakte zu vollziehen, sondern die Illokution der jeweiligen Sprechakte zu verstärken und zu disambiguieren. Emoticons markieren somit nicht nur den emotionalen Zustand des Sprechers, sondern tragen dazu bei, dass der Rezipient den jeweiligen emotional geprägten Sprechakt eindeutig identifiziert.

Tab. 1 Emoticons im deutschen Korpus

Emoticon	Begleitsprechakte
Ausrufezeichen	<u>Vorwerfen</u> Behaupten
Fragezeichen	Vorwerfen Behaupten
Großschreibung	Widerspruch Behaupten (sagen Nein)
Hand mit nach oben zeigendem Daumen	Zustimmen
Neutrales Gesicht	Zitierendes Zustimmung

Tab. 2 Sprechakte im deutschen Korpus

Sprechakt	Ausrichtung	Häufigkeit	%
Begründen	sachverhaltszentriert	5	1
Behaupten	sachverhaltszentriert	95	19
Beschimpfen	gegnerzentriert	15	3
Drohen	gegnerzentriert	20	4
Ironie	gegnerzentriert	10	2
Vorwurf	gegnerzentriert	160	32
Widerlegen	sachverhaltszentriert	10	2
Widersprechen	sachverhaltszentriert	30	6
Zustimmendes Liking	selbstzentriert	35	7
Zustimmendes retweeten	selbstzentriert	70	14
Emotionale Sprechakte Gesamt		450	90
Restmenge <sup>8</sup>		20	10
Gesamt		1000	100

Wie Tab. 2 zeigt, betragen die sachverhaltszentrierten Sprechakte 28% aller emotional geprägten Sprechakte. Die selbstzentrierten Sprechakte machen lediglich 21% im Korpus aus. Den Großteil der emotional geprägten Sprechakte repräsentieren jedoch die gegnerzentrierten Sprechakte mit 41%. Schon dieses statistische Ergebnis zeigt, wie emotional der Sprechakt **PROTESTIEREN** ausgerichtet ist. Wichtig ist zudem, mit welchen Emotionen sich die Haltung der Protestierenden gegen den Gegner richten. Das negative Gefühl, das am meisten beim Protestieren artikuliert wird, ist das des **VORWURFS**, der im deutschen Korpus mit 32% und damit am meisten vertreten ist. Beleg 1 bietet gerade ein Beispiel dafür, das veranschaulicht, mit welcher emotionalen Intensität und mit welcher Ironie der **VORWURF** in Protesten verbunden ist. Merkel wird in diesem Beispiel vorgeworfen, durch die Zulassung von Flüchtlingen aus islamisch geprägten Ländern nach Deutschland die bestehende Ordnung zu gefährden. Die herausragende Stellung von **VORWÜRFEN** in Protesten ist nachzuvollziehen, da Protestierende in der Regel nach einem Schuldigen für den Mangelzustand oder die abgelehnte Entscheidung suchen. Vorwürfe sind gute Mittel, um den Gegner in der Öffentlichkeit zu diskreditieren.

#### Beleg 1



<sup>8</sup> Unter „Restmenge“ verstehe ich in diesem Zusammenhang Sprechakte, die nicht gerade zur Argumentation beitragen. Dazu gehören in den Korpora dieser Studie z.B. direktive Sprechakte wie **AUFFORDERN**.

## Beleg 2



Die nächsten, am meisten vertretenen Gruppen sind BEHAUPTUNGEN und WIDERSPRECHEN. Beleg 2 zeigt, wie Behauptungen emotional vorgetragen werden. Mit Hilfe des Superlativs (*schlimmste*) und der Dramatisierungsvokabeln (*Katastrophe/nie mehr*) widmet sich der Protestierende der negativen Bewertung des gegebenen Zustandes.

Den Namen der deutschen Protestplattformen auf Twitter bildet der Satz „*Wir schaffen das NICHT*“. Dieser Satz stellt einen WIDERSPRUCH zur Aussage von Angela Merkel dar: „Wir schaffen das.“ Mit Hilfe der Großschreibung der Partikel „nicht“ und der Hervorhebung im Original in Rot markiert der Protestierende seine emotionale Geladenheit bei diesem WIDERSPRUCH. Diese Variante des WIDERSPRUCHS ist eine der Widerspruchsvarianten (SPRANZ-FOGASY 1986: 51–62), bei welcher der Sprecher den Geltungsanspruch einer initiativen Behauptung einfach verneint.

### 6.2.1 Sprechaktanalyse des arabischen Korpus

Die gegnerzentrierten Sprechakte im arabischen Korpus machen 79,03% aller Sprechakte (Tab. 3) aus, während die sachverhaltszentrierten Sprechakte lediglich 12% aller Sprechakte im arabischen Korpus ausmachen. Nur 7% aller Sprechakte sind sprecherzentriert und dienen dazu, den Zusammenhalt und die Geschlossenheit der Protestgemeinschaft zu fördern. Somit zeichnet sich der arabische Stil bei Protesten gegenüber dem deutschen Stil durch eine höhere emotionale Konzentration auf die Person des Gegners und eine geringere Konzentration auf die strittigen Sachverhalte aus. Auch unter den gegnerzentrierten Sprechakten machen sich im arabischen Korpus Unterschiede zum deutschen Korpus bemerkbar. Zwar ragt wieder hier im arabischen Korpus der emotional geladene Sprechakt VORWURF unter allen gegnerzentrierten Sprechakten hervor, jedoch um 7% mehr als im deutschen Korpus. Der VORWURF richtet sich hier sowohl gegen die Person des britischen Botschafters als auch gegen sein Land. Während in Beleg 4 Großbritannien den VORWURF gemacht wird, die Ressourcen Ägyptens geplündert zu haben, wirft die Protestierende in Beleg 4 dem ganzen britischen Volk ohne Zurückhaltung Rassismus vor. Auch das Fehlen einer Abschwächung von Vorwürfen stellt eine weitere Markierung der emotionalen Intensität dar.

Im Gegensatz zur Überschrift der deutschen Twitter-Protestplattformen, die einen WIDERSPRUCH konstatieren, formuliert die Bezeichnung des arabischen Protest-Hashtags zur Manifestation der Empörung über die Aussage des Gegners eine emotional aufgeladene und sanktionierende AUFFORDERUNG: „*≠Weist den britischen Botschafter aus!*“, die zunächst an die eigene Regierung gerichtet und in der Intention als ZURÜCKWEISUNG

an die Adresse des Botschafters selber zu verstehen ist. ZURÜCKGEWIESEN wird der Geltungsanspruch, dass es in Ägypten keine Gleichbehandlung und keine soziale Gerechtigkeit gebe, während Großbritannien, vertreten durch die britische Botschaft in Kairo, dies verkörpere und auch hinsichtlich der Stellenausschreibung des Botschafters in die Tat umsetze. Die AUFFORDERUNG versteht sich als die Konsequenz einer sofortigen Strafe auf einen erhobenen Geltungsanspruch. Hier wird nicht nur die Möglichkeit ausgeschlossen, Argumente auszutauschen, sondern darüber hinaus die Diskussion an sich als eine Form der verbalen Verständigung über einen möglichen Konsens. Zudem klingt bei dieser emotionalen AUFFORDERUNG ein sanktionierendes Machtverhältnis auf der Seite der Protestierenden gegenüber dem britischen Botschafter als Gegner an.

Tab. 3: Sprechakte im arabischen Korpus

Sprechakt	Ausrichtung	Häufigkeit	%
Beschimpfen	gegnerzentriert	55	11
Drohen	gegnerzentriert	70	14
Fluch	gegnerzentriert	0,15	0,03
Ironie	gegnerzentriert	75	15
Vorwurf	gegnerzentriert	195	39
Widerlegen	sachverhaltszentriert	10	2
Widersprechen	sachverhaltszentriert	50	10
Zustimmendes Liking	selbstzentriert	15	3
Zustimmendes retweeten	selbstzentriert	20	4
Emotionale Sprechakte Gesamt		485,15	98,03
Restmenge		9,85	1,97
Gesamt		1000	100

Beleg (3)

(.DR.ahmed.) تحيا مصر @Seeme100000

جناب السفير ابن بتاع الزباله عاوز حق مصر اللي سرقته من ايام ملوك مصر بالاضافه لتحويلنا علي كل سنه احتلال #اطردوا\_السفير\_البريطاني

**Übersetzung:**

*(Sehr geehrter Herr Botschafter, der Sohn von Müllsammlern begehrt das Recht Ägyptens, das ihr vor Jahrzehnten während der Königszeit geplündert habt. Hinzu kommt die Entschädigung für jedes Besatzungsjahr. #Weist den britischen Botschafter aus!)*

## Beleg (4)



## Übersetzung:

*Das Merkwürdige an der ganzen Sache ist, dass gerade der Botschafter jenes Volkes, das am meisten rassistisch ist und das die Ressourcen anderer Länder geplündert hat, es ist, der uns heute Ungerechtigkeit vorwirft. Da wundere ich mich sehr! (doppeltes Symbol für ein irritiertes Gesicht)*

Tab. 4 Emoticons im arabischen Korpus

Emoticon	Begleitsprechakte
Ausrufezeichen	<u>Vorwerfen</u> Behaupten
Fragezeichen	Vorwerfen Behaupten
Großschreibung zur Markierung der Aufgeregtheit	Widerspruch Behaupten (sagen Nein)
Hand mit nach oben zeigendem Daumen	Zustimmen
Neutrales Gesicht	Zitierendes Zustimmung

Anhand von Tab. 4 sind die Sprechakte im Arabischen ersichtlich, welche durch die Emoticons ebenfalls eine Verstärkung und eine Disambiguierung erfahren. Auch hier zeigt sich, dass Emoticons vor allem beim Vollzug von gegnerzentrierten Sprechakten Anwendung finden. Es zeigt sich bei verbalen wie bei nonverbalen Ausdrucksmitteln eine Art „emotionale Kohärenz“ der Protestierenden im Deutschen wie im Arabischen.

## 7. Zusammenfassung und Perspektiven

Dieser Beitrag stellt einen ersten Ansatz zur Untersuchung der emotionalen Sprechakte in Protesten dar. Ausgehend von einer Definition des Protestierens als einem diskursiven und zugleich emotionalen Makrosprechakt mit subsidiären Sprechakten, die je nach Kontext, Kultur und Akteuren variieren, wollte dieser Beitrag zwei selbstgestellte Fragen beantworten: die Realisierung und die Distribution der typischen, emotional geprägten Sprechakte im Deutschen und im Arabischen beim Vollzug von Protesten, ihre Ausrichtung und Fokussierung sowie die damit verbundenen Emotionen. Beide Fragen sind weitgehend beantwortet worden, auch wenn eine weitere Vertiefung erforderlich bleibt.

Zunächst ist in diesem Beitrag der Vorschlag der „emotional geprägten Sprechakte“ gemacht worden, welche ein Kontinuum an Emotionalität haben und sich nicht nur auf die

inneren Zustände des Sprechers beschränken, wie von Searle und Austin vorgesehen, sondern eine Form der sozialen Interaktion mit der Welt und den Personen darstellen. Nicht nur mit Wörtern kann man etwas machen, sondern auch mit negativen und positiven Emotionen. Das ist die Position dieses Beitrags.

Diese Studie hat zudem gezeigt, dass der Makrosprechakt im Deutschen wie im Arabischen die Hauptintention der ZURÜCKWEISUNG von strittigen Sachverhalten oder Geltungsansprüchen hat. In beiden Sprachen ist zudem eine Fokussierung auf den Gegner festzustellen, wobei diese Fokussierung im Arabischen stärker als im Deutschen ist. Das mag damit zu tun haben, dass die arabische Kultur tendenziell kollektivistisch ausgerichtet ist und dass das Individuum dort den erklärten Gefühlen des Kollektivs eher verpflichtet bleibt, zumal wenn es sich um eine fremde Macht handelt, die im arabischen Korpus durch den britischen Botschafter repräsentiert wird.

Die typischen sachverhalts- und gegnerzentrierten emotional geprägten Sprechakte, die den Makrosprechakt PROTESTIEREN im Deutschen konstituieren, sind vor allem VORWERFEN, BEHAUPTEN, WIDERSPRECHEN, WIDERLEGEN, DROHEN, IRONIE, BEGRÜNDEN. Die entsprechenden Sprechakte im Arabischen sind VORWERFEN, AUFFORDERN, IRONIE, DROHEN, BESCHIMPFEN, FLUCHEN.

Das arabische Protestieren zeigt sich deutlich emotionaler als das Protestieren im Deutschen. So wird im Arabischen nicht die Aussage des Gegners einfach zurückgewiesen, sondern mit höherer Intensität die Person des Gegners selber. Protestierende verlangen die unmittelbare Sanktionierung des Gegners, was sich im deutschen Korpus nicht feststellen lässt. Im Deutschen wie im Arabischen verwenden Protestierende häufig Emoticons zur emotionalen Verstärkung und zur Klarstellung ihrer Intentionen. Hier ergänzen sich verbale und nonverbale Mittel und bieten ein Bild emotionaler Kohärenz in Protesten.

Dieser Beitrag hat einen Anfang in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der sprachlichen und visuellen Konstruktion von Protesten gemacht. Es bahnten sich mehr Fragen als Antworten an. Weiterführende Fragen zur Untersuchung der Sprache des Protests wären, um hier nur einige zu nennen: Gibt es eine Gender- und Altersgruppenspezifität beim Vollzug von Protesten und welche Wirkung haben die Social Media auf die Konstruktion von Protesten im Vergleich z.B. zu den Printmedien? Weiterhin bietet sich die vertiefte Untersuchung der Aspekte der Höflichkeit und der Unhöflichkeit wie auch der Aspekte der Mündlichkeit und der Schriftlichkeit an. Zudem sollen weitere Arbeiten die Unterschiede zwischen dem Protestieren und anderen naheliegenden Kommunikationsverfahren, wie die ideologische Agitation oder Subversion, herausarbeiten.

## Literatur

- AGUERT, Marc / LAVAL, Virginie / LE BIGOT, Ludovic / BERNICOT, Josie (2010): Understanding Expressive Speech Acts: The Role of Prosody and Situational Context in French-Speaking 5- to 9-Year-Olds. In: *Journal of Speech, Language and Hearing Research* 53, 1629-1641.
- AUSTIN, John (1962): *How to do things with words*. Cambridge.
- BACH, Kent / HARNISH, Roger M. (1979): *Linguistic communication and speech acts*. Cambridge.

- CARRETERO, Marta / MAÍZ-ARÉVALO, Carmen / MARTÍNEZ, M. Ángeles (2015): An analysis of expressive speech acts in online task-oriented interaction by university students. In: *Procedia – Social and Behavioral Sciences* 173, 186–190.
- DIJK, van Teun A. (1980): *Macrostructures: An interdisciplinary study of global structures in discourse, interaction, and cognition*. Hillsdale, N.J.
- ENGEL, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- FANDRYCH, Christian / THURMAIR, Maria (2011): *Textsorten im Deutschen: Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht*. Tübingen.
- FIEHLER, Reinhard (1990): *Kommunikation und Emotion. Theorie und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin, New York.
- GHERAIRI, Jasmina (2015): *Persuasion durch Protest! Das Kommunikationsverfahren Protest als rhetorischer Fall, seine Akteure und eine Taxonomie der Protesttechniken*. Wiesbaden.
- GILBERT, Michael A. (2001): Emotional Messages. In: *Argumentation* 15, 239–249.
- GROHMANN, Miriam / ABDULSALAM, Kamil, Layla / WYSS KONTAR, Eva Lia. (2015): Selfie-Proteste – eine emergente Praktik des Protests im Web 2.0. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*. 11. Jahrgang, Heft 01, 21–47.
- GUIRAUD, Nadine / LONGIN, Donimique / LORINI, Emiliano / PESTY, Sylvie / RIVIÈRE, Jérémy (2011): The face of emotions: A logical formalization of expressive speech acts. In: TUMER, Kagan / YOLUM, Pinar / SONENBERG, Liz / STONE, Peter (Hg.). *Proceedings of the 10th International Conference on Autonomous Agents and Multiagent Systems (AAMAS 2011), May, 2–6, 2011, Taipei, Taiwan*, Richland, SC, 1031–1038.
- JASPER, James M. (1998): The Emotions of Protest: Affective and Reactive Emotions in and around Social Movements. In: *Sociological Forum*, vol. 13, no. 3, 397–424.
- RONAN, Patricia (2015): Categorizing expressive speech acts in the pragmatically annotated SPICE Ireland corpus. In: *ICAME Journal*, vol. 39, 25–45.
- RUCHT, Dieter (2012): Massen mobilisieren. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. (<http://www.bpb.de/apuz/138274/massen-mobilisieren>, Zugriff am 20.11.2015).
- SCHWARZ, Norbert / CLORE, Gerald L. (1996): Feelings and phenomenal experiences. In: HIGGINS, E. Tory / KRUGLANSKI, Arie W. (Hg.): *Social psychology: Handbook of basic principles*, vol. 2, New York, 385–407.
- SEARLE, John R. (1981): *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. London, New York, Cambridge.
- SIEBEL, Mark (2003): Illocutionary Acts and Attitude Expression. In: *Linguistics and Philosophy* 26, 351–366.
- SPRANZ-FOGASY, Thomas (1986): *„Widersprechen“: Zu Form und Funktion eines Aktivitätstyps in Schlichtungsgesprächen. Eine gesprächsanalytische Untersuchung*. Tübingen.
- THIMM, Caja / DANG-ANH, Mark / EINSPÄNNER, Jessica (2011): Diskurssystem Twitter: Semiotische und handlungstheoretische Perspektiven. In: ANASTASIADIS, Mario / THIMM, Caja (Hg.): *Social Media. Theorie und Praxis digitaler Sozialität* (Bonner Beiträge zur Medienwissenschaft, 10). Frankfurt am Main, 265–285.
- URIONA, Viviana (2007): „Protest“. In: BRAND, Ulrich / LÖSCH, Bettina / THIMMEL, Stefan (Hg.): *ABC der Alternativen. Von »Ästhetik des Widerstands« bis »ziviler Ungehorsam«*. Hamburg, 174–175.
- YUS, Francisco (2011): *Cyberpragmatics: Internet-mediated communication in context*. Philadelphia.



## DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE

Renata Budziak  
Universität Rzeszów

Deutschunterricht in Mittelschulen Galiziens – Diskussion  
in der Fachzeitschrift *Muzeum* in den Jahren von 1885 bis 1892

**Discussion about the teaching of German language in the journal *Muzeum* from 1885 to 1892.** – The introduction of autonomy in Galicia meant getting certain privileges for the Poles living in this part of Austria-Hungary. The most important of these benefits was the introduction of the Polish language as an official language and the foundation of the National School Council – an institution which took over Vienna’s responsibility for organizing the education. This new situation required modifications within the teaching process of the German language, the status of which underwent a dramatic change from the main means of communication to one of the many school subjects. Not surprisingly, the direction and content of these modifications have been discussed for years. These discussions can be followed today by analyzing the magazine “Museum” – at that time one of the few Polish publications with pedagogical-didactic profile, which dealt with the problems in secondary education.

**Keywords:** German language in Galicia, Journal of Education, education policy in Galicia, history of German as a foreign language in Poland

**Dyskusja na temat języka niemieckiego w czasopiśmie *Muzeum* w latach od 1885 do 1892.** – Wprowadzenie autonomii w Galicji oznaczało dla Polaków żyjących w tej części monarchii austro-węgierskiej uzyskanie pewnych przywilejów. Najważniejszym z nich było wprowadzenie języka polskiego jako obowiązującego języka urzędowego i utworzenie Rady Szkolnej Krajowej – instytucji, która przejęła od Wiednia wszelkie kompetencje dotyczące organizacji szkolnictwa. Ta nowa sytuacja pociągnęła za sobą konieczność dokonania zmian w nauczaniu języka niemieckiego, który z głównego instrumentu komunikacji stał się jednym z wielu przedmiotów szkolnych. Na temat kierunku i treści tych zmian toczyły się wieloletnie dyskusje, a prześledzić można je dzisiaj, analizując czasopismo *Muzeum*, które wówczas należało do nielicznych polskich publikacji o profilu pedagogiczno-dydaktycznym, podejmujących problematykę szkolnictwa średniego.

**Słowa kluczowe:** periodyki pedagogiczno-dydaktyczne z XIX wieku, status języka niemieckiego w szkolnictwie galicyjskim, język niemiecki w polskim szkolnictwie średnim, historia nauczania języka niemieckiego w Polsce

## 1. Historisch-politische Rahmenbedingungen

Im Zuge des sog. „Kleinen Ausgleichs“ (1867) wurden Galizien umfassende Autonomierechte zugestanden. Das erste wichtige Zugeständnis der österreichischen Regierung war die Verabschiedung eines Landesgesetzes am 22. Juni 1867 über die Unterrichtssprache

im Volks- und Mittelschulwesen. Dieses Gesetz hatte zur Folge, dass in Westgalizien die deutsche Amtssprache durch die polnische ersetzt wurde (*Ustawa o języku wykładowym...* 1913: 20). Somit änderte sich der Status des Deutschen auch im Schulwesen, und zwar weg von der Unterrichtssprache hin zu einer Fremdsprache. Eine zweite Konzession, die die Umgestaltung des Schulwesens in Galizien erheblich beeinflusste, war auf die Gründung am 25. Juni 1867 des polnisch dominierten Landesschulrates (Rada Szkolna Krajowa), der fortan alle wichtigen Kompetenzen im Bereich des Bildungswesens innehatte.

## 2. Die Fachzeitschrift *Muzeum*

Die Selbstverwaltung gewährte Galizien im Vergleich zum preußischen und russischen Teilungsgebiet eine freie Entfaltung der polnischen Sprache und Kultur, was sich in vielen Lebensbereichen bemerkbar machte. Günstige Entwicklungsmöglichkeiten boten sich auf dem Gebiet des pädagogischen Zeitschriftenwesens. So verzeichnet JAROWIECKI (1997: 11) für das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts insgesamt sechzig Titel, von denen sich immerhin dreißig bis 1914 erfolgreich auf dem Markt etablieren konnten. Eines der renommiertesten und einflussreichsten Periodika mit einer theoretisch- und praktisch-pädagogischen Ausrichtung war die in Lemberg erscheinende Monatsschrift *Muzeum*. Sie wurde 1885 als Presseorgan des Hochschullehrerverbandes (Towarzystwo Nauczycieli Szkół Wyższych) ins Leben gerufen und bis 1939 prägte sie in besonderer Weise den Gedankenaustausch über die neuesten Entwicklungen nicht nur im galizischen, sondern auch im preußischen und russischen Bildungswesen. *Muzeum* bot in monatlicher Folge unter anderem tiefgründige Fachaufsätze, kleine Beiträge verschiedenen Inhalts, Berichte über Aktivitäten der Gesellschaft für Hochschullehrer, Fachbuch- und Lehrbuchbesprechungen, amtliche Schulerlasse und dergleichen mehr (MAJCHROWICZ 1925: 7). In Übereinstimmung mit den Zielen des Hochschullehrerverbandes wurden die Fragen nach der Organisationsform und den Lehrprogrammen im Mittel- und Hochschulwesen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, und die vorrangige Aufgabe der Zeitschrift bestand darin, vielseitige Möglichkeiten zur umfangreichen Modernisierung der in vielerlei Hinsicht nicht mehr zeitgemäß organisierten galizischen Mittelschulen aufzuzeigen und so das Schulwesen in einem umfassenden Sinn zu fördern (MAJCHROWICZ 1925: 6). Das Periodikum deckte ein breites Spektrum an bildungs- und erziehungsrelevanten Themen ab und diente als Forum für die Veröffentlichung und Diskussion kontroverser Fragen wie etwa Überbürdung (GERMAN 1886: 283–302) und Armut von Schülern (MAZOWIECKI 1894: 532–536), sowie dringender Probleme wie akuter Lehrermangel (*Brak sił nauczycielskich* 1900: 145–162) und Maßnahmen zur Professionalisierung des Lehrerberufes (ĆWIKLIŃSKI 1897: 729–748). Die Bedeutung der Zeitschrift *Muzeum* in der Historiographie der polnischen pädagogischen Presse liegt überdies darin, dass sie den Wissenstransfer in den Bereichen Pädagogik und Psychologie<sup>1</sup> maßgeblich unterstützte, indem sie neuen,

<sup>1</sup> Als Quellen dienen in erster Linie deutschsprachige Periodika wie *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* (Berlin), *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* (Wien), *Zeitschrift für pädagogische Psychologie* (Berlin) u.a. (SZMYD 1996: 189–196).

innovativen Ideen und modernen Entwicklungsansätzen im deutschen und österreichischen Bildungswesen gegenüber stets aufgeschlossen war (KARBOWIAK 1909: 44–47). Besonders in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als die Wissensgebiete Psychologie und Reformpädagogik eine gewisse Höhe erreicht hatten, wurde eine Vielzahl von einschlägigen Monographien und Beiträgen in *Muzeum*-Heften präsentiert und kritisch begutachtet. Die Zeitschrift *Muzeum* scheint schließlich eine wichtige Quelle für die Erforschung geschichtlicher Aspekte der polnischen Fachpresse zu sein.

In der Kommunikations- und Medienwissenschaft findet man bis heute verschiedene Versuche, den Begriff Fachzeitschrift/Fachpresse näher zu bestimmen. VOGEL (2013: 79) geht von der Makroebene aus und untergliedert die Fachpresse in berufsfachliche Presse, die der Unterrichtung und dem Austausch unter den Berufsangehörigen dient und in wissenschaftliche Fachpresse, die sich hauptsächlich mit der fachwissenschaftlichen Reflexion, Erörterung und Weiterentwicklung befasst. Nach der hier vorgenommenen Differenzierung trifft vor allem das erste Kriterium auf die Zeitschrift *Muzeum* zu, deren konzeptionelle Ausrichtung und thematische Schwerpunkte sich stark auf Interessen und Angelegenheiten von Lehrkräften im Mittelschulwesen bezogen (KARBOWIAK 1909: 59). Dafür spricht auch die Tatsache, dass in regelmäßigen Zeitabständen amtliche Schulreglements sowie Richtlinien und schulrelevante Informationen im *Muzeum* veröffentlicht wurden mit der Absicht, breiten Kreisen galizischer Lehrer die Zugänglichkeit dieser ständig aktualisierten Dokumente zu erleichtern (JANELLI 1909). Betrachtet man die Inhalte der Zeitschrift, stellt man außerdem fest, dass ausführliche Berichte über den Verlauf von Sitzungen und die vom Hochschullehrerverband gefassten Beschlüsse zu ihrem festen Bestandteil gehörten. Die Gebundenheit an Aktivitäten der Lemberger Organisation ist der entscheidende Faktor dafür, dass sich *Muzeum* nicht nur als eine Fachzeitschrift, im berufs- und sachbezogenen Sinne des Bestimmungswortes ‚Fach‘, sondern gleichzeitig auch als eine Verbandszeitschrift charakterisieren lässt. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu modernen Fachzeitschriften, denn nach der Sichtweise der Presseforschung gehören Standes- und Verbandszeitschriften nicht zur Gattung ‚Fachzeitschrift‘, sondern bilden einen separaten Typus (PÜRER/RAABE 2007: 22).

Legt man hingegen die von Otto GROTH (1960: 102–103) formulierten Kriterien an, die der bedeutende deutsche Journalist und Medienwissenschaftler zwar für die Gattung ‚Zeitung‘ erarbeitet hatte, die aber eingeschränkt auch auf ‚Zeitschrift‘ und ‚Fachzeitschrift‘ anwendbar sind (DERNBACH 2010: 36–38), so werden weitere Gemeinsamkeiten sichtbar, die *Muzeum* mit modernen Publikationen dieser Art aufweist. Die vier charakteristischen Merkmale sind: Aktualität, Periodizität, Publizität und Universalität.

Aktualität – sie hängt stark von der Erscheinungsweise ab und ist für die Tageszeitungen essentiell; für Zeitschriften und, in einem noch stärkeren Maße für Fachzeitschriften, ist sie zwar weniger relevant, dennoch sind auch sie nicht völlig von der Aktualität losgelöst. Auf die Zeitschrift *Muzeum* ist dieses Merkmal ohne Weiteres anwendbar. In monatlich und seit 1920 in vierteljährig herausgegebenen Heften, informierte sie interessierte Fachkreise relativ zeitnah über aktuelle Ereignisse in den Bereichen Schule, Bildung und Erziehung.

Periodizität – damit ist die Regelmäßigkeit des Erscheinens gemeint und auch dieses Merkmal trifft auf die Zeitschrift *Muzeum* uneingeschränkt zu, denn innerhalb von

54 Jahren ihres Bestehens musste sie ihr Erscheinen in regelmäßigen Zeitabständen nur kriegsbedingt einstellen.

Publizität – bedeutet allgemeine Zugänglichkeit einer Publikation. Fachzeitschriften sind, ebenso wie Zeitschriften, potenziell jedem zugänglich. Dennoch ist davon auszugehen, dass Themen und Inhalte nicht jeden ansprechen, wodurch der Kreis potenzieller Leser einer Fachzeitschrift eingengt wird. Ein anderer wichtiger Faktor wäre die Verständlichkeit der zum Teil hochgradig spezialisierten Inhalte aus dem jeweiligen Fachgebiet, die für ein Gesamtpublikum eine große Herausforderung darstellen dürften. In Bezug auf die Zeitschrift *Muzeum* wäre hinzuzufügen, dass sie sich vor allem an Mitglieder des Hochschul-Lehrerverbandes richtete, für die sie kostenfrei zugänglich war. Ansonsten konnte *Muzeum* durch Abonnement erworben werden, was den Kreis potenzieller Rezipienten vermutlich noch zusätzlich reduzierte.

Universalität – hier handelt es sich vor allem um thematische Universalität, die konkret bedeutet, dass Informationen aus allen gesellschaftlichen Lebensbereichen aufgenommen werden. Bis heute haben sich die fünf klassischen Ressorts Politik, Wirtschaft, Feuilleton, Lokales und Sport herauskristallisiert. Wie DERNBACH (2010: 37–38) betont, kann diese grundsätzliche Offenheit nach allen Lebensbereichen hin unter Umständen für die gesamte Gattung, nicht aber für eine Fachzeitschrift einzeln geltend gemacht werden, da sie per definitionem auf einen jeweiligen Sachbereich inhaltlich begrenzt ist, wie im Falle der Zeitschrift *Muzeum*, deren Fokus auf schulpädagogischen und didaktischen Fragen der Zeit lag.

Nach modernen Kriterien können wir – grob betrachtet – die Zeitschrift *Muzeum* der Fachpresse zuordnen.

### 3. Deutschunterricht in der Fachzeitschrift *Muzeum*

Die folgenden Ausführungen widmen sich den zeitgenössischen Diskussionen über den Deutschunterricht an galizischen Gymnasien, die im Zeitraum von 1885 bis 1892 in der Fachzeitschrift *Muzeum* publiziert wurden. Wie bereits erwähnt, verlor das Deutsche seit 1867 seine Stellung als Unterrichtssprache im galizischen Schulwesen, dennoch konnte es bis 1918 seinen hohen Stellenwert als gymnasiales Schulfach behalten. Es war die einzige moderne Fremdsprache, die im Lehrplan des neuhumanistischen Gymnasiums festgeschrieben und zudem als Pflichtfach durchgehend auf allen acht Stufen des gymnasialen Kurses unterrichtet wurde (*Sprawozdanie c. k. Rady Szkolnej Krajowej...* 1885: 36, 40). Ferner ist zu beachten, dass eine besondere Stellung der deutschen Sprache in der Bildungspolitik Westgaliziens (und in anderen Territorien der Österreich-Ungarischen Monarchie mit nichtdeutscher Bevölkerung) auch deshalb seine Berechtigung hatte, weil man der Meinung war, dass im Zeitalter der fortschreitenden Industrialisierung der Staat einer allen Völkern der Monarchie verständlichen Sprache bedürfe:

Aber die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der deutschen Sprache als Mittel der Verständigung für alle Oesterreicher muß sich immer mehr Bahn brechen und wird namentlich mit der verstärkten Industrialisierung Oesterreichs zum Gemeingute werden, sobald nur die ewige Fechterstellung und pathologische Ueberreizung einer nüchternen Erwägung der materiellen Interessen Platz

gemacht haben wird. Die deutsche Sprache ist die *lingua franca* des Handelsverkehrs in Oesterreich-Ungarn. Die Wahrung ihrer überragenden Stellung mindestens diessseits der Leitha ist daher zugleich ein Postulat der wirtschaftlichen Einheit und eine wichtige Maßregel ernstlicher ‚Industrieförderung‘ (FISCHEL 1910: XCII).

Angesichts dieser Umstände ist es nicht verwunderlich, dass die deutsche Sprache und der Deutschunterricht in galizischen Mittelschulen zu denjenigen Themenkomplexen gehörten, die im *Muzeum* immer wieder aufgegriffen wurden, zuweilen zu heftigen Diskussionen führten und nicht zuletzt – zumindest in langfristiger Weise – bildungspolitische Entscheidungen beeinflussten. Zu den wirkungsreichen Autoren, die sich jahrzehntelang aktiv an den Debatten beteiligten, zählten Euzebiusz Czerkowski (Rektor der Universität in Lemberg und Abgeordneter des Sejm), Juliusz Ippoldt (Professor an der Universität in Krakau), Ludwik Ćwikliński (Professor an der Universität in Lemberg), Ludomił German (Schulinspektor in Lemberg) und andere.

In den insgesamt dreißig von mir untersuchten Jahrgängen (von 1885 bis 1914) sind mindestens fünfundzwanzig zum Teil sehr umfassende Beiträge enthalten, wie diejenigen von ĆWIKLIŃSKI (1887) und von BAREWICZ (1902), die verschiedene Aspekte des Deutschunterrichts in Galizien beleuchten. Hinzu kommen mindestens dreißig Rezensionen von Lehrbüchern und didaktischen Zusatzmaterialien. Demgegenüber wurden andere moderne Fremdsprachen, wie Englisch, Französisch und Russisch sporadisch, und zwar ausschließlich im Zusammenhang mit Realschulen thematisiert (z.B. *Nowy plan nauk...* 1893, JAWORSKI 1903), was einmal mehr die besondere Relevanz des Deutschunterrichts im galizischen Schulwesen deutlich macht. Parallel zum zahlenmäßig positiven Befund ist auch ein gewisses Maß an Diversifizierung der Beiträge zum Thema Deutschunterricht zu konstatieren. Zum einen betrifft sie die Textsortenvielfalt, zum anderen die inhaltlich-thematische Bandbreite der Beiträge.

### 3.1 Textsorten

In der Klassifikation von modernen Presstextsorten empfiehlt es sich strukturelle und funktionale Kriterien auseinanderzuhalten (BURGER/LUGINBÜHL 2014: 221).

Bei dem strukturellen Kriterium handelt es sich primär um die Unterscheidung zwischen monologischen und dialogischen Texten. In der Fachpresse ist der monologische Text die Regel, der dialogische der Ausnahmefall. Seit dem Beginn ihres Bestehens wurden in der Zeitschrift *Muzeum* monologische Texte veröffentlicht, aber hin und wieder auch Formen, die ansatzweise einen Dialog wiedergaben. Sofern die Rolle des Deutschunterrichts im Mittelschulwesen Galiziens Gegenstand einer Jahreshauptversammlung des Hochschullehrerverbandes war, wie im Jahre 1887, wurde sie zunächst in einem schriftlich fixierten, aber mündlich gehaltenen Referat dargelegt, dem eine Diskussion folgte. *Muzeum* als Verbandszeitschrift war dazu verpflichtet, auch mündlich vorliegende Diskussionsbeiträge zu publizieren und das realisierte sie in Gestalt von ausführlichen Verlaufprotokollen, in denen nicht nur der Diskussionsverlauf, sondern auch die wichtigsten Wortbeiträge in sinngemäßer

Zusammenfassung bis heute konserviert sind. Diese aus heutiger Sicht in der Fachpresse eher ungewöhnliche Kombination stellte bis zur Erfindung und Verbreitung handhabbarer Geräte zur Aufnahme und Wiedergabe von Schall die einzige Möglichkeit dar, mündlich realisierte Kommunikationsformen aufzuzeichnen und dauerhaft zu speichern.

Von den grundsätzlichen Funktionen Information, Appell, Obligation, Kontakt, Deklaration (BRINKER 2010) sind auf Textsorten in der Presse vor allem die beiden erst genannten anwendbar (BURGER/LUGINBÜHL 2014: 221). Die Relevanz der informationsbetonten Texte liegt darin, dass sie ein wichtiges Verbreitungsmittel für Informationsaustausch sind, wobei hier zwischen Artikeln, die originäres Wissen enthalten oder eine Aufbereitung bereits vorhandener Informationen darstellen, zu unterscheiden wäre. Die Appell-Funktion kommt zum einen in meinungsbetont-persuasiven Texten zum Ausdruck, in denen es darum geht „eine bestimmte Einstellung einer Sache gegenüber einzunehmen (Meinungsbeeinflussung)“, zum anderen lässt sie sich in instruierend-anweisenden Texten ausmachen, die darauf abzielen „eine bestimmte Handlung zu vollziehen (Verhaltensbeeinflussung)“ (BRINKER 2010: 102, vgl. auch LÜGER 1995).

Betrachtet man die zum Teil anspruchsvollen Essays und elaborierten Aufsätze, in denen der Deutschunterricht an galizischen Schulen mehrfach thematisiert wurde, ist in den meisten Fällen leicht feststellbar, dass informationsbetonte und wissensbezogene Texte im Vordergrund stehen, was sicherlich mit der allgemeinen Zielsetzung der Fachzeitschrift im Einklang stand. Mit ihrer Kritik und ihren Versuchen einer Lösungsfindung intendierten die Textproduzenten zudem meinungsbildend auf das Lesepublikum einzuwirken, indem sie das in ihren Texten bereitgestellte Wissen schulpolitisch relevant zu setzen versuchten, wobei sie zum Teil auch Gründe für diese Relevanz angegeben hatten. Auf diese Weise wurde Öffentlichkeit für bestimmte Schulprobleme und Missstände geschaffen, was im Verlauf der Jahre in mancher Hinsicht tatsächlich zu neuen schulpolitischen Entscheidungen führte (siehe 3.2). Einige der den Deutschunterricht thematisierenden Textbeiträge weisen darüber hinaus einen handlungsbeeinflussenden, instruierend-anweisenden und auffordernden Charakter auf. Hierzu gehört vor allem die Instruktion aus dem Jahre 1892 (siehe 3.3) und außerdem lassen sich diverse vom Landesschulrat erlassene Rundschreiben für Deutschlehrer dieser Kategorie zuordnen, wie etwa eine Verordnung von 1890, in der detaillierte Vorgaben über die Produktion bestimmter schriftlicher Textsorten und über ihre Anzahl auf den einzelnen Klassenstufen festgelegt wurden. Seit 1902 führte die Redaktion des *Muzeum* eine Neuerung ein, die darin bestand, dass bestimmte Themenkategorien auf verschiedene, optisch voneinander klar abgegrenzte Rubriken verteilt wurden. Der Vorteil dieser in der heutigen Presse fest etablierten Lösung liegt zum einen darin, dass auf die spezifische Textsorte oder auf die beabsichtigte Textfunktion auch noch metakommunikativ hingewiesen wird, zum anderen haben Rubriken, und somit die auch im Hinblick auf Thema oder Textsorte konvergenten Beiträge, zumeist ihren festen Platz innerhalb der Publikation. In der Fachzeitschrift *Muzeum* wurden seit Beginn des 20. Jahrhunderts Textbeiträge über didaktische und schulpolitische Aspekte des Deutschunterrichts hauptsächlich in dem als *Artikel, Abhandlungen und Referate* überschriebenen Teil präsentiert – eine Rubrik, der neben den regulär publizierten Berichten über Sitzungen des Hochschullehrerverbandes zentraler Stellenwert im *Muzeum* zukam. Auch der Teil *Buchbesprechungen und Berichte* ist

für unser Thema relevant, da hier nicht nur Rezensionen von Lehrmaterialien für Deutsch, sondern auch polemische Antworten ihrer Verfasser enthalten sind.

### 3.2 Zeitschrift *Muzeum* und schulpolitische Entscheidungen in Galizien

Eine fachdidaktische Diskussion über Inhalte, Zielsetzungen und methodische Empfehlungen, die für den Unterricht in Deutsch als Fremdsprache angestrebt werden sollten, wurde am 12. Dezember 1885 angestoßen, als der Abgeordnete Adam Sapięha vor dem galizischen Landtag schlechte Leistungen polnischer Schüler kritisierte und scharfe Worte gegen die Qualität des gymnasialen Deutschunterrichts richtete. Seine Kritik haben überholte Methoden und Lehrmaterialien auf sich gezogen, aber vor allem rügte Sapięha unzureichende Deutschkenntnisse der polnischen Abiturienten, die im besten Fall über passive Sprachkompetenz verfügten. Diese genüge aber weitaus weder für schriftliche noch für mündliche Kommunikation außerhalb des Klassenraumes, geschweige denn für Bildungs- und Fachsprache im Berufsalltag. Allein dadurch sei der Zugang zum öffentlichen Dienst und zu höheren Staatsposten für viele junge Polen erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht – so Sapięha (*Sprawa nauki języka niemieckiego w Sejmie* 1887: 14). Aus dem akademischen und gymnasialen Milieu folgten prompt Reaktionen auf Sapięhas Rede, und als Plattform für lebhaftere Debatten darüber, wie man dieses Problems Herr werden sollte, wurde die Fachzeitschrift *Muzeum* in Anspruch genommen. Eine der Ursachen für diesen offensichtlichen Missstand wurde in der Vielfalt unterschiedlicher lokaler und regionaler Regelungen und Unterrichtsbedingungen gesehen und deshalb mehrten sich in den folgenden Jahrgängen des *Muzeum* (vor allem seit 1887) Artikel, in denen Forderungen an den Landesschulrat gerichtet wurden, Maßnahmen zu ergreifen, die möglichst bald diesen chaotischen Zustand beheben und zur Verbesserung der Unterrichtsqualität im Fach Deutsch beitragen würden. Einen wichtigen Beitrag zur Diskussion leistete 1887 L. Ćwikliński mit seinem ausführlichen Referat *W sprawie nauki języka niemieckiego*, in dem er allgemeine Rahmenbedingungen des gymnasialen Deutschkurses umriss, dessen künftige Zielsetzungen absteckte und konkrete Vorschläge machte, wie etwa die Einrichtung der zweiten Planstelle für einen Deutschlehrer und die Reduzierung der Schülerzahl, die in der Regel zwischen 50 bis 60 Lernenden in einer gymnasialen Klasse schwankte. In diesem Kontext machte Ćwikliński auf die immer akuter werdende Notwendigkeit aufmerksam, den Deutschunterricht gesetzlich zu regeln. Die Relevanz dieser Maßnahme wurde deshalb als immens wichtig erachtet, weil man schon damals fest davon überzeugt war, dass man mit einheitlichen und konzeptionell stimmigen Normen den Lehrenden eine bessere Orientierung für die tägliche Unterrichtspraxis bereitstellen würde, was sich insbesondere auf die Effektivität des Deutschunterrichts positiv auswirken würde. In den folgenden vier Jahren war Ćwiklińskis Beitrag Gegenstand von kontroversen Diskussionen, verschiedene Anträge wurden gestellt und Anfragen an Fachgremien gerichtet. Als Ergebnis all dieser Aktivitäten wurden zwei bedeutende Dokumente erarbeitet, die in den nächsten Jahrzehnten die methodische und inhaltliche Gestaltung des gymnasialen

Deutschunterrichts entscheidend prägten. Es handelt sich hierbei um eine allgemeine Instruktion und um detaillierte Vorgaben für die einzelnen Klassenstufen (1892). Der jeweils aktuelle Stand dieses Diskurses, ebenso wie beide Richtlinien waren für die interessierte Öffentlichkeit in der Zeitschrift *Muzeum* zugänglich.

### 3.3 *Instrukcja dla nauczycieli języka niemieckiego w klasach I.–IV. szkół średnich* (1892)

Obwohl *Die Instruktion für Deutschlehrer in den Klassen I–IV der Mittelschulen* noch keinen wissenschaftlich begründeten Lehrplan darstellt, war sie im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das einflussreichste Dokument, das einen vorläufigen Schlusspunkt unter eine jahrelange Debatte über Lehrziele, -inhalte, -methoden und -mittel des Deutschunterrichts an galizischen Gymnasien setzte (SZAROTA 1908). Aus historischer Perspektive ist die *Instruktion* zugleich wohl eine der ersten Formen eines Curriculums, das in dieser Klarheit für eine moderne Fremdsprache auf polnischem Boden entwickelt worden ist. Nach unserem heutigen Verständnis weist die *Instruktion* ein hohes Maß an Affinität zu einem Lehrplan auf, denn hier werden konsequent und umfassend Inhalte und Mittel des Unterrichtens der deutschen Sprache an galizischen Mittelschulen beschrieben sowie seine Zielsetzungen begründet. Schließlich wird in diesem Dokument auch der didaktische Ort des modernen Fremdsprachenunterrichts in Abgrenzung von den klassischen Sprachen einerseits und vom muttersprachlichen Unterricht andererseits festgelegt. In dieser Differenzierung steckt bereits eine zukunftsfähige Überlegung, nämlich das Nützlichkeitskonzept der Kommunikation in der Fremdsprache und die Priorität des Sprechen-Lernens:

Nauka języka niemieckiego w szkole średniej powinna doprowadzić do tego, aby uczniowie nabyli należytej wprawy w wyrażaniu swych myśli w tym języku w słowie i piśmie w zakresie szkolnego wykształcenia. [...] Nauczyciel nigdy nie spuści z oka swego zadania, iż poprawne mówienie po niemiecku jest celem, do którego winien doprowadzić swych uczniów (S. 548). [Ziel des Deutschunterrichts an der Mittelschule ist, die Schüler dazu zu befähigen, dass sie ihre Gedanken in deutscher Sprache in Wort und Schrift formulieren können. Der Lehrer soll stets seine Aufgabe im Auge behalten und korrektes Sprechen auf Deutsch als übergeordnetes Lehrziel betrachten, an das er seine Schüler heranführen sollte. – Übersetzt von der Autorin]

Die *Instruktion* enthält darüber hinaus einige Vorgaben, die in modernen Lehrplänen so nicht vorhanden sind, damals aber zum festen Bestandteil des Lernprozesses gehörten. Es handelt sich hierbei um solche unterrichtlichen und außerunterrichtlichen Aktivitäten wie Wiederholung, Memorieren und Hausaufgaben. Demgegenüber findet man in der *Instruktion* keinerlei Hinweise auf mögliche Verfahren des Prüfens und Beurteilens, da sie damals meistens separat in Erlassen und Verordnungen des Landesschulrates festgelegt wurden.

An der *Instruktion* fällt ihre mittels Zwischenüberschriften durchgegliederte Textstruktur auf, was in den damaligen Ausgaben des *Muzeum* eine absolute Ausnahme darstellt. Das Gliederungsprinzip ist nicht einheitlich, denn es vermengt organisatorische Fragen des gymnasialen Deutschkurses, z.B. seine Aufteilung in die niedere (die erste und zweite

Klasse) und mittlere Stufe<sup>2</sup> (die dritte und vierte Klasse), mit inhaltlich-thematischer Ebene, die Vorgaben für Kenntnisse von Grammatik, Aussprache, Lexik und teilweise auch für die Fertigkeiten Sprechen, Lesen und Schreiben beinhaltet. Auf die dominante Textfunktion weist in erster Linie der Titel hin, ansonsten wird sie mittels Sprachhandlungen instruktiven, begründenden und appellativen Charakters realisiert, was häufiges Vorkommen im Text der Verben *powinno się, należy, musi być, nie może być* („sollen“, „müssen“) u.a. nahelegt. Wie man sich damals die Vermittlung von Wissen über Zusammenhänge und Abläufe im Deutschunterricht vorgestellt hatte und sicherlich auch das Lehrverhalten zu beeinflussen bezweckte, sollen folgende Handlungsanweisungen illustrativ darstellen:

Nie tak należy naukę prowadzić, aby uczeń każdą część zdania, pomyślanego w języku ojczystym z pomocą prawideł gramatycznych przekładał na język niemiecki, lecz by zdołał całe szeregi myśli oddawać rażno, w postaci językowi niemieckiemu właściwej, więc aby nabył należytej wprawy w mówieniu i przyswoił sobie charakterystyczne cechy tego języka. [...] Pytanie nauczyciela ma się zawsze odnosić do całej klasy, aby każdy uczeń w myśli odpowiedź sobie przygotował; dopiero po zapytaniu wskaże nauczyciel tego ucznia, który ma dać głośną odpowiedź. [...] Rozsądny i sumienny nauczyciel łatwo zrozumie, że kierowanie taką konwersacją wcale nie jest rzeczą łatwą, że nie można się spuścić na szczęśliwe pomysły, które już podczas lekcji nasunąć się mogą, lecz że należy rozmowę taką starannie przygotować, obmyśleć szereg pytań po sobie następujących, przewidzieć z góry odpowiedzi uczniów, ocenić, jakiego zasobu wyrazów i form oni w tych odpowiedziach użyć muszą. [...] Treść tej rozmowy należy zawsze brać z lektury przypadającej na daną godzinę. Za pomocą konwersacji winien nauczyciel doprowadzić uczniów od zupełnego zrozumienia treści i przekonać się o tem zrozumieniu; wyjaśni on i uzupełni treść lektury, przypomni treść dawniej czytanych ustępów, odświeży dany zapas słów i form, – wyjdzie z ustępu czytanego i do niego powróci (S. 550). [Eine Fremd-sprache so zu unterrichten, dass der Schüler einen Satzteil aus seiner Muttersprache ins Deutsche übersetzt und dabei nur Grammatikregeln berücksichtigt, ist kein richtiger Weg. Vielmehr geht es darum, den Unterricht so zu gestalten, dass der Schüler in der Lage ist, ganze Gedankenkomplexe auf Deutsch zu wiedergeben. Darüber hinaus sind auch fließendes Sprechen und der Erwerb dieser Sprache wichtig, und zwar so, dass der Schüler ihr Wesen begreift. Der Lehrer soll eine Frage an die ganze Klasse richten, damit jeder Schüler sich eine Antwort in Gedanken vorbereiten kann. Erst danach fordert er einen Schüler dazu auf, eine Antwort laut zu geben. Ein vernünftiger und gewissenhafter Lehrer wird leicht begreifen, dass die Gestaltung solch einer Konversation nicht einfach ist und gründlich vorbereitet werden muss. Der Lehrer muss sich eine Reihe von Fragen einfallen lassen, mögliche Antworten darauf vorhersehen, sich überlegen, welche Vokabeln und Wortformen die Schüler in ihren Antworten verwenden müssen. Die Inhalte für ein Unterrichtsgespräch sollten immer Lesestücken entnommen werden, die die Schüler für eine Unterrichtseinheit lesen und erarbeiten müssen. Ziel der Konversation ist, dass die Schüler den Text vollständig verstehen, was der Lehrer anschließend kontrollieren soll; der Lehrer erklärt seinen Schülern den Textinhalt, wiederholt zuvor durchgelesene Textabschnitte, den Wortschatz und die Wortformen – er beginnt mit einem Textabschnitt und schließt den Unterricht mit diesem Textabschnitt ab. – Übersetzt von der Autorin]

#### 4. Resümee

Im polnischsprachigen Schrifttum mit einer didaktisch-pädagogischen Ausrichtung stellt die Fachzeitschrift *Muzeum* eine unschätzbare Quelle für die Erforschung der Diskussion über Qualität und Zielsetzungen des Deutschunterrichts in Galizien dar. Angesichts

<sup>2</sup> Die höhere Stufe (Klassen von fünf bis acht) wurde in der Instruktion nicht berücksichtigt.

der nicht unerheblichen Bedeutung, die die deutsche Sprache auch nach der Einführung der Autonomie hatte, war das Spektrum der im Verlauf von knapp drei Jahrzehnten angesprochenen Probleme entsprechend breit und reichte von organisatorischen Schwierigkeiten über fachdidaktische Fragestellungen bis hin zu Polemiken über adäquate Lehrmaterialien und effiziente Maßnahmen zur Professionalisierung des Lehrerberufes. Darüber hinaus liefert die Zeitschrift einen weit gespannten Überblick über den Deutschunterricht in Polen in seiner historischen Entwicklung.

## Quellen

- BAREWICZ Witold (1902): Nauka języka niemieckiego w galicyjskich szkołach średnich [Deutschunterricht an Mittelschulen Galiziens]. In: *Muzeum*, H. 3, 229-237; H. 4-5, 336-344; H. 9, 625-631; H. 10, 707-713; H. 11, 792-796; H. 12, 909-918.
- Brak sił nauczycielskich* [Lehrkräftemangel] (1900). In: *Muzeum*, H. 2, 145-162.
- ĆWIKLIŃSKI, Ludwik (1887): W sprawie nauki języka niemieckiego [In Sachen Deutschunterricht]. In: *Muzeum*, H. 6, 336-360.
- ĆWIKLIŃSKI, Ludwik (1897): Nowe przepisy o egzaminie kandydatów do zawodu nauczycielskiego w gimnazjach i szkołach realnych z dnia 30-go sierpnia 1897 w stosunku do przepisów z roku 1884 [Neue Prüfungsvorschriften für Lehramtsanwärter an Gymnasien und Realschulen vom 30. August 1897 im Vergleich zu den Verordnungen aus dem Jahre 1884]. In: *Muzeum*, H. 11, 729-748.
- GERMAN, Ludomił (1886): Referat wygłoszony na Trzecim Walnym Zgromadzeniu Nauczycieli Szkół Wyższych [Referat, gehalten auf der Dritten Vollversammlung der Hochschullehrer]. In: *Muzeum*, H. 6-7, 283-302.
- Instrukcja dla nauczycieli języka niemieckiego w klasach I-IV. szkół średnich* [Instruktion für Deutschlehrer in den Klassenstufen eins bis vier der Mittelschulen] (1892). In: *Muzeum*, H. 8-9, 548-559; H. 10, 639-644.
- JANELLI, Marian (1909): Rozporządzenia ministerialne zawierające nowe plany naukowe austriackich szkół średnich oraz przepisy o uprawnieniu ich uczniów. Przetłumaczył dr Marian Janelli. Przedmowa [Ministerialverordnungen über neue Lehrpläne für österreichische Mittelschulen und Vorschriften über die Kenntnisse/Kompetenzen ihrer Schüler. Übersetzt von Dr. Marian Janelli]. In: *Muzeum*. Beilage 2.
- JAWORSKI, Aleksander (1903): Język francuski w naszych szkołach [Französischunterricht an unseren Schulen]. In: *Muzeum*. Beilage.
- KARBOWIAK, Antoni (1909): Towarzystwo Nauczycieli Szkół Wyższych 1884-1908 [Hochschullehrerverband 1884-1908]. In: *Muzeum*, Beilage 1.
- MAJCHROWICZ, Franciszek (1925): Czterdziestoletni jubileusz czasopisma „Muzeum” [Vierzigstes Jubiläum der Zeitschrift „Muzeum”]. In: *Muzeum*, H. 1-2, 1-34.
- MAZOWIECKI, Mikołaj (1894): W sprawie biednej młodzieży szkół średnich [In Sachen der bedürftigen Jugend an Mittelschulen]. In: *Muzeum*, H. 7-8, 532-536.
- Nowy plan nauk dla szkół realnych galicyjskich* [Der neue Lehrplan für galizische Realschulen] (1893). In: *Muzeum*, H. 1, 1-20.
- SZAROTA, Jan (1908): O nauczaniu języków żyjących w szkołach średnich [Über den Unterricht neuerer Fremdsprachen an Mittelschulen]. In: *Muzeum*, Bd. 2, H. 1, 37-76.

- Sprawa nauki języka niemieckiego w Sejmie* [Die Frage des Deutschunterrichts im Sejm] (1887). In: *Muzeum*, H. 1, 12-18.
- Sprawozdanie c. k. Rady Szkolnej Krajowej o stanie szkół średnich galicyjskich w latach szkolnych 1875-1883* [Bericht des c. k. Landesschulrates über den Stand der galizischen Mittelschulen in den Schuljahren 1875-1883] (1885). Teil 2. Lwów.
- Ustawa o języku wykładowym w szkołach ludowych i średnich Królestwa Galicyi i Lodomeryi z Wielkiem Księstwem Krakowskim* [Gesetz über die Unterrichtssprache in Volks- und Mittelschulen im Königreich Galizien und Lodomerien einschließlich des Großherzogtums Krakau] (<sup>2</sup>1913). In: PIWOCKI, Jerzy (Hg.) *Zbiór ustaw i rozporządzeń administracyjnych* [Sammlung von Verwaltungsgesetzen und -verordnungen], Bd. VI. Lemberg.

## Literatur

- BRINKER, Klaus (<sup>7</sup>2010): *Linguistische Textanalyse: Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- BURGER, Harald / LUGINBÜHL, Martin (<sup>4</sup>2014): *Handbuch der Mediensprache. Eine Einführung und in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. Berlin.
- DERNBACH, Beatrice (2010): *Die Vielfalt des Fachjournalismus. Eine systematische Einführung*. Wiesbaden.
- FISCHEL, Alfred (1910): *Das österreichische Sprachenrecht. Eine Quellensammlung*. Brünn.
- GROTH, Otto (1960): *Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik)*. Bd. I: *Das Wesen des Werkes*. Berlin.
- LÜGER, Heinz-Helmut (<sup>2</sup>1995): *Pressesprache*. Tübingen.
- SZMYD, Kazimierz (1996): *Recepcja piśmiennictwa pedagogicznego Austrii i Niemiec w polskim czasopiśmiennictwie oświatowo-pedagogicznym Galicji (1885-1910)* [Rezeption des österreichischen und deutschen pädagogischen Schrifttums durch polnisches bildungspädagogisches Zeitschriftenwesen in Galizien (1885-1910)]. In: *Galicja i jej dziedzictwo. Myśl edukacyjna w Galicji 1772-1918* [Galizien und sein Erbe. Der Bildungsgedanke in Galizien 1772-1918]. Bd. 8, 189-196.
- VOGEL, Andreas (<sup>2</sup>2013): *Fachzeitschrift*. In: BENTELE, Günter / BROSIUS, Hans-Bernd / JARREN, Otfried (Hg.): *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden, 79.

Sebastian Chudak / Marta Woźnicka  
Adam-Mickiewicz-Universität Poznań

## Gesichter des Deutschen in Lehr- und Lernmaterialien für Deutsch als Fremdsprache

**Faces of the German language in materials for teaching and learning German as a foreign language.** – Essential in the process of teaching and learning German language is proper preparation for actual situations of the language use and at the same time sensitizing people to its possible variations. Although German has always been a pluricentric language and despite intensified linguistic research about its pluricentrism, and numerous demands to take this fact into account, among others, in teaching or translation, its different varieties are still not treated equally. The main purpose of this article is a reflection on the extent to which in textbooks to teach the German language, including those created in Poland and addressed to the Polish audience, its national varieties are taken into account.

**Keywords:** Pluricentric languages, Varieties, German as foreign language, textbooks

**Oblicza języka niemieckiego w materiałach do nauczania i uczenia się języka niemieckiego jako obcego.** – Niezwykle istotne w procesie nauczania i uczenia się języka niemieckiego jest odpowiednie przygotowanie do rzeczywistych sytuacji językowych i tym samym uwrażliwienie na jego możliwe odmiany narodowe. Chociaż język niemiecki był zawsze językiem pluricentrycznym oraz mimo zintensyfikowanych badań językoznawczych na temat jego pluricentryzmu, a także licznych postulatów uwzględnienia tego faktu m.in. w dydaktyce czy translacji, jego różne odmiany nadal nie są traktowane równorzędnie. Głównym celem niniejszego artykułu jest refleksja na temat, w jakim stopniu w podręcznikach do nauki języka niemieckiego, w tym także tych powstałych w Polsce i skierowanych do polskiego odbiorcy, uwzględnione zostały jego narodowe odmiany.

**Słowa kluczowe:** języki pluricentryczne, odmiany języka, język niemiecki jako obcy, podręczniki

### 1. Einleitung

Tatsache ist, dass das Deutsche eine plurizentrische und besonders variationsreiche Sprache ist, die über verschiedene nationale Zentren mit jeweils kodifizierten, unterschiedlichen Standardvarietäten verfügt (vgl. GLABONIAT 2010: 253; DANNERER 2015: 59). Das deutschländische, österreichische und schweizerische Standarddeutsch unterscheiden sich voneinander auf allen sprachlichen Ebenen, d.h. im Bereich der Lexik, der Morphologie, der Syntax, der Phonetik, der Rechtschreibung und der Pragmatik (vgl. ELSPASS 2007: 30–35). Die Tatsache, dass neben nationalen auch noch regionale Varietäten existieren, macht die Situation noch komplizierter. All das bleibt verständlicherweise nicht ohne Einfluss auf die Praxis des DaF-Unterrichts.

Die Thematisierung von Variationen in der deutschen Sprache sowie davon, wie Muttersprachler des Deutschen mit dieser Realität umgehen, ist für den DaF-Unterricht – was u.a. HÄGI (2007) bestätigt – relevant, sofern dieser Unterricht die daran teilnehmenden Lernenden auf die Realität der deutschsprachigen Länder vorbereiten und sie vor dem „Praxisschock“ bewahren soll (vgl. ELSPASS 2007: 35). Bereits 1990 haben die Autoren der „ABCD-Thesen zur Rolle der Landeskunde im Deutschunterricht“ (Fachverband Moderne Fremdsprachen/Goethe Institut), deren Adressaten Deutschlehrerinnen und -lehrer sowie in der Lehrerfortbildung Tätige sind, die sich aber auch an Lehrwerkautor(inn)en wenden, für die diese Thesen eine Orientierung bei der Auswahl und Gestaltung von Lehrmaterial darstellen können, u.a. das folgende Postulat formuliert:

Die Vielfalt von regionalen Varietäten der deutschen Sprache stellt eine wichtige Brücke zwischen Spracherwerb und Landeskunde dar. Diese Vielfalt darf nicht zugunsten einheitlicher Normen (weder phonologisch, noch lexikalisch, noch morpho-syntaktisch) aufgegeben, sondern soll für die Lernenden am Beispiel geeigneter Texte und Materialien erfahrbar werden (ELSPASS 2007: 61).

Die Diskussion um den Sinn und Zweck der Vermittlung regionaler Varietäten im DaF-Unterricht war mit der Veröffentlichung der „ABCD-Thesen“ keineswegs abgeschlossen. 25 Jahre später ist sie lebhafter als je zuvor. Man argumentiert gegen die Vermittlung von Varietäten mit potentieller Überforderung der Lernenden (u.a. durch unzureichende Beschreibungen der Varietäten, unklare Abgrenzung zwischen Standardsprache, Alltagssprache oder Umgangssprache), mit dem Mangel an Funktionalität, Nützlichkeit und Prestige oder mit Ökonomie (Varietäten als hübscher und nicht prüfungsrelevanter Luxus). Die Mehrheit dieser Argumente kann – wie DANNERER (2015: 61–63) feststellt – für obsolet erklärt werden. Eine Ausnahme stellt lediglich das erste davon, da die Linguistik bzgl. der oben erwähnten Beschreibung sowie Abgrenzungen tatsächlich noch einiges zu tun hat.

Und so plädiert DANNERER (2015: 63) für eine realistische, d.h. regionale Standardvariation berücksichtigende Darstellung des Deutschen im DaF-Unterricht. Problematisch erscheint dabei allerdings die praktische Umsetzung. Wie HÄGI (2007: 7) bemerkt, ist es didaktisch unbestritten, dass man allen standardsprachlichen Varietäten des Deutschen und ihren Varianten im DaF-Unterricht nur bedingt gerecht werden kann. Sie weist darauf hin, dass es u.a. zu klären wäre, welches plurizentrische Wissen DaF-Lehrende und -Lernende brauchen, um im deutschsprachigen Raum zurechtzukommen (mehr dazu u.a. bei ELSPASS 2007: 35–36). Auch die Fragen nach den didaktischen Wegen, auf welchen Lernende zu diesem Wissen gelangen sollen, oder danach, wieweit Bewusstmachung und Information, nur Rezeption oder auch Produktion hier einzubinden sind, bedürfen mit Sicherheit weiterer Diskussionen (vgl. DANNERER 2015: 63).

Die Auseinandersetzung mit allen oben aufgelisteten Aspekten würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. Sein Ziel ist daher hauptsächlich die Reflexion darüber, ob und inwiefern das vor mehr als einem Vierteljahrhundert formulierte Postulat, regionale, insbesondere nationale Varietäten der deutschen Sprache im DaF-Unterricht zu präsentieren, in DaF-Lehrwerken befolgt wird. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei Lehrwerken, die in Polen und für den Gebrauch an polnischen Schulen entwickelt wurden. Den Überlegungen zum Einbeziehen der Plurizentrik in den DaF-Lehrbüchern gehen allgemeine

Angaben zur Heterogenität von Sprachen, Plurizentrik des Deutschen sowie zu den asymmetrischen Verhältnissen zwischen Standardvarietäten des Deutschen voran.

## 2. Zur Heterogenität von Sprachen

Ist von der Heterogenität der Sprache die Rede, dann drängt sich vorrangig die Vorstellung von der äußeren Sprachverschiedenheit auf, d.h. vom breiten Spektrum der einzelnen Sprachen. Dass auch eine Einzelsprache ein mehrheitliches Gebilde darstellt, ist dagegen weniger offensichtlich und bekannt, allerdings ist diese Tatsache eine alte Einsicht der germanistischen Forschung. Die regionale Vielfalt des Deutschen wurde nämlich insbesondere den Forschern des 19. Jahrhunderts bewusst, die sich mit der Geschichte der deutschen Sprache befassten. Zu betonen ist dabei, dass der historische Ansatz relativ lange im Vordergrund sprachwissenschaftlicher Forschungen stand (vgl. u.a. KLEIN 1974: 153, NABRINGS 1981: 19, 33).

In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts kam es im Rahmen der linguistischen Forschung zu einer Umorientierung: Die Linguisten haben aufs Neue die Heterogenität der Sprache entdeckt. Der Wandel in der Linguistik geht von kritischen Auseinandersetzungen mit Annahmen von de Saussure und Chomsky aus, die als der sprachlichen Wirklichkeit nicht angemessen erkannt werden. Gegen die de Saussuresche und Chomskysche Systemlinguistik stellen sich zunächst die Forscher entgegen, die mit empirischen Problemen in der Soziolinguistik, Dialektologie etc. konfrontiert werden. Infolge der Kritik an der formal orientierten Systemlinguistik und auch in Opposition zu ihr entwickeln sich Ansätze zur Variationsforschung mit unterschiedlichen Zielsetzungen, die auch teils aus der generativen Transformationsgrammatik herausgewachsen sind. Die Literatur zur Problematik der Heterogenität der Sprache ist unüberschaubar, wobei in den einzelnen Ansätzen unterschiedliche Einteilungen und Begriffssysteme ausgebildet werden (NABRINGS 1981: 9-18, 34).

Jede Einzelsprache stellt, wie schon angedeutet, kein homogenes, sondern ein heterogenes Gebilde dar, das die Vielzahl von unterschiedlichen Sprachformen und Sprechweisen in einer Sprache umfasst. In diesem Zusammenhang ist in der einschlägigen Fachliteratur von „Erscheinungsformen“ einer Sprache, von „Sprachen in der Sprache“, von sprachlichen ‚Subsystemen‘, von ‚Nebensprachen‘, ‚Idiomen‘, ‚sprachlichen Varietäten‘/ ‚Sprachvarietäten‘/ ‚Varietäten einer Sprache‘ (NABRINGS 1981: 17; AMMON 1995: 1-2; kritisch zu dem Terminus ‚Subsystem‘ AMMON 1995: 1) etc. die Rede. In der gegenwärtigen Forschung erfolgt die Aufteilung von Varietäten, trotz der sich daraus ergebenden Schwierigkeiten, nach wie vor entsprechend den Dimensionen Raum (diatopische Dimension), Sozialschicht (diastratische Dimension) und Situation (diaphasische Dimension), so dass im Einzelnen Dialekte, Soziolekte, Situolekte den Untersuchungsgegenstand bilden. Die linguistische Analyse zeigt jedoch, wie schwierig es ist, die Varietäten voneinander abzugrenzen und wie sehr sie sich überschneiden und überlagern (NABRINGS 1981: 34; LÖFFLER 1994: 86-87), so dass jeder Einteilungsversuch relativ ist. Dabei hängt die innersprachliche Heterogenität von der Differenziertheit und Komplexität eines Sozialsystems ab: „Je homogener und einfacher eine Gesellschaft strukturiert ist, desto homogener wird auch ihre

Sprache sein“ (NABRINGS 1981: 22; dazu auch: UESSELER 1982: 16–23). Bezüglich der Sprachvielfalt in hochurbanisierten Gesellschaften gibt es zwei Thesen: Entweder nimmt die Sprachvielfalt zugunsten des Sprachausgleichs stark ab und zwar wegen des Bedarfs, weiträumig in solchen Gesellschaften zu kommunizieren oder aber tendiert die Sprache innerhalb der hochentwickelten Gesellschaften zu immer stärkerer Ausdifferenzierung. Beide Tendenzen – Ausgleich und Differenzierung – sind jedoch letztendlich als einander ergänzende Phänomene einer Entwicklung zu sehen (vgl. NABRINGS 1981: 23–27). In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass der deutschen Sprache „[...] nun immer wieder ein besonders großes Varietätenreichtum nachgesagt [wird], [...]“ (DE CILLIA 2006: 52; dazu auch: BORBOUR/STEVENSON 1998: 11).

Das Problem einerseits des terminologischen Wirrwarrs sowie andererseits der sich teils daraus ergebenden Unfähigkeit, die ausgebildeten Begriffe auf entsprechende Gebilde zu beziehen, versucht u.a. AMMON (1995: 1) zu lösen, der den Terminus Varietät bevorzugt, da er am besten zur Terminologie der linguistischen Variation passt (vgl. auch NABRINGS 1981: 17, DITTMAR/SCHMIDT-REGENER 2001: 521). Er führt zwei Kriterien an, Überdachung<sup>1</sup> und den Grad der linguistischen Ähnlichkeit, die entscheiden, ob zwei beliebige Varietäten zur selben oder zu verschiedenen Sprachen gehören und hebt gleichzeitig hervor, dass „die gültige und exakte Explikation beider Kriteriengruppen eine bislang ungelöste Forschungsaufgabe ist“ (AMMON 1995: 2). Das erste Kriterium ermöglicht, zwischen der Standard- und Nonstandardvarietät (Dialekte, Sozioklekte) zu spezifizieren: Während eine Standardvarietät vor allem kodifiziert und auch amtlich institutionalisiert ist, werden Nonstandardvarietäten nicht durch Schulen oder Behörden amtlich institutionalisiert und wenn kodifiziert, dann dienen die in einem Sprachkodex niedergeschriebenen Regeln ausschließlich den wissenschaftlichen Zwecken. Nach dem Kriterium der linguistischen Ähnlichkeit wird entschieden, ob zwei Standardvarietäten einer Sprache oder verschiedenen Sprachsystemen angehören: Ist die linguistische Ähnlichkeit zwischen zwei Standardvarietäten groß, d.h. stimmen beide in hohem Maße linguistisch überein, dann gehören sie zur selben Sprache. Ist die linguistische Ähnlichkeit zwischen zwei Standardvarietäten mittel oder klein, dann gehören sie zu verschiedenen Sprachen. Schließlich wird unter Berücksichtigung beider Kriterien erörtert, wann eine Standard- und eine Nonstandardvarietät zur selben und wann zu verschiedenen Sprachen gehören (vgl. AMMON 1995: 2–8).

### 3. Von der Plurizentrik des Deutschen

In insgesamt sieben Staaten gilt Deutsch als staatliche Amtssprache (AMMON 1991: 58–80), wobei sein Status je nach dem Staat divergiert: Es tritt auf der nationalen als einzige Amtssprache (bsp. in Deutschland, Österreich) bzw. Ko-Amtssprache (z.B. in der Schweiz, in Luxemburg) wie auch der regionalen Ebene (bsp. in Belgien) auf. Innerhalb der Amtssprachregion der deutschen Sprache liegen ihre Zentren, d.h. Nationen oder Staaten mit

<sup>1</sup> Zum Überdachungskonzept vgl. auch KLOSS (1976) sowie LÖFFLER (1994: 63–65).

jeweils für sie charakteristischen Standardvarietäten des Deutschen. Als Zentren der deutschen Sprache gelten sicherlich Deutschland, Österreich und die Deutschschweiz. Ob die übrigen Länder, wo Deutsch als Amtssprache gilt, über ihre eigenen Standardvarietäten verfügen, ist nicht sicher (AMMON 1995: 13; dazu auch: LÖFFLER 1994: 65–67, CLYNE 1995: 20, DE CILLIA 2006: 51). Anders müssen die beiden früheren deutschen Staaten BRD und DDR betrachtet werden, die nach verbreiteter Auffassung eine Nation in zwei separaten Staaten bildeten, so dass es in diesem besonderen Fall adäquater ist, von staatlichen nicht aber nationalen Varietäten des Deutschen zu sprechen<sup>2</sup>. Allerdings hat die deutsche Sprache gegenwärtig mindestens drei Zentren, so dass sie als plurizentrische bzw. plurinationale Sprache bezeichnet werden kann (AMMON 1995: 12; dazu auch: SCHMIDLIN 2011: 71)<sup>3</sup>, genauso wie Englisch (britisches, amerikanisches Englisch, Englisch in Südafrika und Australien) oder Französisch (Französisch in Frankreich, Belgisches und Kanadisches Französisch). SZULC (2005: 25) meint jedoch, dass das Deutsche, im Gegensatz zum Englischen oder Französischen, schon immer plurizentrisch war, was sich aus der extrem differenten Entfaltung des Deutschen als überregionaler Verkehrssprache, im Vergleich zu der des Englischen oder Französischen, herleiten lässt. Die Erforschung der nationalen Varietäten bzw. der Plurizentrik des Deutschen hat im 20. Jahrhundert ihren Anfang genommen, wobei in den ersten Arbeiten zu dieser Thematik lediglich die Problematik angedeutet wird, ohne dass mit entsprechendem Begriffsapparat gearbeitet oder auf eine der Standardvarietäten beachtlich Bezug genommen wird. Die eigentliche empirische Forschung der nationalen Varietäten sowie der Plurizentrik des Deutschen geht auch der Entwicklung der einschlägigen Begriffe vor<sup>4</sup>.

Im Zusammenhang mit nationalen Varietäten des Deutschen sind auch Nonstandardvarietäten der diatopischen Dimension, d.h. Dialekte zu erwähnen, da sie die jeweiligen Standardvarietäten nicht unwesentlich geprägt haben. Die Grenzen der einzelnen Dialektgebiete müssen einerseits auf gar keinen Fall mit Staatsgrenzen korrespondieren: Die alemannische Dialektregion erstreckt sich beispielsweise auf bestimmte Gebiete aller deutschsprachigen Staaten, freilich Belgien ausgenommen. Andererseits haben bestimmte Charakteristika der Standardvarietäten in den jeweiligen Dialektregionen ihren Ursprung. So sind viele Eigentümlichkeiten des niederdeutschen Dialektgebiets zu Attributen der nationalen Varietät Deutschlands geworden (AMMON 1995: 14–17).

Nationale Varietät definiert AMMON (1995: 70) als Kombination von nationalen Varianten, die er als diejenigen Sprachformen versteht,

[...], die Bestandteil der Standardvarietät mindestens einer Nation, aber nicht der Standardvarietäten aller Nationen der betreffenden Sprachgemeinschaft sind. Sie müssen zudem Entsprechungen in den übrigen Standardvarietäten der betreffenden Sprachgemeinschaft haben [...].

<sup>2</sup> Anders dazu: MUHR (1991: 73–74), der BRD- und DDR-Deutsch als zwei getrennte nationale Standardvarietäten (bei ihm: nationale Varianten ggf. Varietäten) betrachtet hat.

<sup>3</sup> Die Termini ‚Mono- und ‚Plurizentrik‘ hat CLYNE (1984) eingeführt (vgl. SZULC 1999: 236–237).

<sup>4</sup> Ausführlich zur Forschungsgeschichte der nationalen Varietäten bei AMMON (1995: 35–60).

Als Beispiel kann hier die Variante *Aprikose* genannt werden, die nationale Variante im deutschen und schweizerischen Deutsch ist, nicht aber im österreichischen, wo die Variante *Marille* üblich ist. Mit der letzten Feststellung der zitierten Stelle werden aus der Gruppe der nationalen Varianten die Benennungen für Sachspezifika einer Nation ausgeschlossen wie *Verhackert* (eine Benennung für einen in der österreichischen Steiermark gängigen Brotaufstrich aus gehacktem, geräuchertem Schweinefleisch), für die in einer anderen Nation kein äquivalenter Ausdruck vorliegt. Die Sachspezifika betrachtet AMMON (1995: 65-66) als Sonderfall der sprachlichen Konstanten, die im Allgemeinen für Varietätenwissenschaft weniger interessant sind, die jedoch Varietäten einer Sprache eben als einer Sprache gehörig erkennen lassen.

Die nationalen Varianten werden nach verschiedenen Kriterien typologisiert – beispielsweise in kodifizierte und nichtkodifizierte nationale Varianten danach, ob sie in den Sprachkodex der jeweiligen Standardvarietät aufgenommen werden oder nicht, oder in nationale Varianten im engeren und weiteren Sinne danach, ob sie nur in einer Standardvarietät oder in mindestens zwei Standardvarietäten vorkommen (AMMON 1995: 101-113). Hinzu kommt, dass sie auf verschiedenen sprachlichen Ebenen (Graphie, Phonie, Lexik einschließlich Phraseologie und Wortbildung, Grammatik, Pragmatik) auftreten können.

Obwohl die Begriffe ‚plurizentrische‘ oder ‚plurinationale Sprache‘ keine Dominanzvorstellungen implizieren und obwohl detaillierte empirische Forschungen zu Dominanzbeziehungen zwischen den Vollzentren des Deutschen fehlen, herrscht unter Sprachwissenschaftlern wie auch Bewohnern aller drei Zentren, insbesondere jedoch unter Bewohnern Österreichs und der Deutschschweiz, die breite Meinung, dass die sprachlichen Beziehungen von Ungleichheit gekennzeichnet sind. An der Existenz der Asymmetrie besteht kein Zweifel: Deutschland dominiert sprachlich beide anderen Zentren (MUHR 1989; POLLAK 1992; AMMON 1995: 485, 496). Offenbar ist es die generelle Tendenz in jeder plurizentrischen Sprache, dass die wirtschaftlich stärkeren Zentren die weniger starken in der Tat auch kulturell und sprachlich dominieren. Allerdings kann oder sogar muss sich eine sprachliche Dominanzbeziehung über kurz oder lang umkehren. AMMON (1995: 484-511) diskutiert einige sprachliche oder sprachbezogene Asymmetrien, die für plurizentrische Sprachen generell gültig sind.

Das Ungleichgewicht zwischen den Vollzentren des Deutschen ergebe sich u.a. daraus dass:

1. nationale Varianten der wirtschaftlich schwächeren als weniger korrekt als die der wirtschaftlich stärkeren Zentren empfunden werden, wobei ihre Bekanntheit auch begrenzt ist,
2. die Bewohner der wirtschaftlich schwächeren Zentren für verbal weniger gewandt gehalten werden als die Bewohner der wirtschaftlich stärkeren Zentren,
3. die Sprachkodizes der wirtschaftlich stärkeren Zentren umfangreicher und vollständiger sind als die der wirtschaftlich schwächeren Zentren,
4. mehr Sprachformen aus den wirtschaftlich stärkeren Zentren in die wirtschaftlich schwächeren Zentren exportiert werden etc.

Ob diese und noch andere Einwände tatsächlich berechtigt sind, muss durch empirische Forschungen bewiesen werden. Sind diese bewiesen worden, dann ist ein mehr tolerantes Nebeneinander der nationalen Standardvarietäten zu pflegen.

#### 4. Varietäten des Deutschen im Unterricht DaF

Die oben erwähnten asymmetrischen Verhältnisse zwischen den einzelnen Varietäten des Deutschen spiegeln sich natürlich auch im DaF-Unterricht wider. Sie seien – wie HÄGI (2007: 8) betont – für plurizentrische Sprachen nichts Außergewöhnliches und im konkreten Fall von Deutschland weder beabsichtigt noch zu vermeiden. Ein Problem entsteht jedoch dann, wenn „[...] man die deutsche Standardsprache mit der Standardvarietät Deutschlands gleich[setzt]“, was u.U. dazu führt, dass „[...] damit implizit häufig auch das Deutsch Österreichs und der Deutschschweiz (ausschließlich) für nichtstandardsprachlich gehalten und jeweils als Akzent oder Dialekt abqualifiziert [wird]“.

AMMON (1995: 481) weist in diesem Zusammenhang auch noch darauf hin, dass die Entscheidung für nur eine, und dann speziell die deutsche nationale Varietät nicht immer rationell gesteuert sei, falls sie überhaupt explizit gemacht werde. Es wäre zu klären, inwiefern sich (insbesondere die außerhalb deutschsprachiger Länder agierenden) Lehrkräfte bewusst für die in ihrem Unterricht jeweils dominierende nationale Varietät entscheiden und wovon diese Entscheidung evtl. beeinflusst wird (Anzahl von Muttersprachlern, direkte Nachbarschaft o.Ä.). Die Vermutung liegt aber nahe, dass in den meisten Fällen (wenn überhaupt) nicht ausreichend darüber reflektiert wird und dass das unterrichtet wird, was im Lehrwerk steht. Im Falle des Unterrichts an Lernende, die in der Schweiz und in Österreich leben, dürfte die Situation anders sein. Hier wird die Entscheidung durch das Argument der Nützlichkeit erleichtert (vgl. DANNERER 2015: 62). Mit Sicherheit ist es auch relevant, dass die deutschländische Varietät eine größere kommunikative Reichweite hat und – was HÄGI (2007: 8) bestätigt – auch von österreichischer oder schweizerischer Seite häufig als die korrektere, mit mehr Prestige behaftete und funktional leistungsstärkere eingestuft wird (vgl. BASSLER/SPIEKERMANN 2001).

Im Kontext der Frage nach dem Ziel der Auseinandersetzung mit den Varietäten des Deutschen im Unterricht ist meist von „einer Sensibilisierung für regionale Variation z.B. in Verbindung mit landeskundlichen Inhalten“ (im Falle von Lernenden, die DaF im nicht-deutschsprachigen Ausland lernen und „deren Lernziel nicht an einen Aufenthalt in einem deutschsprachigen Land gekoppelt ist“) bzw. von „der Vermittlung rezeptiver Fähigkeiten“ (wenn der Unterricht in einem deutschsprachigen Land stattfindet) (BASSLER/SPIEKERMANN 2001), vom Aufbau „einer rezeptiven Varietätenkompetenz“ (STUDER 2002) nach dem von MÜLLER/WERTENSCHLAG (1985) vorgeschlagenen Prinzip „Dialekte verstehen – Hochdeutsch sprechen und schreiben“ bzw. vom Aufbau „einer grundsätzlichen Wahrnehmungstoleranz“ bei den Lernenden (HÄGI 2007: 11) die Rede. All das bestätigen u.a. die Autoren von „Profile Deutsch“ (GLABONIAT 2002: 24), indem sie in Bezug auf den DaF-Unterricht schreiben, „dass die Toleranz gegenüber unterschiedlichem Sprachgebrauch zusammen mit dem Verstehen von Varietäten im Fremdsprachenunterricht einen zentralen Stellenwert einnimmt.“ Für eine maximale kommunikative Reichweite böte es sich an, diese Fähigkeiten möglichst früh zu entwickeln. Sie werden aber im „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen“ (EUROPARAT 2001) explizit erst auf der Stufe C2 erwähnt. Lernende, die diese Stufe der Sprachbeherrschung erreicht haben, müssten „alle muttersprachlichen Gesprächspartner verstehen, auch wenn diese über abstrakte

und komplexe Fachthemen sprechen, die nicht zum eigenen Spezialgebiet gehören, sofern er/sie Gelegenheit hat, sich auf einen ungewohnten Akzent oder Dialekte in zustellen“ (ebd.: 80). Von Lernenden auf der Stufe C1 erwartet man lediglich, dass sie muttersprachliche Gesprächspartner auch dann verstehen, wenn „mit wenig vertrautem Akzent gesprochen wird“ (ebd.). Es müsste daher überlegt werden, wie die Auseinandersetzung mit Varietäten bei der Arbeit mit Lernenden auf niedrigeren Stufen der Sprachbeherrschung initiiert werden könnte.

Einen weiteren relevanten Aspekt stellen Qualifikationen von DaF-Lehrkräften dar, die über eine entsprechende „Grundausrüstung“ verfügen sollten, welche das plurizentrische Basiswissen, die nötige Terminologie sowie entsprechende Beispiele umfassen würde. Wissenslücken seien dabei durchaus legitim. Schließlich ist niemand in sämtlichen standard-sprachlichen Varietäten gleichermaßen kompetent, was „[...] auch durchaus in Ordnung [ist], solange man um dieses Nichtwissen weiß und es sich anderen auch ein- und zugeht“ (HÄGI 2007: 11). „Nachschlagen und Nachfragen“ sei hierbei die geeignete Strategie.

Schließlich wäre noch zu fragen, ob und – wenn ja, dann – wie an der Erreichung der oben genannten Ziele in unterschiedlichen (insb. nichtdeutschsprachigen) Ländern gearbeitet wird. ELSPASS (2007: 35) behauptet in diesem Zusammenhang, dass man früher im DaF-Unterricht außerhalb der deutschsprachigen Länder dem Thema „Variation“ wenig oder gar keine Beachtung geschenkt habe, was mit der Annahme verbunden war, dass „sich Sprachen leichter erlernen ließen, wenn man wenig Variation zuließe“. Letzteres scheint – zumindest im polnischen Kontext – nichts an Aktualität verloren zu haben. So wird bspw. im Rahmencurriculum für den Fremdsprachenunterricht an polnischen Schulen (MEN 2009) lediglich „das Verstehen der Standardvariante“ der jeweils unterrichteten Sprache als Ziel der Unterrichtsarbeit erwähnt. In dem genannten Dokument wird allerdings nicht definiert, welche Varietäten der an polnischen Schulen unterrichteten Sprachen seine Autoren für die „Standardvarianten“ halten. Beunruhigend ist der Mangel an Hinweisen auf nationale Varietäten und die Zweckmäßigkeit der Auseinandersetzung mit ihnen (vor allem mit dem Ziel der Sensibilisierung der Lernenden und der Förderung rezeptiver Leistungen) oder auf die Möglichkeiten adäquater Umsetzung eines solchen Themas im Unterricht (u.a. Einsatz geeigneter Nachschlagewerke und authentischer Materialien). Letzteres ist umso beunruhigender, als das erwähnte Curriculum einen wichtigen Anhaltspunkt für Lehrwerkautoren und Verlage darstellt.

## 5. Varietäten des Deutschen in Lehr- und Lernmaterialien für DaF

### 5.1 Was wird von DaF-Lehrwerken erwartet?

Zu den vielfältigen Funktionen, die Lehrwerken als Leitmedium des Unterrichts zugeschrieben werden, gehört in erster Linie die Entscheidung darüber, welcher Ausschnitt der fremden Sprache und Kultur den Lernenden präsentiert wird (vgl. CHUDAK 2007: 139-141). Lehrwerke bestimmen nicht nur die Unterrichtsmethode, die Unterrichtsphasen oder Sozialformen, sondern vor allem die Auswahl des Lernstoffes. Im Falle von Lehrwerken für

den Unterricht von einer Sprache, die wie das Deutsche keinen monolithischen Block darstellt, muss daher sorgfältig überlegt werden, welchem Ansatz man bei der Präsentation dieser Sprache folgt: Auf welche Art und Weise und mit welcher Intensität setzt man sich mit dem Phänomen „Varietäten“ auseinander? Akzeptiert man nur eine Varietät oder behandelt man die existierenden Varietäten gleichberechtigt? Stellt man unterschiedliche Varietäten des Deutschen (und evtl. auch Dialekte) einander als unterschiedliche Sprachen gegenüber? Definiert man die eine oder andere Varietät als Normabweichung?

CLALÜNA, FISCHER und HIRSCHFELD (2007: 39) stellen fest, dass „ein Blick in die Neuerscheinungen der letzten zehn Jahre zeigt, dass es sich heute kaum eine Autor(inn)engruppe mehr ‚leistet‘, sich in Sprachgebrauch, Lexik und Phonetik ausschließlich auf Deutschland zu konzentrieren und Österreich und die Schweiz einfach außen vor zu lassen“. In den 1980er bzw. 1990er war die Situation noch ganz anders. Eine von AMMON (1995: 482–483) in Auftrag gegebene Analyse von Lehrmaterialien, die in der ehemaligen DDR und in der BRD bis zum Jahre 1994 veröffentlicht wurden, ergibt, dass darunter kein einziges gefunden werden konnte, das die nationalen Varietäten systematisch berücksichtigt oder explizit behandelt hätte. AMMON hält fest, dass „manche von ihnen [...] in der Tat in Berührungsnähe [[des Themas] gelangen], vor allem in den landeskundlichen Abschnitten, ohne aber das Thema wirklich zu erfassen“. Auf das Schwyzertütsche wird zwar hingewiesen. Aber es kommt vor, dass sich die Autoren der jeweiligen Materialien auf „die Omnipräsenz des Dialekts, ohne Erwähnung des Schweizerhochdeutschen“ (AMMON 1995: 482–483) beschränken. In Bezug auf Österreich ist in den untersuchten Lehrmaterialien bspw. zu lesen, dass sich die hierzulande geschriebene deutsche Sprache prinzipiell nicht von der in Deutschland geschriebenen unterscheidet, sondern nur die deutsche gesprochene Sprache, weswegen eine exakte Grenzziehung zwischen Hoch- und Umgangssprache schwerfalle. Dies sei durchaus kritisch zu beurteilen, da „damit [...] die österreichischen Besonderheiten in die Nähe des Nonstandards gerückt [werden]“ (AMMON 1995: 483). Beispiele von Austriazismen oder Helvetismen werden zwar hin und wieder genannt. Sie werden aber häufig „auf dieselbe Ebene gestellt mit Dialektwörtern aus unterschiedlichen Teilen des deutschen Sprachgebiets. Dass es sich um Standardvarianten handelt, wird damit geradezu verschleiert“ (AMMON 1995: 483). In Bezug auf Lehrmaterialien für DaF, die in nichtdeutschsprachigen Ländern entwickelt und gebraucht werden, hält Ammon u.a. fest, dass „[...] auch dort die Behandlung an Klarheit und Ausgewogenheit zu wünschen übrig [lässt]“; dass Helvetismen bzw. Austriazismen zwar präsentiert werden, aber „mit Dialektwörtern in ein und derselben Liste verbunden und daher nicht als standardsprachlich identifizierbar“, d.h. es fehlt die klare Unterscheidung zwischen nationalen Varietäten und Dialekten; dass „österreichische Wörter‘ den ‚hochsprachlichen‘ Wörtern gegenübergestellt werden, wodurch ihre Standardsprachlichkeit eingeschränkt erscheint“ (AMMON 1995: 483).

Abschließend stellt AMMON Folgendes fest:

Bemerkenswert ist jedoch vor allem der Befund, dass die verbreitetsten, in den deutschsprachigen Nationen selber hergestellten Materialien die Plurinationalität des Deutschen ignorieren. Damit ist die nationale Einseitigkeit des gelehrten und gelernten Deutsch praktisch vorprogrammiert (AMMON 1995: 483).

Die Tatsache, dass die nationalen Varietäten des Deutschen nicht immer Eingang in Lehr- und Lernmaterialien gefunden haben oder dass man sich – falls sie doch präsentiert wurden – auf ganz wenige Beispiele beschränkt hat, versuchte man – wie AMMON (1995: 481) erläutert – lernmethodisch zu begründen, vor allem mit der Sorge um DaF-Anfänger, die durch die nationalen Varianten verwirrt werden könnten:

In der Tat dürfte sich die breitere Berücksichtigung der nationalen Variation eher für den Unterricht bei fortgeschrittenen Lernern eignen. Die Lehrmaterialien für Anfänger beschränkt man mit Rücksicht auf Lernschwierigkeiten besser weitgehend auf nur eine der nationalen Varietäten. Dies mag bisweilen tatsächlich der Grund dafür sein, warum zwar darauf hingewiesen wird, dass Deutsch Amtssprache mehrerer Länder ist, [...], die nationalen Varietäten aber dennoch keinerlei Berücksichtigung finden, auch wo es sich thematisch oder vom behandelten Wortschatz her anböte.

Die Angst vor Überforderung der Lernenden ist allerdings nur bedingt nachvollziehbar – schließlich gäbe es – so DANNERER (2015: 62) – im DaF-Unterricht vieles, was schwer zu erlernen sei, und was man, weil man es für wichtig erachtet, trotzdem vermittelt. Eine ähnliche Meinung vertritt URTI (2014: 69), der für DaF-Unterricht und -Lehrwerke die folgende Forderung formuliert:

Es wäre wünschenswert, dass die Plurizentrik in die Lehrbücher, allen voran die akademischen [...] aufgenommen würde, und zwar sowohl der theoretische Hintergrund (Plurizentrik als globales, also häufig auftretendes Phänomen bei vielen Sprachen; Dominanz und Diskriminierung von Sprachen; Förderung von schwächeren, non-dominant Sprachen; innere Mehrsprachigkeit) als auch praktische Beispiele inklusive Übungen, die Lehrpersonen mit ihren Studierenden vornehmen könnten. Diese sollten folgende Sachverhalte umfassen: Unterschiede und Gemeinsamkeiten des Bundesdeutschen, des Schweizer und des Österreichischen Deutsch, und zwar nicht nur bezüglich des lexikalischen, sondern auch des morphologischen, grammatischen, phraseologischen, phonologischen und pragmatischen Bereichs.

Dasselbe (allerdings in vereinfachter bzw. verkürzter Form) fordert er für Lehrwerke, die in allgemeinbildenden Schulen oder Berufsschulen ihren Einsatz finden. Dass es hierfür mittlerweile recht viele gelungene Lösungen gibt (vgl. CLALÜNA/FISCHER/HIRSCHFELD 2007: 39), übersieht er leider und schreibt, dass alleine das Ausdrücken des Wunsches danach, „plurizentrische Phänomene“ in Lehrwerken zu thematisieren und im Unterricht zu behandeln, einem Rufen gegen den Wind gleiche, da nach Ansicht so mancher Lehrkräfte noch mehr Wortschatz oder Grammatik, als ohnehin in Lehrprogrammen vorgesehen ist, Lernenden nicht zuzumuten sei. Dieses Argument ist für URTI nicht nachvollziehbar, da – wie er meint – „[...] 20 Wörter, oder [...] 50 Wörter-/Phrasen-/Grammatikbeispiele mehr zu lernen, [...] ja nicht etwas [ist], was der Durchschnittschüler nicht zu schaffen imstande wäre“. Die Beherrschung der von URTI veranschlagten Menge an Deutschlandismen, Austriazismen, Helvetismen mag tatsächlich zu erreichen sein. Problematisch scheinen allerdings einerseits die Auswahl dieser Phänomene und andererseits die Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit ihnen (u.a. angesichts defizitärer Kompetenzen so mancher Lehrkräfte oder der in vielen Fällen knappen Unterrichtszeit) zu sein. Weniger problematisch ist dagegen die Frage der Vorgehensweise bei der Arbeit an den genannten Phänomenen, da hier DaF-Lehrkräften eine genauso breite Palette an Übungen bzw. Aufgaben zur Verfügung

steht, wie man sie sonst für die Arbeit an Wortschatz, Grammatik oder Aussprache in der einschlägigen Fachliteratur empfiehlt.

## 5.2 Was bieten DaF-Lehrwerke an?

Wie bereits angedeutet, stellen Lehrwerke, die den plurizentrischen Ansatz umsetzen, heutzutage keine Seltenheit mehr dar (vgl. CLALÜNA/FISCHER/ HIRSCHFELD 2007). Dennoch aber muss kritisch angemerkt werden, dass die Sensibilisierung für die Varietäten der deutschen Sprache nicht für alle Lehrwerkautor(inn)en gleichermaßen relevant ist. In den meisten Fällen lassen die Darstellungsweise dieses Phänomens oder das Übungsangebot zu wünschen übrig.

Und so begegnet man Grundstufenlehrwerken, wie z.B. „Stufen International“ (VORDERWÜLBECKE/VORDERWÜLBECKE 1995), wo man bereits im ersten Band des Lehr- und Arbeitsbuchs, und zwar schon im 3. Kapitel einen Informationstext „Deutsch als Muttersprache“ findet, in dem u.a. zu lesen ist, dass

es [...] über 40 Dialekte wie Plattdeutsch (z.B. in Hamburg), Rheinisch (z.B. in Köln), Sächsisch (z.B. in Leipzig) und Alemannisch (z.B. in Freiburg, Bern) [gibt]. Es gibt auch Stadtdialekte, z.B. Berlinisch, Wienerisch oder Zürichdeutsch. Aber in allen deutschsprachigen Regionen versteht man die deutsche Standardsprache in Zeitung, Rundfunk und Fernsehen (VORDERWÜLBECKE /VORDERWÜLBECKE 1995: 44).

Die Lektüre des Textes wird durch passende Hörverstehensaufgaben ergänzt. Das Thema „Sprachliche Varianten in DACH“ wird erneut im zweiten Band des Lehrwerks aufgegriffen (S. 29–30). Hier gibt es u.a. eine Aufgabe zur Lexik, in der insgesamt 15 schweizerische bzw. österreichische Varianten (ausschließlich Substantive aus dem Themenbereich Lebensmittel; darunter Wörter wie z.B. *das Morgenessen, das Weggli, der Karfiol, der Jus*) ihren deutschländischen Entsprechungen gegenübergestellt werden. Die Aufgabe wird von dem folgenden Textauszug aus Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ (1901) begleitet:

[...] wenn ich ‚Frikadelle‘ sage, so begreift sie es nicht, denn es heißt hier ‚Pflanzerln‘; und wenn sie ‚Karfiol‘ sagt, so findet sich wohl nicht so leicht ein Christenmensch, der darauf verfällt, dass sie ‚Blumenkohl‘ meint, und wenn ich sage: ‚Bratkartoffeln‘, so schreit sie so lange ‚Wahs‘ bis ich ‚Geröhste Kartoffeln‘ sage, denn so heißt das hier [...].

Einen Kommentar zu diesem durchaus interessanten Textausschnitt sucht man hier vergebens. Aufgaben dazu sind ebenfalls nicht vorhanden. Das Ziel der Präsentation des Textausschnitts wird weder im Lehr- und Arbeitsbuch noch im zum Lehrwerk gehörenden Lehrerhandbuch erläutert. Im Letzteren findet man lediglich die Information, dass Thomas Mann einer der bedeutendsten deutschen Erzähler des 20. Jahrhunderts sei (*sic!*). Immerhin bekommen die mit „Stufen International“ arbeitenden Lehrkräfte hier den folgenden Hinweis (Lehrerhandbuch zu Bd. 2: 17):

Durch die Staatsvielfalt im deutschen Sprachraum haben schon immer verschiedene Sprachnormierungszentren nebeneinander existiert. So kommt es heute zu vielen z.T. **gleichberechtigten** Varianten u.a. in den Bereichen der Lexik und Morphosyntax.

Dieser Kommentar ist zweifelsfrei sinnvoll. Es muss aber an dieser Stelle kritisch angemerkt werden, dass im gesamten Lehrwerk (Bd. 1-3) lediglich an zwei Stellen der Versuch unternommen wird, Lernende auf die genannten Varianten aufmerksam zu machen. Unter den präsentierten Beispielen findet man keine Beispiele aus dem Bereich der Morphosyntax, sondern lediglich aus dem Bereich der Aussprache (Bd. 1) und des Wortschatzes (Bd. 2). Es ist außerdem nicht klar, was die Lehrwerkautoren meinen, wenn sie von „der deutschen Standardsprache“ sprechen (s. oben). Meinen sie damit die deutschländische, die österreichische oder etwa die schweizerische Variante? Dass Lernende, nachdem sie die wenigen Aufgaben bearbeitet haben, die ihnen angeboten werden, erkennen, dass es sich um gleichberechtigte sprachliche Varianten und nicht nur um Dialekte handelt, dass sie ausreichend für den plurizentrischen Charakter des Deutschen sensibilisiert werden, ist u.E. eher unwahrscheinlich.

Inhalte, die in anderen DaF-Lehrwerken zu finden sind, müssen leider als genauso wenig zufriedenstellend beurteilt werden. So z.B. ist in „Aspekte neu. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch C1“ (KOITHAN u.a. 2016) – einem Lehrwerk für Lernende, die bereits eine sehr hohe Stufe der Sprachbeherrschung erreicht haben und denen mit Sicherheit mehr Informationen zuzumuten sind als den Adressaten von dem Grundstufenlehrwerk „Stufen International“ – zwar die Rede von Dialekten (Lesetext „Die neue Dialektik“ und entsprechende Hörübungen). Darüber, dass es in Österreich und in der Schweiz ähnlich wie in Deutschland standardsprachliche Varietäten gibt, wird aber kein einziges Wort gesagt. Lernende bekommen so u.U. den Eindruck, im deutschsprachigen Raum gäbe es die hochdeutsche Variante und Dialekte, deren Sprecher vom Aussterben bedroht seien. Immerhin werden Lernende aber zur Reflexion über „Dialekte als Teil der Kultur“ angeregt (KOITHAN u.a. 2016: 33-34).

Wie die oben angeführten Beispiele zeigen, hat sich seit der von AMMON (1995) durchgeführten Analyse doch einiges getan. Vom Optimum ist man aber nach wie vor weit entfernt. Lehrwerkautor(inn)en tun sich mit den Varietäten schwer. Die in Lehrwerken angebotenen Informationen und Übungen sind mit Sicherheit nicht ausreichend, um Lernende davor zu bewahren, einen „Sprachchock“ zu erleben, wenn sie irgendwann mal ihre Lehrbuchwelt verlassen. Eine Ausnahme mögen da lediglich österreichische oder Schweizer Ausgaben von DaF-Lehrwerken darstellen (z.B. „Schritte Plus Ausgabe Schweiz 1-4“ oder „Schritte Plus Österreich EXTRA 1-4“ (Hueber)), wo bspw. Hörbeispiele immer von Sprechern oder Sprecherinnen der österreichischen oder Schweizer Standardvariante gesprochen werden.

Für ein wenig Abhilfe sorgen lediglich lehrwerkunabhängige Zusatzmaterialien, wie z.B. „Transparente Landeskunde“ (BUBNER 2000: 14) oder „Entdeckungsreise D-A-CH“ (PILASKI u.a. 2011: 6-11), die Informationen darüber liefern, was in Lehrwerken verschwiegen wird, z.B.:

Die deutsche Schriftsprache, die man in DACH in der Schule lernt, der man in der Presse und Literatur der drei Länder begegnet und die auch im politischen und wirtschaftlichen Leben aktiv verwendet wird, ist in der Tat im Wesentlichen ein und dasselbe Hochdeutsch oder Standarddeutsch. Zwar gibt es landestypische Varianten des Standarddeutschen, vor allem im Wortschatz und in einigen Besonderheiten der Grammatik, des Satzbaus und der Orthografie, aber diese Unterschiede behindern die schriftliche Kommunikation über die Ländergrenzen kaum (PILASKI u.a. 2011: 8).

Hier werden auch mehr und differenziertere Aktivitäten vorgeschlagen, die das Potential dazu haben, zur Reflexion über Sprachen und ihre Varietäten anzuregen und zum Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz zu verhelfen.

Was in Polen erstellt und für den Gebrauch an polnischen Schulen bestimmte Lehrwerke angeht, muss leider festgestellt werden, dass die Lage hier im Vergleich zu den hauptsächlich in Deutschland verlegten Lehrwerken eindeutig schlechter ist. In den meisten Lehrwerken sucht man nämlich vergeblich nach Hinweisen auf Varietäten des Deutschen.<sup>5</sup> Dieser bedauernswerte Zustand ist höchstens damit zu erklären, dass das Rahmencurriculum für den Fremdsprachenunterricht an polnischen Schulen (MEN 2009) es nicht vorsieht, Lernende mit dieser Thematik vertraut zu machen. Autor(inn)en, die DaF-Lehrwerke für den schulischen Gebrauch schreiben, halten sich an die curricularen Vorgaben und gehen das Risiko nicht ein, Lernende mit über das vorgesehene Lernstoffpensum hinausgehenden Informationen ggf. zu überfordern.

Ausnahmen findet man aber dennoch. Als geeignetes Beispiel hierfür kann das Lehrwerk „Partnersprache“ (BREWIŃSKA u.a. 2002) dienen. Im Arbeitsbuch zum ersten Band dieses Lehrwerks (ab S. 183) gibt es: a) drei Lesetexte („Kaffee“, „Wien für Linzer Begriffe“, „Deutsch in der Deutschschweiz – eine Fremdsprache?“), die die Varietäten des Deutschen thematisieren; b) ein Volkslied („Kennt ji dat nije Leid“), das als Beispiel für Dialekte in Deutschland dient; c) Aufgaben, die Lernende zur Reflexion über die Situation der Dialekte in Polen, Deutschland, Österreich und in der Schweiz, über Unterschiede zwischen regionalen Varianten und Hochdeutsch sowie über die Ziele der Pflege von Dialekten anregen sollen. Zu beanstanden ist allerdings die Menge präsentierter Beispiele von Austriaismen und Helvetismen. Es handelt sich lediglich um vereinzelte lexikalische Einheiten, wie z.B. *Einspänner*, *Kapuziner*, *bisserl*, *geschert*, *raunzen*, oder Hinweise, wie z.B. dass es in der Schweiz kein „ß“ gibt. Die Varietäten werden auch nicht als gleichberechtigte Varianten präsentiert. Man hat den Eindruck, dass die Überlegenheit des Hochdeutschen immer wieder betont wird, z.B.

„Schweizerhochdeutsch‘ tönt anders als die gesprochene Standardsprache in Deutschland. Die Deutschschweizer sprechen im Vergleich zu den Deutschen auch langsamer. [...] Das Hochdeutsche lernen die Schweizer erst in der Schule. Es ist für sie eine Sprache, die sie erlernen müssen. Obwohl in den Alltagssituationen nur Dialekt gesprochen wird, wird das Lesen und Schreiben nur in Hochdeutsch getan (BREWIŃSKA u.a. 2002: 187).

<sup>5</sup> Zu den für die Zwecke des vorliegenden Beitrags analysierten Lehrwerken gehören u.a.: „Fantastisch“ (B. KARPETA-PEĆ u.a., Warszawa, REA, 2002), „Kompass“ (E. REYMONT u.a., Warszawa, Wydawnictwo Szkolne PWN, 2007/8), „aha!“ (A. POTAPOWICZ u.a., Warszawa, WSiP, 2003/5), „Deutsch ist in“ (W. PFEIFFER u.a., Warszawa, WSiP, 2000/2), „DACHfenster“ (E. REYMONT u.a., Warszawa, Wydawnictwo Szkolne PWN, 2002), „Graffiti“ (A. POTAPOWICZ u.a., Warszawa, WSiP, 2010), „alles klar“ (K. ŁUNIEWSKA u.a., Warszawa, WSiP, 2002), „Punkt“ (A. POTAPOWICZ u.a., Warszawa, WSiP, 2006/8), „ich bin ich... und dubist du“ (W. PFEIFFER u.a., Wydawnictwo Poznańskie, Poznań, 2004/5), „Netz“ (J. BETLEJA u.a., Warszawa, Wydawnictwo Szkolne PWN, 2003/5), „Na und?“ (R. DUCZMAL u.a., Warszawa, Wydawnictwo Szkolne PWN, 1999/2000), „Deutsch für dich“ (J. ŚMIECHOWSKA, Białystok, neoGRAF, 2000), „Dein Deutsch“ (F. GRUCZA u.a., Warszawa, GrafPunkt, 1999), „Kontakte“ (W. PFEIFFER, Warszawa, WSiP, 1999), „und so weiter“ (L. ZASTĄPIŁO, Warszawa, Wydawnictwo Szkolne PWN, 2006/8), „Deutsch International. Integrationsstufe“ (W. PFEIFFER, Warszawa, WSiP, 1998).

Bei BEŻA (2004: 22) findet man einen Text über „die deutsche Sprache“, in dem u.a. zu lesen ist, dass in der BRD, in Österreich und im größten Teil der Schweiz, die gleiche Schriftsprache benutzt wird, dass es aber große Dialektunterschiede gibt, die dazu führen, dass „sich zwei Muttersprachler nicht verstehen können.“ Von gleichberechtigten nationalen Varianten des Deutschen ist hier nicht die Rede – lediglich von Hochdeutsch und Dialekten.

KROMP/BIAŁECKI (2012: 162-163) beschränken sich nur auf die Thematisierung von Dialekten in Deutschland. Immerhin gibt es hier aber den folgenden Hinweis:

Deutsch ist [...], wie jede andere natürliche Sprache keine homogene Sprache. Es ist u.a. von zahlreichen Dialekten geprägt. [...] Wer etwas erreichen will, muss Hochdeutsch sprechen, das ist heute die gängige Meinung. Dennoch sollte man nicht vergessen: Dialekte sind nicht als verschlammte oder abgenutzte Nebenformen des Hochdeutschen, sondern vielmehr als Kulturgut zu betrachten.

Ähnlich sieht es bei KOZŁOWSKA (2014: 120-122) aus. Zusätzlich wird hier auf die Unterschiede in der Aussprache in unterschiedlichen Dialekten hingewiesen. Ob aber diese Hinweise ohne entsprechende Audioaufnahmen Lernenden dabei helfen, ihre Wahrnehmungsfähigkeit u.Ä. zu entwickeln, ist eher fraglich.

## 6. Schlussfolgerungen

Abschließend kann festgestellt werden, dass Informationen über Varietäten des Deutschen in Lehrwerken für DaF zwar vorhanden sind, dort aber eindeutig ein Schattendasein führen. Sie kommen in Mengen vor, die fast schon als homöopathisch bezeichnet werden können. Es lassen sich dabei deutliche quantitative und qualitative Unterschiede bemerken zwischen Lehrwerken, die von deutschen Verlagen für den internationalen Markt herausgegeben werden, und regionalen Lehrwerken, z.B. solchen, die von polnischen Autor(inn)en für polnische DaF-Lernende geschrieben wurden. In ersteren sind eindeutig mehr Beispiele (auch entsprechende Audioaufnahmen) unterschiedlicher Varietäten des Deutschen, mehr Hintergrundinformationen und differenziertere Übungen vorzufinden als in den letzteren. Auffällig ist in allen Fällen die Konzentration auf Lexik. Seltener vorzufinden sind Beispiele aus dem Bereich der Aussprache. In den für die Zwecke dieses Beitrags analysierten Lehrwerken konnten keine Beispiele aus dem Bereich der Morpho-Syntax ausfindig gemacht werden.

In Bezug auf die präsentierte Lexik ist kritisch anzumerken, dass DaF-Lernenden zwar Beispiele von Einzelwörtern oder Ausdrücken präsentiert werden, dass es sich aber in den meisten Fällen um vereinzelte Beispiele handelt, die eher den Eindruck erwecken, eine sprachliche Kuriosität zu sein. Es ist zu befürchten, dass sie weder von Lehrkräften noch von Lernenden als gleichberechtigte Varianten des Deutschen oder für die Kommunikation mit Sprechern der Zielsprache relevante sprachliche Mittel wahrgenommen werden. Für Letzteres spricht zusätzlich einerseits die Tatsache, dass Lehrerhandreichungen nur sehr wenige bzw. gar keine Hinweise zum richtigen Umgang mit ihnen enthalten, andererseits aber auch der offensichtliche Mangel an Übungen bzw. Aufgaben, die ein effizientes sprachliches Training ermöglichen würden. Vereinzelte Übungen, meistens Zuordnungsübungen oder Lückentexte, haben nicht das Potential dazu, den erwünschten Grad von Automatisierung

zu erreichen, wodurch Lernende u.U. die ihnen präsentierten sprachlichen Mittel nicht mal rezeptiv beherrschen. Von produktiver Beherrschung (auch wenn diese im Falle von DaF-Lernenden im nicht-deutschsprachigen Ausland eher nicht als das Ziel der Auseinandersetzung mit Varietäten des Deutschen betrachtet wird) kann unter solchen Umständen auf gar keinen Fall die Rede sein.

Es muss abschließend angemerkt werden, dass wenn man die unterschiedlichen Varietäten des Deutschen angemessen präsentieren wollte, man – wie u.a. BASSLER und SPIEKERMANN (2001) bestätigen – Lehr- und Lernmaterialien speziell für unterschiedliche Dialektregionen konzipieren müsste, in denen man ihre jeweiligen phonetisch-phonologischen, lexikalischen und syntaktischen Phänomene darstellen würde. An Lehrwerke für den DaF-Unterricht an Lernende, die ihre Zukunft mit keinem (längeren) Aufenthalt in einer bestimmten deutschsprachigen Region verbinden, ist dagegen – wie STUDER (2002) schreibt – eher keine Revolution, sondern Evolution zu fordern:

Es geht darum, einen Orientierungsrahmen bereit zu stellen, der es erlaubt, den Dialekten als Teil der Vielfalt des Deutschen im Unterricht positiv, aber auch reflektiert zu begegnen, und das heißt v.a. auch: kohärent zum üblichen Programm und transparent für die LernerInnen.

## Literatur

- AMMON, Ulrich (1991): *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin, New York.
- AMMON, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York.
- ARBEITSKREIS Deutsch als Fremdsprache in der Schweiz (2009): *Rundbrief Nr. 59: Lehrwerke*. URL: <http://www.akdaf.ch> [Zugriff am 29.03.2016].
- BASSLER, Harald / SPIEKERMANN, Helmut (2001): Dialekt und Standardsprache im DaF Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. In: *Linguistik online* 9, 2/01. URL: [http://www.linguistik-online.de/9\\_01/BasslerSpiekermann.html](http://www.linguistik-online.de/9_01/BasslerSpiekermann.html) [Zugriff am 9.07.2016].
- BĘZA, Stanisław (2004): *Eine kleine Landeskunde der deutschsprachigen Länder*. Warszawa.
- BORBOUR, Stephen / STEVENSON, Patric (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin, New York.
- BREWIŃSKA, Ewa / JORAS, Monika / OBIDNIAK, Dorota / ŚWIERCZYŃSKA, Elżbieta (2002–2004): *Partnersprache*. Warszawa.
- BUBNER, Friedrich (2000): *Transparente Landeskunde*. Bonn.
- CLALÜNA, Monika / FISCHER, Roland / HIRSCHFELD, Ursula (2007): Alles unter einem D-A-CH-L. Oder: Wie viel Plurizentrik verträgt ein Lehrwerk? In: *Fremdsprache Deutsch*. Heft 37, 37–45.
- CLYNE, Michale (1995): *The German Language in a Changing Europe*. Cambridge.
- CHUDAK, Sebastian (2007): *Lernerautonomie fördernde Inhalte in ausgewählten Lehrwerken DaF für Erwachsene. Überlegungen zur Gestaltung und zur Evaluation von Lehr- und Lernmaterialien*. Frankfurt/Main u.a.
- DANNERER, Monika (2015): 'Und sie bewegt sich doch!' Beharren und Veränderung, Standard und Variation im DaF-Unterricht. In: DRUMBL, Hans / HORNING, Antonie (Hg.): *IDT 2013. Band 1 Hauptvorträge*, Bozen, 47–67.

- DE CILLIA, Rudolf (2006): Varietätenreiches Deutsch. Deutsch als plurizentrische Sprache und DaF-Unterricht. In: KRUMM, Hans-Jürgen / PORTMANN-TSELIKAS, Paul (Hg.): *Begegnungssprache Deutsch – Motivation, Herausforderung, Perspektiven*. Innsbruck, 51–65.
- DITTMAR, Norbert / SCHMIDT-REGENER, Irena (2001): Soziale Varianten und Normen. In: HELBIG, Gerhard / GÖTZE, Lutz / HENRICI, Gert / KRUMM, Hans-Jürgen (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin, New York, 520–534.
- ELSPASS, Stephan (2007): Zwischen ‚Wagen‘ und ‚Wägen‘ abwägen. In: *Fremdsprache Deutsch* 37, 30–36.
- EUROPARAT (2001): *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*. Berlin.
- FACHVERBAND Moderne Fremdsprachen / GOETHE INSTITUT (1990): ABCD-Thesen zur Rolle der Landeskunde im Deutschunterricht. In: *Fremdsprache Deutsch* 3, 60–61.
- GLABONIAT, Manuela et al. (2002): *Profile deutsch*. Berlin.
- GLABONIAT, Manuela (2010): Plurizentrik. In: BARKOWSKI, Hans / KRUMM, Hans-Jürgen, *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen, Basel, 253.
- HÄGI, Sara (2007): Bitte mit Sahne/Rahm/Schlag: Plurizentrik im Deutschunterricht. In: *Fremdsprache Deutsch* 37, 5–13.
- KLEIN, Wolfgang (1974): *Variation in der Sprache: Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung*. Kronberg.
- KLOSS, Heinz (1976): Abstandssprachen und Ausbausprachen. In: GÖSCHEL, Joachim / NAIL, Norbert / VAN DER ELST, Gaston (Hg.): *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden, 301–322.
- KOITHAN, Ute / SCHMITZ, Helen / SIEBER, Tanja / SONNTAG, Ralf (2016): *Aspekte neu. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch C1*. München.
- KOZŁOWSKA, Elżbieta (2014): *Landeskunde so interessant!* Warszawa.
- KROMP, Ilona / BIAŁECKI, Adam (2012): *Deutschland in allen Facetten*. Warszawa.
- LÖFFLER, Heinrich (<sup>2</sup>1994): *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin.
- MINISTERSTWO EDUKACJI NARODOWEJ (MEN) (2009): *Podstawa programowa z komentarzami. Tom 3. Języki obce w szkole podstawowej, gimnazjum i liceum*. [Rahmencurriculum mit Kommentaren. Band 3. Fremdsprachenunterricht an Grundschulen, Gymnasien und Lyezeen]. URL: [https://men.gov.pl/wp-content/uploads/2011/02/men\\_tom\\_3.pdf](https://men.gov.pl/wp-content/uploads/2011/02/men_tom_3.pdf) [Zugriff am 29.03.2016].
- MUHR, Rudolf (1989): Deutsch und Österreich(isch): Gespaltene Sprache – Gespaltenes Bewußtsein – Gespaltene Identität. In: *Informationen zur Deutschdidaktik* 13 (2), 74–98.
- MUHR, Rudolf (1991): Sprachnormen in Österreich und anderswo. Zur sprachlichen Identität der Österreicher und zur Bestimmung von Standardsprachen in plurizentrischen Sprachen. In: *Znanstvena Revija* 1, 69–78.
- MÜLLER, Martin / WERTENSCHLAG, Lukas (1985): *Los emol. Schweizerdeutsch verstehen*. Zürich.
- NABRINGS, Kirsten (1981): *Sprachliche Varietäten*. Tübingen.
- PILASKI, Anna / FRÖHLICH, Brigitta / BOLTE-COSTABIEL, Christiane / BEHAL-THOMSEN, Heinke (2011): *Entdeckungsreise D-A-CH. Kursbuch zur Landeskunde*. Berlin.
- POLLAK, Wolfgang (1992): *Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher*. Wien.
- SCHMIDLIN, Regula (2011): *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation: Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache*. Berlin, New York.
- SCHMIDT-RADEFELDT, Jürgen (2010): Varietät. In: BARKOWSKI, Hans / KRUMM, Hans-Jürgen, *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, Tübingen, Basel, 350.

- STUDER, Thomas (2002): Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz. In: *Linguistik online* 10, 1/02. URL: [http://www.linguistik-online.de/10\\_02/studer.html](http://www.linguistik-online.de/10_02/studer.html) [Zugriff am 29.03.2016].
- SZULC, Aleksander (1999): *Odmiany narodowe języka niemieckiego. Geneza – rozwój – perspektywy*. [Nationale Varietäten der deutschen Sprache. Genese – Entwicklung – Perspektiven] Kraków.
- SZULC, Aleksander (2005): Niemiecki język standardowy – od pozornej jedności do realnego pluricentryzmu. [Die deutsche Standardsprache – von der scheinbaren Einheit zur realen Plurizentrik] In: *Przegląd Uniwersytecki* 3, 25-27.
- UESSLER, Manfred (1982): *Soziolinguistik*. Berlin.
- UTRI, Reinhold (2014): Grüazi / Pfat di / Hallöchen – ein paar Anmerkungen zur Einbindung von Sprachvarietäten in den DaF-Unterricht. In: *Glottodidactica* XLI/2, 59-72.
- VORDERWÜLBECKE, Anne / VORDERWÜLBECKE, Klaus (1995-1997): *Stufen International*. Stuttgart.

## REZENSIONEN

**Silvia Bonacchi (2013): *(Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch. (Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik, Bd. 13). Frankfurt/Main: Peter Lang, 280 S.***

Mit der vorliegenden Monographie soll „das kommunikative Phänomen, das mit den Ausdrücken Höflichkeit und Unhöflichkeit bezeichnet wird, kulturologisch“ (S. 15) analysiert werden. Sprache und Kultur in der kulturologischen Betrachtung stellen den Gegenstand des 1. Kapitels dar; die Verfasserin knüpft hier an die Untersuchungen von F. Grucza<sup>1</sup> an, der den Menschen als Kultursubjekt, als sprach-, wissens- und kulturgenerierendes Wesen in den Mittelpunkt stellt und u.a. zwischen den Idiolekten und Idiokulturen, den wirklichen Polylekten bzw. Polykulturen unterscheidet. „Gegenstand der kulturologischen Analyse sind also primär die Idiokulturen konkreter Menschen, die sich vor allem durch die Analyse der kulturellen Äußerungen und ihrer kommunikativen Funktionen empirisch untersuchen lassen“ (S. 20). Bei der empirischen Analyse der kulturellen Äußerungen muss man „innere“ kulturelle Formanten (psychophysiologische Ausstattung des konkreten Menschen) und „äußere“ Determinanten (z.B. sprachliche Umgebung, ethnische und soziale Gruppe, Sozialisierungsmodalitäten, Machtstrukturen, Bildungskontext, altersbedingte soziale Determinierung, religiösen Kontext, historische Erfahrungen) als Deskriptoren (Faktoren) berücksichtigen. Wichtig und erwähnenswert ist die Rolle der Denk-, Wert- und Handlungsschemata für die Wissensformation und -organisation. „Die über die Sinnesorgane empfangenen Informationen werden mit Hilfe von Schemata im Gehirn so umgeformt, dass sie assimiliert, verstanden bzw. interpretiert und gespeichert werden können. Schemata sind also Mittel zur Speicherung, Ordnung, Filterung von Informationen und zugleich Konstitutionsbedingungen für den Wissenserwerb“ (S. 39). „Schemata für oft auftretende, stereotype Handlungsabfolgen“ (S. 40) werden als *Scripts* bezeichnet. Die internalisierten *Scripts* sind nach Bonacchi im höflichen Verhalten äußerst wichtig.

Im 2. Teil der Monographie setzt sich die Autorin mit Fragen der sprachlichen (Un)Höflichkeit auseinander; zuerst behandelt sie pragma- und soziolinguistische Forschungsansätze zur sprachlichen (Un)Höflichkeit. In Anlehnung an Goffman führt sie den Begriff

---

<sup>1</sup> Vgl. insbesondere GRUCZA, Franciszek (2012): Zum Gegenstand und zu den Aufgaben der anthropozentrischen Linguistik, Kulturologie und Kommunikologie sowie zur gegenseitigen Vernetzung dieser Erkenntnisbereiche. In: *Kwartalnik Neofilologiczny* LIX, 3, 287–344.

GRUCZA, Franciszek (1983): *Zagadnienia metalingwistyki. Lingwistyka – jej przedmiot, lingwistyka stosowana*. Warszawa: PWN.

*face* (Gesicht, Image) ein; es „bezeichnet nach Goffman das sozial vermittelte Selbstbild einer Person, das in kommunikativen Interaktionen verstärkt oder bedroht werden kann“ (S. 55). Im Weiteren unterscheidet die Verfasserin (in Anlehnung an G. Leech) folgende Maximen der Höflichkeit: die Takt-Maxime, Maxime der Großzügigkeit, der Zustimmung, der Bescheidenheit, der Übereinstimmung und die Maxime der Sympathie; für jeden Typ werden Belege in drei Sprachen angeführt. Die Unhöflichkeit wird in sozialer Dimension als interaktionale Machtausübung aufgefasst: „[...] eine grundlegende kommunikative Funktion von sprachlicher Unhöflichkeit [ist] die Kontrolle des Anderen, die wiederum eine Form der interaktionalen Machtausübung ist“ (S. 88). In der Forschung wird davon ausgegangen, dass (Un)Höflichkeit immer in einer konkreten Kommunikationsgemeinschaft untersucht werden muss. „Es gibt nicht Höflichkeit und Unhöflichkeit *per se*, sondern immer nur (un)höflich intendierte Sprechakte/Dialogakte und einen, (Un)Höflichkeitseffekt“ (S. 89). Die empirische Grundlage der Studie stellen Äußerungen in den drei analysierten Ethnolekten dar; für Gewinnung der Daten wurden die auf Feldforschungen basierende ethnographische Methode, Aufnahme von Dialogen, Videoaufnahmen sowie Fragebögen angewendet.

Mit Höflichkeitsakten werden höfliche Äußerungen bzw. Gesprächsphasen realisiert; die Verfasserin unterscheidet folgende Höflichkeitsakte: Präsentative, Reparative, Supportive. Reparative haben zum Ziel, „das gefährliche Potential von kritischen Sprechakten zu entschärfen und ihren negativen kommunikativen Effekten vorzubeugen“ (S. 132). Man kann hier zwischen Selbstreparaturen und Fremdreparaturen unterscheiden. Mit Supportiven soll die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern verstärkt werden; zu diesen Höflichkeitsakten gehören u.a. Komplimente, Gratulationen, Glückwünsche, Einladungen und Geschenke. Im Weiteren wendet sich die Verfasserin den Unhöflichkeitsakten zu und unterscheidet folgende Arten: den *Arrogativ*, den *Offensiv*, den *Limitativ*, den *Unreziproken*. „Der Arrogativ ist ein Unhöflichkeitsakt, durch den der Sprecher das illokutionäre Ziel erreicht, die eigene Überlegenheit zu zeigen und sich als *voice* zu positionieren, also Gehör und Autorität in einem bestimmten Kontext zu gewinnen“ (S. 157). Dieser Akt wird durch die Verwendung von Vulgarismen, Beleidigungen, geringschätzigen Ausdrücken, diskriminierendem Sprachgebrauch vollzogen. „Der Limitativ ist ein Unhöflichkeitsakt, der durch den Willen motiviert ist, Macht auszuüben durch die Kontrolle des Anderen bzw. durch die Einschränkung seines Handlungsspielraums“ (S. 159). Für die einzelnen Typen der Unhöflichkeitsakte werden Beispiele in den drei untersuchten Sprachen angeführt. Die positive Aufwertung und negative Abwertung können mit Hilfe der Diminutiva und Augmentativa erreicht werden; die Verfasserin spricht hier von der nominalen Alteration. Im Polnischen und Italienischen dienen dazu hauptsächlich mehrere Suffixe; da im Deutschen die Verwendung von Suffixen *-chen*, *-lein*, *-i<sup>2</sup>* beschränkt ist, wird zu Präfixen (z.B. *Hyper-*, *Super-*,

<sup>2</sup> Hier muss man unterscheiden zwischen Abkürzungen z.B. *Abi* (von *Abitur*), *Uni* (von *Universität*) und den *i*-Bildungen; die meisten *i*-Bildungen werden von Substantiven und nur eine geringe Anzahl von Adjektiven (*Profi* von *professionell*, *Promi* von *prominent*) abgeleitet. Nicht alle haben diminutive oder kosende Nuance – vgl. dazu VATER, Heinz (2014): *i*-Bildungen im Deutschen. In: LUKAS, Katarzyna / OLSZEWSKA, Izabela (Hg.): *Deutsch im Kontakt und im Kontrast*. Frankfurt/Main: Peter Lang, 175–197.

Ur-, Un-), Präfixoiden (*Mini, Makro-*), Komposition (u.a. *Hoch-, Voll-, Zwerg-, Riesen-*) und analytischen Mitteln (z.B. *klein, winzig*) gegriffen. Diese Mittel können auch positive oder negative Konnotation vermitteln; sie ist „meistens das Resultat einer Interaktion zwischen der alternationsinhärenten Bedeutung (Diminution, Augmentation) und der Semantik der Grundlexems“ (S. 188). Die Verfasserin weist auch darauf hin, dass im Polnischen und im Italienischen die höfliche Funktion von Diminutiva stark ausgeprägt ist, im Deutschen dagegen müsse man oft zu anderen Mitteln greifen (S. 186). Interessant und aufschlussreich sind Erwägungen zu höflichen Verweigerungen im interkulturellen Vergleich (Kap. 2.4.4). Die empirische Analyse zeigt, dass Missverständnisse eher „auf semantischen und pragmatischen Interferenzen basieren“ (S. 215).

Der abschließende Teil enthält dialogtheoretische und glottodidaktische Implikationen. Es wird darauf hingewiesen, dass die Beherrschung des „höflichen Repertoires“ nicht ausreicht, um höflich zu kommunizieren. „Grundlegend bei der Höflichkeitskompetenz sind sowohl empatische und emotive Fähigkeiten, die es ermöglichen, die Sichtweise des anderen zu übernehmen, sowie pragmatische Fähigkeiten, die Teilnehmer an einer höflichen Interaktion befähigen, verbale und nonverbale emotive Äußerungen [...] zu produzieren“ (S. 229). Die Höflichkeitskompetenz hängt auch mit der diskursiven Kompetenz zusammen. Unter der letzteren „ist jenes prozedurale und deklarative Wissen zu verstehen, das einen Menschen befähigt, an diskursiven Praktiken teilzunehmen durch die Besetzung von bestimmten diskursiven Rollen und Positionen“ (S. 235).

Zusammenfassend ist festzustellen, dass diese Monographie einen wichtigen Beitrag zur kontrastiven Höflichkeitsforschung darstellt; sie zeichnet sich durch ein hohes wissenschaftliches Niveau sowie präzise und komprimiert formulierte Thesen und Schlussfolgerungen aus.

*Andrzej Kątny*  
(Gdańsk)

**Siatkowski, Janusz (2015): *Studia nad słowiańsko-niemieckimi kontaktami językowymi*. Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego. 503 S.**

Der zu rezensierende Band fasst über 50 Beiträge zu polnisch-deutschem Sprachkontakt, die im Laufe der über 30-jährigen Arbeit von Prof. Dr. Janusz Siatkowski, einer in der weltweiten Slawistik anerkannten Kapazität und eines angesehenen Sprachkontakt-Forschers entstanden sind und derer Schwerpunkt stets – diachron wie diatopisch gesehen – um die Frage nach der Intensität, Art und *last but not least* nach den lexikographisch erfassbaren Resultaten der Wechselbeziehungen von polnischen und deutschen Dialekten (ferner auch von beiden Standardsprachen) kreist. Schon auf den ersten Blick ist die Sorgfältigkeit und der Umfang der Arbeit, die hier der Autor geleistet hat, zu erkennen.

Die vorgenommene Aufteilung in vier Kapitel (Forschungsstand und Quellen, morphologische und lexikalische Einflüsse des Slawischen, slawische lexikalische Auswirkungen, Slawismen in der Bienieks Prosa), denen ein umfangreiches Literaturverzeichnis und

benutzerfreundliche Wortregister angeschlossen sind, ist klar und durchdacht. Zunächst wird der Forschungsstand zum slawischen Einfluss auf das Deutsche erschöpfend dargestellt, begonnen mit der 1820 verfassten Arbeit von Bernd „Die deutsche Sprache in dem Großherzogthume Posen und einem Theile des angrenzenden Königreiches Polen, mit Vergleichen sowohl der Mundarten, als auch anderer Sprachen, und mit eigenen Forschungen“, gefolgt von anderen bedeutenden Bearbeitungen zu slawischen Auswirkungen auf nieder-, mittel- und oberdeutsche Dialekte und dialektale Formen in Schlesien (WEINHOLD 1852; MITZKA 1963), Preußen (KLECZKOWSKI 1931; TEUCHERT 1958), im Sorbischen (BRONISCH 1862), in Mähren und im Pommern (KNOOP 1890), um zu der Feststellung der über 4000 slawischen Entlehnungsfällen (in eigener Karthotek; im Vergleich zur Bielfeldts Sammlung deutlich erweitert) im grob gemeinten Deutschen (S. 21) zu gelangen. Dabei werden – mit Recht – vielfältige und manchmal schwer nachvollziehbare Prozesse der Übernahme, Verbreitungswege und Adaptation vom slawisch-deutschen Sprachkontakt betroffenen Gebieten skizziert, die zum Teil frühere Bearbeitungen wesentlich revidieren. Einen unabdingbaren Teil solch konzipierter theoretischer Basis bildet auch die Übersicht der deutschen Dialektwörterbücher (S. 23–35), derer besonderes Novum (nebst einer kritischen Beschreibung ihrer Methodik) in der Darstellung der neuesten Quellen und ihrer Konzipierung besteht (so im Falle des „Pommerschen Wörterbuches“, „Sudetendeutschen Wörterbuches“, der beiden „Bayerisch-Österreichischen Wörterbücher“ und des „Wörterbuches der obersächsischen Mundarten“). Sie weisen eine beträchtliche Zahl der bisher nicht notierten interessanten Entlehnungen auf, die vom Verfasser exzerpiert worden sind, so wie: *Blondjak*, *Pytlak*, *Armitschker* (S. 32).

Den ersten, theoretischen Teil rundet nun ein Kapitel ab, das Entlehnungen mit slawischen Wortbildungselementen, Rückentlehnungen und Analogiebildungen unterscheidet (im Folgenden des Bandes werden dieser Problematik einzelne Beiträge gewidmet). Hier werden nicht nur solche transparenten Fälle der Slawismen wie *Grenze*, *Jauche*, *Penunse* aufgegriffen (S. 42–44), sondern auch regionale Belege, wie Zusammenrückung *schistko jedno* ‚es ist egal‘, *pascholl* ‚geh weg‘ erfasst. Besonders aufschlussreich erscheinen in diesem Kontext die Rückentlehnungen, wie *Haderlack* (*Haderlock* ‚schlecht angezogene Person, Taugenichts‘, S. 46–47), die Relikte der wechselseitigen, je nach der soziohistorischen Situation abwechselnden Sprachkontakten in Grenz- bzw. Bilingual-Gebieten sind. Siatkowski betont immer zu Recht den komplexen und äußert produktiven Charakter des Sprachkontakts, demnach ist es vollkommen berechtigt, auch morphologischen Einfluss des Slawischen (wie bei *Besaufski* ‚Säufer‘, *Radikalinski* ‚Radikale‘, um nur diese zu nennen) anzunehmen.

Der empirische Teil der Arbeit bespricht Slawismen mit einzelnen Suffixen (*-ak*, *-ač*, *-ik*, *-nik*, *-(l)ik*, *-(n)ica*, *-uš* usw.), jeweils werden dabei die Entlehnungen von slawischen (slawisch belegten bzw. nicht belegten, S. 56) und von deutschen (identisch gegliederten) Stämmen im Standarddeutschen (ggf. mit größerer regionaler Verbreitung) auf dem Gebiet des Bairischen und Österreichischen, im Tschechischen, Slowakischen, in Mähren, in Obersachsen und Brandenburg, im Schlesischen (einbezogen der Posener Mundarten), in Westpommern, auf dem ehemaligen Gebiet des Westpreußischen und in Livland differenziert. Solch eine Vorgehensweise ist – auch angesichts der vom Verfasser angebrachten Probleme einer rigiden etymologischen Vorlagentrennung – nicht nur berechtigt, sondern lässt den

in dieser Arbeit immer betonten, keineswegs einseitigen Charakter des slawisch-deutschen Sprachkontakts noch deutlicher erscheinen (wie in Bildungen von deutschen Stämmen mit slawischen Suffixen oder aber in recht zahlreichen Rückentlehnungen). Ganz oft handelt es sich um Reliktwörter, derer deutsche dialektale Formen die einst breitere Geltungsbereiche entsprechender slawischer Lexeme beweisen.

Das von Siatkowski zusammengestellte Material bietet eine eindrucksvolle Hülle und Fülle von interessanten Belegen; unten werden aus Platzgründen nur ein paar, zwecks Veranschaulichung der von ihm aufgestellten Thesen ohne genaue räumliche Zugehörigkeit angebracht:

- a) mit *-ak*: *Leschak(e)* ‚Faulenzer‘ (vgl. kaschubisch *leżux*, S. 65); *Dämlak*, *Döslak*, *Dummlack*, *Erzdamlack* ‚Narr, Dummkopf‘ (mit verstärkendem *erz-* wie *erzdumm*, S. 69); *Pytlak* ‚Wilderer‘ (mit *pytel* verwandt); *Paslack*, *Passlack* ‚eine Person, die sich wie ein Fußabtreter behandeln lässt‘ (höchstwahrscheinlich mit *postłaniec* verbunden, vgl. kasch. *pazłók*), *Madrak* ‚Pfuscher‘ (eine Rückentlehnung von *madrovac*, *madrować*, S. 104);
- b) mit *-ač*: *Tragatsch* ‚eine besondere Karrenart‘ (eine Rückentlehnung aus dem tschechischen *tragač* oder poln. *tragacz*, die wiederum an das (mittelhoch)-deutsche *tragebære* anknüpfen, S. 113), *Drahtowatsch* ‚Kesselschmied‘ (S. 118–119), *Fibelatsch*, *Fibelatschke* ‚Schuljunge, Pennäler‘ (mit der Vorlage in dem dt. *Fibel*, S. 127–8),
- c) mit *-ik*, *-nik* und *-(l)ik*: standardsprachliches *Zeisig* (schon im XIV Jh. übernommen, S. 129), *Kraglik* ‚Kragen‘ (aus poln. *kraglik*, was seinerseits an den dt. *Kragen* zurückgeht, S. 138), *Dupselnik* ‚halblanger Habit‘ (S. 139), *Schatornik* ‚Hausierer‘ (aus breit notiertem polnischen dialektalen *šatornik*, S. 144),
- d) mit *-(n)ica*, *-bcb*, *-itjb* (außer gemeindeutschen *Grenze*, *Plötze*): *Jaskuliza* ‚Schwalbe‘ (aus dem kasch. *jaskulëca* ‚ds.‘, S. 169), *Kaplitz(a)* ‚Kopfbedeckung, Mütze‘ (von dem poln. *kapica* abgeleitet, S. 173), *Kapitze* ‚ein kleiner Haufen‘ (aus dem slaw. *kopica*, S. 187–189),
- e) mit *-uš*: *Babusche* ‚Oma‘ (S. 208), *Tribbusch* ‚ein korpulenter Mensch‘ (höchstwahrscheinlich eine Rückentlehnung, mit dem dt. *Dreifuß* und poln. *drybus/dryfus* verbunden, S. 211, vgl. S. 307),
- f) mit *-arb*: *Dratasch*, *Drahtarsch* ‚Kesselschmied‘ (aus dem tschechischen *drátař*, S. 216);
- g) mit *-ski*, *-cki*, *-owski*, *-ewski* und *-inski*: *Besaufski* ‚Trinker, Säufer‘ (von deutschem *sich besaufen*, S. 222), *Pracherinski* ‚Bettler, Hausierer‘ (vgl. dt. dial. *Pracher*, kasch. *prachôrz*, S. 225);
- h) mit sorbischem *-awa*: *Bimbaue*, *Bimbauer* ‚Schaukel‘ (S. 230), *Himpaua*, *Himpaua* ‚ds.‘ (S. 231).

Der ausführlichen Besprechung der areal diversen Produktivität einzelner Suffixe und der Bildungsmotivation neu gebildeter Substantive werden sechs Beiträge angeschlossen, die (außer den breit gemeinten Einflüssen in der Flexion und Morphologie und verschiedenartigen Adaptationsprozessen) auf Übernahme und weitere wortbildungsgerechte Modifizierung der slawischen Verben, Adverbien und Adjektive fokussiert sind (S. 239–280).

Diesen Teil eröffnet das deutschen präfixalen Verben gewidmete Kapitel (S. 239-244), in dem unter anderem Ableitungen von alten nominalen Entlehnungen wie *Grenze*, *Jauche* besprochen werden. Ostmitteldeutsche *wegtragatschen*, *aufflinzen*, *rabatzen* (auch mit *ab-*, *herum-*, *zurecht-*, *herunter-*), schlesische *verkootschen*, preußische *bepaslacken* und von nicht im Deutschen belegten Stämmen gebildete *veroschkliwieren* oder *verdobloschieren* (die vielleicht wie bei HINZE (1965) als Augenblicksentlehnungen aufzufassen wären? S. 243) ergänzen das Bild der sprachkontaktbedingten Verbalisierung und der beträchtlichen Erweiterung des Verbestandes.

Die morphologische Adaptation der slawischen Adjektive und Adverbien, die in der Regel auf der (manchmal durch Analogie hervorgerufenen) *-ig-*, *-lich-* und *-isch-*Suffigierung beruht (S. 246), lässt die slawischen Vorlagen *pomatem*, *pomalu*, *pomatu* in *pomalig*, *pomalich*, *pumalich*, *bomalich*, *pomadig*, *pumadig* oder *koślawy* bzw. *luźny* in schlesischen *koschlawig*, *koschlarig* oder aber *luschnig* nachvollziehen. Eine wohl vollständige Palette von Varianten bieten die von deutschem *klein* mit slawischen Suffixen derivierte ostmitteldeutsche *kleinnusch*, *kleinnuchelig*, *kleinnutschig*, *kleinnuscherig*, *klenutschig*, *kleinnuschker*, *klenutschker* und andere, die – auch wenn sie auf diverse oberdeutsche und niederdeutsche (d.h. diphthongierte oder nicht diphthongierte Formen, vgl. S. 246) Quellen zurückgehen.

In dem nächsten Beitrag werden denominal adjektivische Ableitungen diskutiert, die vorwiegend mit *-ig* gebildet sind (manchmal auch *-lich*, S. 251) und die im Default-Fall nicht so – wie die übernommenen adjektivischen Vorlagen – differenzierte Formenvielfalt aufweisen, vgl. preußisches *kud(d)elig*, *kud(d)lig*, *kud(d)elich* ‚kraus‘ (von *Kud(d)eln*, S. 251) und *kordupelig* ‚klein und dick‘ (von *Kordupel*, S. 253), pommerisches *fibritzig* ‚schnell, flott, lebhaft‘ (von *Fib(e)ritze*, *Viferitze*, S. 252) und viele andere.

Innerslawische und slawisch-nichtslawische Interferenzen in der Morphologie werden bezüglich der Flexion (wobei viele Fälle der innerslawischen Flexionsauswirkungen in Frage gestellt werden, vgl. S. 257-259) und der Wortbildung analysiert.

Der relevanten Frage, welche Prozesse zur Etablierung eines – genetisch slawischen – Affixes im deutschen Wortbildungssystem geführt haben, wird ein weiterer informativer Beitrag gewidmet (S. 280-283), in dem dieses Verfahren überzeugend zum einen auf Grund der aus dem Niedersorbischen übernommenen Substantive *Himpau*, *Himpaua*, *Humpaua* und Verba *himpeien*, *humpeien* ‚schaukeln‘ und zum anderen an deutschen dialektalen *Schimpau*, *Schumpelaue* erörtert werden (S. 281).

Der nächste Teil („Slawische lexikalische Einflüsse“) wird von dem Beitrag eröffnet, in dem diverse Hybridbildungen (und im Grunde genommen hybride Affixe wie schlesisches *-lik* und *-elnik*, ferner auch *-kerl* im Wiener Deutschen, S. 285) im slawisch-deutschen Sprachkontakt von Siatkowski sowohl an Beispielen der standarddeutschen Bildungen mit *Grenze*, *Jauche* und *Quark* als auch an dialektalen Komposita mit *Kruschke* und *Baba* (S. 286) behandelt werden. Ein besonderer Platz kommt in diesem Kontext zum einen slawisch-deutschen Komposita (vgl. das preußische *Fibritzkatt* (*Wibritzenkatt* oder *Fibritz(en)katze*, S. 287), zum anderen auch dem in Tschechien notierten *barbaři* ‚barfuß‘ und Bildungen mit *-beere* (S. 288) zu.

Im Weiteren (S. 290-296) bespricht der Verfasser slawische Wendungen, Sprüche, Phrasologismen und Höflichkeitsformen, die in deutsche Dialekte aufgenommen worden sind

und die folglich nicht nur neue Lexeme (wie *schistkojedno*, *schiskojeno*, *Bojamenka*, *Sampanter*), sondern auch lehnübersetzte *er ist das zehnte Wasser von Kissël, wie der Herr so der Kram, jeder Jasch häut/heft sine Kasch* geprägt haben.

Rückentlehnungen aus dem Pomoranischen (*Pikatsch*, *Kipnik* S. 298), Sorbischen (*Lumpack*) und Schlesischen (*Bunzlak* S. 299) werden in dem nächsten Aufsatz thematisiert, darüber hinaus geht Siatkowski auf andere Bildungen ein, deren Provenienz immer noch fraglich ist (*Mummatsch*, *Mummatz*, *Pomager*).

Weiter beschäftigt sich der Autor mit regional differenter Verbreitung der slawischen Lexem-Formen, denen diverse phonetische Prozesse zu Grunde liegen (wie die *g/k*-Opposition, der Übergang *č>c*, S. 303). So wurde die *g*-Form (*gruszka*, ähnlich auch im Altpolnischen und Ostslawischen) in schlesische und mährische Dialekte übernommen (S. 304), während die *k*-Gestalt im Pomoranischen, Preußischen und Sorbischen vorherrschend ist (vgl. kasch. *krěszka*).

Die Untersuchung der Namensherkunft Puttkamer kann in diesem Kontext verwunderlich wirken, dessen ungeachtet sind die phonetischen Umwandlungen des poln. *podkomorzy* und weitere Prozesse der morphologischen Assimilation hinweg zu dem Familiennamen *Puttkamer* auch im Zusammenhang mit lexikalischen Einflüssen von großer Bedeutung.

Zwei nächste Studien thematisieren Kontinuanten von urslawischen *mbrlica* (S. 318-320) und *\*matica* (S. 321-325), wobei verschiedene Quellen einzelner Entlehnungen erwogen worden sind.

Polnische Einflüsse auf Dialekte Preußens analysiert Siatkowski nicht nur in Anlehnung an frühere Arbeiten von Ziesemer (1923), Bielfeldt (1963) und Kleczkowski (1931), sondern auch anhand neuerer Quellen, die u.a. *Dwarg* ‚kleiner runder Käse, auch von einer kleinen Person‘, *Gnorr* ‚ein mageres Schwein‘, *gratschen* ‚abtasten, befummeln‘ und *Klopott* ‚Problem‘ notieren. Somit kann man verschiedene Schichten der Slawismen in preußischen Dialekten differenzieren.

Mit den tschechisch-deutschen Interferenzen setzt sich der Autor in zwei Studien auseinander (S. 338-348), die zum einen in Anlehnung an Eisner (1946, 1948) solche soziolektalen Belege wie *Babe* ‚Klassenlehrerin‘, *Füllka* ‚Füllfeder‘, *Hauska* ‚Hausaufgabe‘ anbringen, zum anderen tschechische Vorlagen in dialektalen *ausmischkern* ‚kastrieren‘, *böhmaken/bömakehn* ‚mit tschechischem Akzent Deutsch sprechen‘ identifizieren.

Einen höchst interessanten Beitrag leistet Siatkowski mit der Besprechung der slawischen Auswirkungen in der Mennoniten-Sprache, die während ihrer Siedlungszeit (seit 1527 bis ungefähr 1810, vgl. S. 350) an der Weichsel viele slawische Elemente – meist aber mit Vermittlung der preußischen Dialekte – übernahmen (u.a. *dups*, *bloto*, *prost*) und die konsequent bewahrt worden sind.

Den Slawismen in Bienieks Prosa wendet sich der Autor in dem den Band abschließenden Aufsatz zu. Es werden u.a. Russizismen (*Kopeke*, *Mamotschka*), umgewandelte Varianten der polnischen Eigennamen (*Annuschka*, *Milka*), Spitznamen (sowohl aus polnischen als auch deutschen Vorlagen abgeleitete, wie *Wönzack*, *Schielok*), Lehnwörter aus poln. Dialekten (*Gorolik*, *Hoppek*) und von Bieniek gebildete Lexeme (*Lullokk*, *starek*) analysiert.

Zusammenfassend bietet der vorliegende Band einen umfangreichen, äußerst genau dokumentierten und hervorragend konzipierten Überblick über den slawischen Einfluss auf

das Deutsche und seine Dialekte. Imposant ist nicht nur die Anzahl und Vielfalt der exzerpierten Quellen, sondern auch der Arbeitsaufwand und lexikographische Sorgfältigkeit von Siatkowski. Die immer ausgewogene und überzeugend dargelegte Bestimmung der Provenienz, bei der der Autor in vielen Fällen selbst seine früheren Annahmen revidiert (S. 79, 109, 143), lässt den slawisch-deutschen Sprachkontakt in einem anderen Licht erscheinen. Den Grundgedanken von bilateraler, komplexer und diverse Derivations-, Wortbildungs- und Modifizierungsprozesse initiierender Sprachkontakt-Wirkung verfolgend, analysiert Siatkowski nicht nur overt übernommene Lexeme (*Grenze, Jauche, Gurke*), sondern fokussiert auch sprachkontaktbedingte Hybridbildungen, Zusammenrückungen, Lehnbildungen und Lehnübersetzungen. Eine besondere Stelle kommt in diesem Zusammenhang verschiedenartigen Rückentlehnungen zu, die von variierender Richtung und Intensität des Sprachkontakts in Grenz- und Bilingualgebieten zeugen, und der eingehenden Analyse von Slawismen in Bienieks Prosa zu. Den Wert dieser Arbeit erhöhen noch zweifelsohne die angehängten Wortregister, die die Exzerption bearbeiteter Belege wesentlich erleichtern. Die Wiederholungen der Etymologien, die Siatkowski in der Einführung andeutet (S. 11), beeinträchtigen keineswegs die Lektüre von verständlich (und im Falle der deutschen in gepflegter Sprache) verfassten Beiträge, die seit ihren ersten Publikationen um neuere Quellen erweitert worden sind. Angesichts der hier wegen Platzgründen nur skizzierten Thematik und ihrer Bearbeitung ist der Band nicht nur Slawisten, sondern auch Germanisten zu empfehlen, die am slawisch-deutschen Sprachkontakt interessiert sind. Die Menge und Vielfalt des analysierten Sprachmaterials, die Form und Methodik der Arbeit und vor allem das vom Autor eingebrachte Fachwissen machen diesen Band zu einem echten Nachschlagewerk.

*Piotr Bartelik*  
(Ślupsk)

**Elżbieta Dziurewicz (2015): *Korpusbasierte Analyse der Phraseologismen im Deutschen am Beispiel des phraseologischen Optimums für DaF*** (Schriftenreihe PHILOGIA Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse, Bd. 206). Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 260 S.

Die von Elżbieta DZIUREWICZ im Verlag Dr. Kovač veröffentlichte Studie soll – nach der Formulierung der Autorin selbst – das Potenzial der Korpora in der Phraseologie zeigen (S. 11). Und zeigt dies auch. Die Verfasserin beweist dabei, dass korpusorientierte Untersuchungen Gegenwart und Zukunft der Linguistik, darunter auch der Lexikografie, sind, die den Anspruch erhebt, sprachrealitätsnah und authentisch zu sein.

Die Grundlage der Analyse stellen somatische Phraseologismen dar, die dem Kernbereich des von HALLSTEINSDÓTTIR/ŠAJÁNKOVÁ/QUASTHOFF (2006) erstellten Optimums für Deutsch als Fremdsprache entnommen wurden. Die Idee einer korpusgestützten und lexikografischen Arbeit entstand aus didaktischen Gründen: „Um Phraseologismen situations- und adressatengerecht einzusetzen, bedürfen Nichtmuttersprachler einer Art Gebrauchsanleitung, in der steht, in welcher lexikalischen Umgebung und Form Phraseologismen anzuwenden sind.“ (S. 11). Dieser Forderung gemäß formuliert die Autorin das

Ziel ihrer Analyse, das darin besteht, „die Erkenntnisse der Korpuslinguistik für die Lexikografie nutzbar zu machen“ (S. 12), also konkreter gesagt, mit einem korpuslinguistischen Herangehen all jene syntagmatischen Muster zu ermitteln, die auf die häufigste Struktur und typische Partnerwörter verweisen. Die Analyse wird mithilfe des Korpus DeReKo des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, das man mit dem Korpusanalysesystem COSMAS II recherchiert, durchgeführt. Da sich die Nutzung der Korpora im deutsch-polnischen Vergleich bisher keiner großen Popularität erfreute und ein Desiderat war, scheint die Studie von DZIUREWICZ in Bezug auf die Beschreibung von Phraseologismen in der Lexikografie eine Wende zum empirisch Abgesicherten hin und dadurch sehr innovativ zu sein.

Die Monografie besteht aus sechs Kapiteln, von denen das erste die Einleitung ist. Die drei nächsten Teile liefern theoretische Grundlagen für die Analyse. Die Untersuchung des Sprachmaterials erfolgt im fünften Kapitel, das eine korpusbasierte Analyse von Phraseologismen enthält. Im Schlusskapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung resümiert. Das Literaturverzeichnis sowie der Anhang bilden den Abschluss der Arbeit.

Im ersten, theoretischen Kapitel präsentiert Elżbieta DZIUREWICZ den bisherigen Forschungsstand im Bereich Phraseologie unter besonderer Berücksichtigung der germanistischen Tradition, wobei sie folgende Schwerpunkte unterscheidet: Phraseopragmatik, Phraseografie, Phraseodidaktik, kontrastive Phraseologie und Korpora in der Phraseologieforschung. Des Weiteren diskutiert sie terminologische Probleme im genannten Bereich sowie die Merkmale von Phraseologismen (mit Einteilung in drei Hauptmerkmale und weitere typische Eigenschaften). Ergänzt wird diese Diskussion durch die Formulierung der Definition des Phraseologismus, die der gesamten Studie zugrunde liegt: „Bei Phraseologismen handelt es sich um ein Merkmalskomplex der [...] Eigenschaften: Polylexikalität, relative Festigkeit, Idiomatizität, Bildhaftigkeit, Expressivität, Lexikalisierung und schließlich Reproduzierbarkeit, wobei ein Phraseologismus nicht alle Eigenschaften besitzen muss“ (S. 26). Das letzte Unterkapitel widmet die Autorin den phraseologischen Modifikationen. Nach der Unterscheidung von Modifikation und Variation folgt eine Darstellung der Modifikationstypen, indem in Modifikationen im wendungsinternen Komponentenbestand, Modifikationen im wendungsexternen Aktantenpotenzial und die Kombination unterschiedlicher Modifikationstypen unterteilt wird. Alle Modifikationstypen werden dabei erklärt und an einem dem Korpus DeReKo entnommenen Beleg veranschaulicht.

Das darauf folgende, teils theoretische, teils praktische Kapitel widmet die Verfasserin der Phraseografie, also der Behandlung von Phraseologismen in Wörterbüchern. Es wird v.a. auf die Probleme der Makro- und Mikrostruktur eingegangen, wobei als Beispiele zwei bilinguale Großwörterbücher des Sprachenpaars Deutsch-Polnisch von PONS (2007) und PWN (2010) gewählt wurden, die auf die beschriebenen Aspekte hin geprüft werden. Als Materialbasis dienen dabei 102 aus der Optimumliste von HALLSTEINS-DÓTTIR/ŠAJÁNKOVÁ/QUASTHOFF (2006) exzerpierte Phraseologismen, die allerdings keine Somatismen sind (40 dem Optimum für DaF entnommene Phraseologismen mit somatischen Komponenten werden erst im fünften Kapitel analysiert). Wenn es sich um makrostrukturelle Fragen handelt, diskutiert die Autorin einerseits die Auswahl und die Klassifikation der Phraseologismen in den genannten Wörterbüchern und gelangt zu der Feststellung, dass das PWN-Wörterbuch in dieser Hinsicht besser als das von PONS ausfällt. Andererseits präsentiert sie

einzelne Zuordnungsprinzipien und stellt fest, dass bei PWN nach dem grammatisch-alphabetischen und bei PONS nach dem extensiven Prinzip vorgegangen wird. Im Bereich der Mikrostruktur sind die folgenden Probleme von Belang: mikrostrukturelle Zuordnung, die Nennform, Stilmarkierung, Verwendungsbeispiele, Äquivalente sowie Glossen. In der PWN-Ausgabe werden die Phraseologismen in der alphabetischen Reihenfolge registriert, was im Vorwort erklärt wird. PONS gibt dagegen keine klaren Zuordnungsregeln innerhalb eines Lemmas an. Hinsichtlich der Nennform ermittelt DZIUREWICZ beispielsweise, dass sowohl bei PWN als auch bei PONS die neutrale Form dominiert. Die Angaben der externen Valenz sowie die Varianten sind dabei selten, was besonders das Wörterbuch von PONS betrifft. In Bezug auf die Äquivalenzkorrektheit in den Ausgaben von PWN und PONS bemerkt die Autorin nach der Durchsicht der ausgewählten Phraseologismen aus der Optimumliste, dass keine größeren Fehler angetroffen werden konnten. Die Glossen treten im PWN-Wörterbuch häufiger als in dem von PONS auf. Auch bezüglich der konnotativen Markierung bestehen in beiden Großwörterbüchern einige Unterschiede: bei PWN gilt die Hälfte der deutschen Phraseologismen als neutral, die anderen werden entweder als umgangssprachlich oder salopp klassifiziert; bei PONS sind 46 % der analysierten Phraseologismen aus der Optimumliste mit Stilmarkierungen versehen, wobei die meisten (86 %) der umgangssprachlichen Stilschicht zugeordnet wurden. Mit Recht weist die Verfasserin auch darauf hin, dass in beiden Wörterbüchern kaum Verwendungsbeispiele angegeben werden, was aus fremdsprachlicher Perspektive als erheblicher Nachteil zu bewerten ist.

Im folgenden Kapitel lenkt Elżbieta DZIUREWICZ ihre Aufmerksamkeit auf die Korpora in der Phraseologieforschung. Sie beginnt mit der Beschreibung der Anfänge der Korpuslinguistik. Die Autorin bemerkt, dass – wenn es um die Etablierung dieses Forschungsbereichs geht – das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim von entscheidender Bedeutung war, weil bereits Mitte der 1960er Jahre eben an diesem Institut damit begonnen wurde, die elektronischen Korpora aufzubauen. Hervorzuheben ist dabei die Arbeit an den beiden Recherche- und Analysesystemen COSMAS I und COSMAS II. Die Verfasserin bespricht des Weiteren die Gründe der Entwicklung der Korpuslinguistik sowie ihre Bedeutung für die Phraseologieforschung, die v.a. darin besteht, zu erkennen, dass „Phraseologismen [...] keine Randerscheinung der Sprache bilden, sondern zum zentralen Bestandteil des lexikalischen Vorrats gehören“ (S. 56). Das darauffolgende Unterkapitel befasst sich mit den Definitionen des Terminus *Korpus*, wobei darauf hingewiesen wird, dass unter *Korpus* eine Sammlung von geschriebenen und/oder gesprochenen Texten verstanden wird, die computerlesbar sind. Im Folgenden erläutert DZIUREWICZ die in den Definitionen vorkommenden Eigenschaften (Authentizität, Repräsentativität, Computerisierung) und Fachbegriffe (*Metadaten* und *Annotation*) sowie weist auf die populärsten Methoden der Korpusarbeit hin. Die nächsten Unterkapitel verstehen sich als Darstellung der größten deutschen Korpora, nämlich des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo), des Kernkorpus des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache (DWDS) und des Korpus Deutscher Wortschatz sowie der von der Rolle dieser Korpora in der Phraseologieforschung zeugenden Projekte: Usuelle Wortverbindungen (UWV), EPHRAS, SprichWort, Kollokationen im Wörterbuch u.a. Des Weiteren gibt die Autorin einen Einblick in den aktuellen Forschungsstand im Bereich der Nutzung der Korpora in der Phraseologie. Sie legt auch Vor- und Nachteile der Korpora

dar und gelangt letzten Endes zu der folgenden Feststellung: „Trotz aller [...] Kritikpunkte, die bei der Korpusanalyse der Phraseologismen entstehen, ist darauf hinzuweisen, dass die Vorteile überwiegen und Korpora zu einer verbesserten und ausführlicheren lexikographischen Beschreibung von Phraseologismen beitragen, sowohl im Hinblick auf gedruckte als auch elektronische Wörterbücher. [...] Die Korpora sind aus der Phraseologie nicht mehr wegzudenken.“ (S. 73).

Das fünfte Kapitel bildet den empirischen Teil der Studie und beinhaltet die korpusbasierte Analyse der 40 Phraseologismen mit somatischen Komponenten, die dem auf dem Kriterium der hohen Frequenz und Geläufigkeit basierenden Kernbereich der von HALLSTEINSDÓTTIR/ŠAJÁNKOVÁ/QUASTHOFF (2006) zusammengestellten Optimumsliste entnommen wurden. Für die Untersuchung wurde das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) als das umfangreichste Korpus für das Deutsche, das dank dem Analysetool COSMAS II auf wirksame und effiziente Weise recherchiert werden kann, herangezogen. Die Autorin schlägt für die Einzeldarstellungen der Idiome die gleiche Struktur vor, die folgende Beschreibungselemente enthält: Definitionen in einsprachigen Wörterbüchern, Frequenz, Kookurrenzanalyse, Modifikationen, Grammatik, syntagmatische Muster und Füller, Belegsatz, Sachgruppe und lexikografische Darstellung. Wenn es sich um die Bedeutungserläuterung handelt, werden jeweils Definitionen aus vier ausgewählten Printwörterbüchern zusammengestellt. Mit der Frequenz wird die Vorkommenshäufigkeit jedes Phraseologismus im Korpus bestimmt. Die Kookurrenzanalyse, die nach der Verfasserin „den Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit“ (S. 80) darstellt, ermöglicht wiederum die Erstellung einer Häufigkeitsliste von Wörtern, die an einer bestimmten Stelle rechts oder links von einer festen Wortverbindung auftauchen und dabei signifikant häufig vorkommen. Es werden für jeden Phraseologismus (auch für die häufigsten Varianten) vier Kookurrenzanalysen mit unterschiedlichen Einstellungen vorgenommen: bei ausgeschalteter Lemmatisierung und ohne Funktionswörter, bei eingeschalteter Lemmatisierung und ohne Funktionswörter, bei ausgeschalteter Lemmatisierung und mit Funktionswörtern, bei eingeschalteter Lemmatisierung und mit Funktionswörtern. Die Analyse der Modifikation wird auf die folgenden zu den frequentesten Mechanismen gehörenden Typen beschränkt: die Expansion durch Adjektive und Adverbien, durch Hinzufügen eines Genitivattributs oder Präpositionalattributs und durch Determinativkompositum. Hinsichtlich der Grammatik entscheidet sich die Autorin für die Untersuchung der Tempusverteilung anhand von Aktivsätzen, aber auch anhand der Verwendung der analysierten Phraseologismen mit Modalverben oder Infinitivkonstruktionen. Als syntagmatische Muster, die mittels der Korpusanalyse ermittelt werden, verstehen sich „zum einen die oft wiederkehrende Struktur und zum anderen die überdurchschnittlich häufig in der Umgebung des Phraseologismus auftretenden Lexeme“ (S. 82). In den vorgeschlagenen Mustern werden abstrahierte Angaben des Typs *jemand* oder *etwas* konkretisiert, wobei man lediglich die frequentesten Füller nennt. Nach der Ermittlung des syntagmatischen Musters wird mindestens ein Beleg angegeben, der die Struktur und die häufigsten Partnerwörter anschaulich macht. Des Weiteren wird jeder Phraseologismus einer der 22 aus dem Wörterbuch von DORNSEIFF (2004) stammenden Sachgruppen (z.B.: *Natur und Welt, Essen und Trinken, Sport und Freizeit*) zugeordnet. Die Analyse schließt die Konfrontation der Ergebnisse der korpusgestützten Untersuchungen einzelner Phraseologismen mit den

ihnen gewidmeten Wörterbuchartikeln aus vier zweisprachigen deutsch-polnischen Wörterbüchern (PWN 2010, PONS 2007, CZOCHRAŁSKI/LUDWIG 2010, MROZOWSKI 2011) ab. Dieser Punkt veranschaulicht die häufige Diskrepanz zwischen lexikografischer und sprachlicher Wirklichkeit.

Auf die Beschreibung einzelner Fallstudien, die den umfangreichsten (S. 85-234) Teil der Arbeit bilden, folgen im sechsten Kapitel die Schlussfolgerungen sowie das Literaturverzeichnis, die die Studie von DZIUREWICZ abrunden. Als wertvolle Ergänzung ist auch der Anhang anzusehen, der eine Liste der analysierten Phraseologismen nach abfallender Frequenz im Korpus enthält.

In ihrer Monografie gibt Elżbieta DZIUREWICZ auf der einen Seite einen sehr detaillierten Einblick in die Theorie der Phraseologie unter besonderer Berücksichtigung der Anwendung der Korpora in der Phraseologieforschung. Auf der anderen Seite wiederum schlägt sie fertige praktische Lösungen vor, die „in den Lernerwörterbüchern sowie in den Materialien für Deutsch als Fremdsprache (Lehrbüchern und Grammatiken)“ (S. 237-238) gebraucht werden können. Aus diesem Grund ist die Lektüre der Studie von DZIUREWICZ jedem zu empfehlen, dem die Entwicklung der phraseographischen und -didaktischen Praxis am Herzen liegt. Eine klare Sprache, eine deutliche Gedankenführung, die übersichtliche Struktur der Arbeit sowie wertvolle Schlüsse bewirken, dass man bei dieser Lektüre auf keinerlei Schwachstellen oder Mängel stößt.

*Dominika Janus*  
(Gdańsk)

**Edyta Błachut (2014): *Bewerten – Semantische und pragmatische Aspekte einer Sprachhandlung*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 420 S.**

Die von Edyta Błachut verfasste Habilitationsschrift *Bewerten – Semantische und pragmatische Aspekte einer Sprachhandlung* ist eine detaillierte Studie des Sprechaktes *Bewerten*, und zwar sowohl aus rein linguistischer als auch philosophischer und soziopsychologischer Perspektive. Die Autorin weist in ihrem Buch wohl zu Recht darauf hin, dass Werte und das Bewerten in allen Bereichen menschlichen Lebens anwesend sind und eine wichtige Rolle haben. Die Anfänge der Untersuchungen zur Sprachhandlung *Bewerten* gehen auf die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts zurück. Die damals eher definitorisch ausgerichteten Recherchen wurden Anfang des 21. Jahrhunderts um pragmatische Aspekte ergänzt, wie etwa Mitberücksichtigung der Emotionen und Gefühle (vgl. S. 11-16). In den heutigen Untersuchungen zum *Bewerten* rückt somit besonders der pragmatische Aspekt in den Vordergrund. Die Grundlage der von der Autorin durchgeführten Studie stellt die Regel dar, dass *Bewerten* in bestimmten Situationen von dem Sprecher mit konkreten Mitteln vollzogen wird, um Urteile über etwas zu geben (vgl. S. 12). Als *Bewerten* definiert Błachut folgende Sprechhandlung: „[...] einen positiven oder negativen Wert zusprechen in Verfolgung eines konkreten pragmatischen Ziels“ (S. 18), unter dem sie u.a. Einschätzen, Hervorheben, Etikettieren, Manipulieren oder Ironisieren versteht.

Die Monographie *Bewerten – Semantische und pragmatische Aspekte einer Sprachhandlung* gliedert sich grosso modo in zwei Teile. Im ersten gibt die Autorin Einblick in die historischen und nicht-linguistischen, d.h. philosophischen, sozio- und psychologischen Aspekte der dem Bewerten gewidmeten Forschung. Blachut stellt die in diesem Bereich relevanten Ansätze und Typologien dar. Im zweiten legt die Autorin die semantisch-lexikalischen Eigenschaften des Bewertens dar. Das Bewerten wird aus der Perspektive der lexikalischen Semantik dargestellt. In dieser Hinsicht wird darauf hingewiesen, dass „[die lexikalisch-semantischen Analysen u.a. auf der allgemeinen Erkenntnis [basieren], dass die Bewertung meist von Adjektiv, Substantiv und Verb getragen wird“ (S. 80). Nach den kognitiven Ansätzen geht es indessen viel mehr darum, dass die Sprache schlechthin nicht als Mittel zum Vollzug der Bewertung gilt, sondern „vielmehr als Quelle der grundlegenden Informationen über Werte, die durch eine kulturelle Sprachgemeinschaft anerkannt werden“ (S. 99). Im Weiteren betont die Autorin die Rolle der textorientierten Untersuchungen zur Bewertung. Somit zeigt sich die Notwendigkeit einer pragmatischen Darstellungsweise des untersuchten Phänomens. Die Einbeziehung konkreter Textsorten, Textzusammenhänge oder Kommunikationssituationen ergibt die Möglichkeit, das Bewerten auch aus kommunikativ-pragmatischer Perspektive zu beschreiben (vgl. S. 107). Eine wichtige Rolle kommt dem bewertenden Handeln dementsprechend in Sprechakttheorie und Gesprächsforschung zu. Die Autorin referiert im Weiteren den Zusammenhang zwischen Bewerten und Emotionen u.a. in geschriebenen und gesprochenen Texten.

Im zweiten Teil der Monographie führt die Autorin eine detaillierte Analyse der dem Bewerten dienenden Mittel durch. Die ganze Analyse ist sehr gut strukturiert und nach dem Kriterium der Intention (Ziel) vorgenommen. Den der Presse entnommenen Belegen steht jeweils eine theoretische Einleitung voran. Anhand der dem Korpus entnommenen Belege kann ein weitgefächertes Funktionsspektrum der zu untersuchenden Mittel ermittelt werden, das im Folgenden kurz beschrieben wird (vgl. S. 147–396):

Unter Bewertungsausdrücken und ausgedrückten Bewertungen als Folge der Sprachhandlung Bewerten, die mit bestimmten lexikalischen und grammatischen Mitteln realisiert werden, meist emotional markiert sind und perlokutionären Charakter haben (z.B. *Sauferei, extragroß, Hurra!*) lassen sich folgende Funktionsklassen aussondern:

- Bewerten durch Einschätzen und Hervorheben in festen Strukturen

Darunter werden Mittel verstanden, die subjektive und emotional wertende Einstellungen signalisieren, und zwar durch Hervorheben eines Sachverhalts oder dessen Komponente, z.B. *ausgerechnet dein Sohn, in erster Linie, sehr schön, zu meinem Ärger*.

- Bewerten durch Vergleichen und Gegenüberstellen mithilfe formelhafter Konstruktionen und *wie*-Vergleiche

Eine Bewertung wird vollzogen durch ein explizites oder implizites Konfrontieren, d.h. Vergleichen oder Gegenüberstellen. Dieses passiert unter Berücksichtigung der Intention der bewertenden Person und aus ihrer Perspektive, z.B. *ebenso groß, gut geeignet, besser als*. Unter semantisch-pragmatischem Gesichtspunkt dienen dem Konfrontieren u.a. Graduierung und Intensivierung mit Partikeln, Steigerung, Abwägung oder Beschimpfungen.

- Individualisieren und Etikettieren durch bewertende Personenbezeichnungen

Das Individualisieren und Etikettieren werden mit dem Ziel vorgenommen, das Typische und Individuelle (meist) einer Person zum Ausdruck zu bringen und hervorzuheben. Werden mit Nomina oder Adjektiven abwertende Eigenschaften hervorgehoben und dadurch gewisse Etiketten verliehen, so spricht man von der Intention Etikettieren. Beide Intentionen können u.a. durch Nomina, Demonstrativa, Pronomina oder nicht-prädikative Strukturen signalisiert werden. Einige Beispiele hierfür: *Gefühlsmensch*, *Schwindler*, *Softie*, *Du Idiot!* *Du und Studieren!*

- Bewerten durch figurative Ausdrücke

Diese Art des Bewertens umfasst alle festen Wortverbindungen samt ihrer Modifikationen, die einen stereotypischen oder idiomatischen Charakter haben. Figurative Ausdrücke zeichnen sich durch einen hohen Grad an Emotionalität aus und haben ein großes wertendes Potential. Damit sind solche Mittel gemeint, wie etwa *schwarzes Schaf*, *die Ruhe vor dem Sturm*, *das Gesicht verlieren*.

Den Sprechhandlungen Ironisieren, Euphemisieren und Manipulieren, die sich laut Autorin nicht immer als eindeutige Bewertungen einstufen lassen (S. 285), ist ein separates Kapitel gewidmet. Diese Sprechhandlungen indirekter Kommunikation bezeichnet Bläcut als „versteckte“ Bewertungen, d.h. Bewertungen, die „für den Rezipienten nicht klar und nicht überschaubar“ (S. 285) sind. Hinsichtlich der indirekten Kommunikation konzentriert sich die Verfasserin auf folgende Klassen von Sprechhandlungen:

- Bewerten und Ironisieren

Das Bewerten durch Ironie basiert auf dem „Kontrast zwischen dem wirklich Gemeinten und dem zum Ausdruck Gebrachten“ (S. 290). Die Autorin referiert, dass der Vollzug der Ironie als Mittel der Bewertung auf allen sprachlichen Ebenen (Morphologie, Syntax, Semantik, Pragmatik) möglich ist, wobei sie in geschriebenen Texten viel schwieriger zu erfassen ist, als in denen der gesprochenen Sprache. Als Beispiele gelten u.a. *Minigehalt*, *Riesenediot*, *Du mit deinen Ideen!*, die in bestimmten Kontexten dem Vollzug der Ironie und dem Bewerten dienen können. Die Autorin verweist dabei darauf, dass „[i]ronisches Sprechen satzübergreifend und textkonstitutiv sein [kann]“ (S. 303). Eine ähnliche Funktion kommt dem indirekt formulierten Andeuten und Anspielen zu.

- Bewerten, Tabuisieren und Euphemisieren

Bläcut geht in ihrer Arbeit dem Zusammenhang zwischen dem Bewerten und sprachlichem Tabuisieren nach. Dabei differenziert die Autorin zwischen Tabuwort und Euphemismus (bspw. *Schwarzer* vs. *Afrikaner*). Eine wichtige Rolle in der Ermittlung ihrer gegenseitigen Relation kommt gerade Euphemismen zu, die einerseits der Darstellung des Tabuisierten und andererseits der Abschwächung der als negativ empfundenen politischen, rassistischen oder etwa sexuellen Themen dienen. Die Hauptfunktionen der Tabuisierung und Euphemisierung liegt im Verhüllen, d.h. Verbergen bzw. in absichtlicher Irreführung.

- Bewerten und Manipulieren

Die meist als negativ empfundene, aber auch positiven Zwecken dienende, Manipulation umfasst sprachliche Mittel, die der Beeinflussung des Kommunikationspartners dienen. Ähnlich wie im Falle der Ironie bleibt die bewertende Funktion der Manipulation diskutabel und für die Kommunikationsteilnehmer nicht immer eindeutig. Die der Bewertung dienende Manipulation kann mit stilistischen Mitteln (Metaphern, feste Wendungen), mehrdeutigen Lexemen oder bestimmten grammatischen Strukturen vollzogen werden.

- Bewerten durch Metaphorisieren

Dem Bewerten können zwei Arten der Metaphern dienen. Es handelt sich dabei um konventionelle Metaphern mit einer eindeutigen Bedeutung (*ein trojanisches Pferd*) und kreative, d.h. okkasionelle Metaphern mit individuellem und oft überraschendem Charakter.

Das Buch *Bewerten – Semantische und pragmatische Aspekte einer Sprachhandlung* ist eine in die Tiefe dieses Sprechaktes gehende Studie. In ihr wird historischen wie theoretischen Fragen nachgegangen. Das Bewerten wird darauf aufbauend aus linguistischer Perspektive dargestellt. Die Arbeit gibt einen sehr detaillierten Einblick in diese Sprechhandlung und Mittel, die dem Bewerten „eindeutig“ oder „versteckt“ dienen. Der Autorin ist es gelungen, das facettenreiche Bild des Bewertens unter besonderer Berücksichtigung seiner kommunikativ-pragmatischen Funktion darzustellen und ist jedem zu empfehlen, der an der Untersuchung von Bewertungsmitteln interessiert ist.

*Justyna Duch-Adamczyk*  
(Poznań)

**Joanna Woźniak (2016): *Fachphraseologie am Beispiel der deutschen und der polnischen Fassung des Vertrags von Lissabon* (Danziger Beiträge zur Germanistik, Bd. 52). Frankfurt/Main, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Peter Lang. 305 S.**

Die linguistische Beschäftigung mit Problemen der fachsprachlichen Phraseologie reicht in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts zurück. Seit dieser Zeit sind zahlreiche umfassende Beiträge zur Erforschung der Fachphraseologie mehrerer Fachsprachen entstanden. Die Untersuchung fester, konventioneller Syntagmen der juristischen Fachsprache des Deutschen und des Polnischen stellt allerdings nach wie vor ein Desiderat dar. Diese Lücke schließt die von dem Internationalen Verlag der Wissenschaften Peter Lang in der Reihe „Danziger Beiträge zur Germanistik“ neulich herausgegebene Arbeit von Joanna Woźniak, die der erste Versuch einer systematischen Analyse der rechtssprachlichen Phraseologie ist und gleichzeitig eine eingehende textlinguistische Analyse juristischer Fachtextsorte(n) liefert. Daher versteht sich die Monographie als ein Beitrag sowohl zur Fachphraseologie als auch zur Fachtext-/Fachsprachenlinguistik. Die Arbeit wurde in dem Wettbewerb „Peter Lang Nachwuchspreis 2015“ ausgezeichnet.

Das Hauptanliegen der Studie von J. Woźniak ist die Untersuchung der Fachphraseologie am Beispiel juristischer Fachtexte. Im Vordergrund steht dabei die Feststellung, ob und in welchem Ausmaß Fachphraseologismen Bestandteil des Gesamtwortschatzes

in Gesetzestexten sind, die Ermittlung von einzelnen fachphraseologischen Klassen und die Feststellung ihrer Frequenz in Gesetzestexten, die Untersuchung ihrer Struktur und Funktion sowie die Bestimmung ihres Fachlichkeitsgrades. Bezweckt wird die Aussonderung typischer Strukturmuster deutscher und polnischer Fachphraseologismen, Untersuchung der Zugehörigkeit der Komponenten zu Fachtermini, allgemein-wissenschaftlichen Termini und Nichttermini bzw. ihrer konventionellen Verwendung sowie des Sachkontextes, der den einzelnen Konstruktionen fachlichen Charakter verleiht. Die Durchführung der Wortbildungsanalyse erlaubt Aufschlüsse über die Beteiligung heimischer und internationaler Lexeme/Morpheme an der Bildung von Fachphraseologismen sowie über die Produktivität der letzteren. Sekundär soll am Beispiel juristischer Texte gezeigt werden, dass Fachtexte konventionalisierte und formelhafte Texte sind, deren Formelhaftigkeit auf mehreren Ebenen realisiert wird. Berücksichtigt werden in der Studie die den sachlich wesentlichsten Teil des Vertrags von Lissabon bildenden Gründungsverträge der Europäischen Union (EU), d.h. der Vertrag über die Europäische Union und der Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union. Die analysierten Texte wurden in allen Sprachen der Mitgliedstaaten der EU verfasst und gelten nach dem offiziellen Standpunkt als Paralleltexte. Dies erlaubt der Autorin die Annahme, dass den in der deutschen Fassung gebrauchten Fachphraseologismen in der polnischen Fassung sinngemäße Entsprechungen gegenüberstehen, was eine vergleichende Analyse dieser ermöglicht.

Die Studie umfasst Einführung, vier Kapitel, Schlussfolgerungen und Ausblick, die von dem Literatur-, dem Abkürzungs- und dem Abbildungsverzeichnis begleitet werden. Das Literaturverzeichnis umfasst die herangezogene wissenschaftliche Literatur sowie benutzte Wörterbücher und Rechtsakte. Die drei ersten Kapitel bilden den theoretischen Rahmen für die Erhebung der Fachphraseologismen und die Interpretation der Ergebnisse der Analyse in dem vierten analytisch fundierten Kapitel, das den eigentlichen Teil der Arbeit darstellt. Die theoretischen Ausführungen werden mit zahlreichen Belegen aus deutschen und polnischen Rechtstexten illustriert.

Im Kapitel I (*Das Wesen der Fachsprachen*) werden die grundlegenden Fragen der Fachsprachenforschung erörtert. Nach einer allgemeinen Begriffserklärung und einem Überblick über den Forschungsstand werden Fachsprachen definiert, in ihren charakteristischen Merkmalen auf der lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Ebene beschrieben und horizontal und vertikal klassifiziert. Besondere Berücksichtigung finden dabei lexikalische Eigenschaften der Fachsprachen und zwar Fachtermini sowie die den Hauptgegenstand der Arbeit bildenden festen, rekurrenten Syntagmen, die als Hauptmerkmal der Fachsprachen als Subsprachen der Allgemeinsprache gelten. Die allgemeine Charakteristik der Fachsprachen dient als Ausgangspunkt für die Beschreibung der im Mittelpunkt dieses Kapitels stehenden juristischen Fachsprache. Sie wird als eine fachbezogene Subsprache aufgefasst, die sich auf der außersprachlichen Ebene durch die Institutionalität ihrer Entstehung und Verwendung auszeichnet. In linguistischer Hinsicht ist neben dem Fachwortschatz der enge Bezug der juristischen Fachsprache zur Allgemeinsprache charakteristisch. Von dieser Sprachexistenzform unterscheidet sich die Rechtssprache durch Präzision, Verbindlichkeit, Deutlichkeit, strenge Normierung der Aussagenformulierung und strikte Interpretationsprinzipien. Des Weiteren wird die Rechtssprache u.a. durch solche Merkmale wie

fachbezogene Terminologie, Präzision, Zweckmäßigkeit, Effizienz, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Klarheit, Kürze und (Forderung nach) Allgemeinverständlichkeit sowie den Gebrauch von formelhaften Wendungen charakterisiert. Die Überlegungen schließt die Gliederung der Rechtssprache in die Gesetzessprache als Sprache der Rechtsakte und die Juristensprache als Sprache der Rechtspraxis ab.

Die Fachsprache realisiert sich wie jede Sprachexistenzform in Texten, daher setzt sich die Autorin im Kapitel II (*Aspekte der Fachtexte*) mit fachtextuellen Fragen aus. Nach einer allgemeinen Begriffserklärung und Charakteristik werden die Vertragstexte nach dem mehrdimensionalen Modell der Textsortenanalyse von HEINEMANN/VIEHWEGER (1991)<sup>1</sup> sowie HEINEMANN/HEINEMANN (2002)<sup>2</sup> hinsichtlich ihrer Textualitätsmerkmale wie Funktionalität, Situationalität, Thematisierung, Strukturiertheit und Formulierungsadäquatheit untersucht und beschrieben. Insbesondere wird der Aspekt der Formelhaftigkeit und Konventionalität juristischer Fachtextsorten hervorgehoben, die auf der Ebene der Textherstellung, des Textaufbaus und der syntaktisch-lexikalischen Ebene sich durch konventionalisiertes Gesetzgebungsverfahren, die vorgeformte Makrostruktur und Vorziehen vorgeformter syntaktischer Strukturen sowie fester Phrasen manifestiert und juristische Texte als musterhafte/musterbezogene Texte erscheinen lässt. Für die Illustration einer solchen Textsorte bedient sich die Autorin des Mietvertrags über Wohnraum.

Den Schwerpunkt des Kapitels bildet die Beschreibung des Vertrags von Lissabon, der als eine juristische Textsorte ‚Gesetzestext‘ bestimmt wird und damit den an diese Fachtextsorte gestellten Anforderungen unterliegt. Funktional gesehen ist es eine informative und steuernde Textsorte, die von Fachleuten produziert, aber sowohl von Fachleuten als von Laien rezipiert wird. Die Verträge regeln verschiedene, allgemeinere (u.a. Kultur, Verkehr, Gesundheitswesen) und stark fachbezogene (Binnenmarkt, freier Warenverkehr, Verbraucherschutz) Bereiche der EU, die inhaltlich gesehen nach einem Muster konzipiert sind, das sowohl für die einzelnen (Gruppen von) Vorschriften als auch für die gesamten Vertragstexte gilt und sich in der musterhaften Struktur der analysierten Texte widerspiegelt. Die Textteile der Verträge bilden einen makrostrukturellen Rahmen, der zusammen mit den rekurrenten, festen Syntagmen und syntaktischen Parallelismen den konventionellen und formelhaften Charakter der Vertragstexte herstellt. Die Aspekte der Beschreibungsebene der Formulierungsadäquatheit, die bevorzugte Anwendung angemessener Termini und Phrasen betreffen, stellen das eigentliche Forschungsanliegen der Studie dar, deshalb werden sie von der Autorin in den Kapiteln III und IV anhand des exzerpierten Sprachmaterials besprochen. Das Kapitel verdeutlicht, dass die analysierten Texte juristische Textsorten sind, die nach konventionellen Prinzipien konzipiert sind und weitgehenden formelhaften Charakter haben.

Das Kapitel III (*Fachphraseologie in der Rechtssprache*) liefert den definitiven Rahmen für die Fachphraseologie und die in dem vierten Kapitel durchgeführte Analyse der in den Hauptvertragstexten des Vertrags von Lissabon vorkommenden Fachphraseologismen. Dabei wird in der Studie eine integrative Perspektive verfolgt, da sich die Autorin auf

<sup>1</sup> Heinemann, Wolfgang / Viehweger, Dieter (1991): *Textlinguistik: eine Einführung*. Tübingen.

<sup>2</sup> Heinemann, Wolfgang / Heinemann, Margot (2002): *Grundlagen der Textlinguistik*. Tübingen.

die Ansätze der Fachsprachenforschung, der Fachterminologie und der allgemeinsprachlichen Phraseologie stützt. Nach einer kurzen Darstellung des Forschungsstandes zur Fachphraseologie formuliert J. Woźniak in Anlehnung an die einschlägige Literatur die Definition von Fachphraseologismen als feste syntagmatische Wortverbindungen, die sich durch solche Merkmale wie Polylexikalität, Teil-/Nichtidiomatizität, relative formale und psycholinguistische Stabilität, Reproduzierbarkeit, stilistische Neutralität, usuelle Geltung und rekurrenten Gebrauch in Fachtexten auszeichnen und sich von allgemeinsprachlichen Phraseologismen durch terminologische/terminologisierte Lexeme in ihrem Komponentenbestand unterscheiden. Anschließend wird ein Vorschlag der Klassifikation von Fachphraseologismen unternommen. Die Autorin unterteilt die festen fachsprachlichen Syntagmen der Rechtssprache nach ihrer Struktur und Funktion im Text in **phraseologische Termini** als Benennungseinheiten für fachspezifische Objekte/Sachverhalte mit der Untergruppe der Onyme, **Fachphraseme** als feste idiomatische Wendungen, **Fachkollokationen** als eine Verbindung von zwei Lexemen sowie eine spezifische Beziehung zwischen diesen Lexemen, die sämtlichen festen Syntagmen in der lateinischen Sprache umfassenden **lateinischen Phrasen**, **Funktionsverbgefüge** und **pragmatische Phraseologismen** als konventionalisierte Strukturen für Texte und Textteile. Die einzelnen phraseologischen Klassen werden kurz charakterisiert und hinsichtlich ihres Vorkommens und Funktionen in juristischen Fachtexten besprochen.

In dem umfangreichsten und den Hauptteil der Arbeit darstellenden Kapitel IV (*Der Vertrag von Lissabon – eine kontrastive Analyse Deutsch-Polnisch*) werden die in den zwei Hauptverträgen des Vertrags von Lissabon vorkommenden Fachphraseologismen untersucht. Den Ausgangspunkt bilden dabei deutsche Fachphraseologismen, denen ihre polnischen Entsprechungen zugeordnet und mit ihnen verglichen werden. Das analysierte Sprachmaterial umfasst 1280 deutsche feste Syntagmen mit ihren polnischen Äquivalenten. Sie machen ca. 20% des Gesamtwortschatzes der deutschen Verträge aus und stellen somit einen wesentlichen Bestandteil der Lexik in diesen Texten dar. Sie werden in einzelne fachphraseologische Klassen eingeteilt und nach einem festen Beschreibungsraster beschrieben. Als Beschreibungsdimensionen gelten die Struktur, Wortbildung der Komponenten, Fachlichkeit, semantische Relationen und die Funktion in den analysierten Fachtexten. Die Beschreibung ergänzen Angaben über die Vorkommenshäufigkeit einzelner Klassen.

Unter den exzerpierten festen Syntagmen konnte die Autorin vier der in dem Kapitel III ausgesonderten Typen von Fachphraseologismen ermitteln: Fachkollokationen, phraseologische Termini, pragmatische Phraseologismen und FVG. Zwei sonstige fachphraseologische Klassen sind wegen der an die Gesetzestexte gestellten Anforderungen entweder nicht vertreten (lateinische Phrasen) oder treten nur vereinzelt auf (Fachphraseme).

Die die größte Gruppe bildenden Fachkollokationen werden nach morphosyntaktischen Kriterien in verbale, nominale und Fachkollokationsketten unterteilt. Sie haben als Kern meistens einen Terminus bzw. ein allgemein-sprachliches terminologisiertes Lexem. Die Autorin verweist dabei auf die relativ hohe Frequenz bestimmter Kollokate und erstellt demzufolge ihre Kollokationspotentiale, was eine Einsicht in die Regularitäten in der Kollokationsbildung sowie Produktivität bestimmter Lexeme in den untersuchten Texten erlaubt. Aufgrund spezifischer Vertextungsprozesse unterliegen Fachkollokationen

in untersuchten Texten bestimmten Transformationen und treten oft in diversen Formen auf. Aufgrund ihrer Kollokabilität dagegen lassen sich feste Syntagmen in analysierten Fachtexten zu komplexeren Strukturen – den Kollokationsketten – verbinden. Diese werden in der Arbeit als eine Kompilation von mindestens zwei Kollokationen oder einer Kollokation mit einem phraseologischen Terminus verstanden. In den analysierten Texten konnte die Autorin bestimmte Typen von deutschen Kollokationsketten mit ihren polnischen Entsprechungen ermitteln, die intern diverse Verbindungsmöglichkeiten aufweisen. Sie werden weiter morphosyntaktisch und semantisch nach ihren Basen beschrieben.

Die phraseologischen Termini, die in drei Untergruppen (Adjektiv/Partizip I/Partizip II + Nomen, Nomen+Nomen, Onyme) geteilt werden, weisen unterschiedliche semantische Relationen zwischen ihren Komponenten auf, benennen rechtliche, wirtschaftliche und politische Angelegenheiten und Grundlagen der Funktionsweise bestimmter Organe und Institutionen der EU, Prozesse der Beschlussfassung der EU sowie die Grundsätze des politischen Systems der EU. Die in den untersuchten Texten zahlreich repräsentierten Onyme bezeichnen dagegen die in der EU handelnden Organe und Institutionen. Eine Sondergruppe der Onyme bilden Namen für Grundsätze, Prinzipien und Klauseln, die aufgrund ihres benennenden Charakters eine Art Übergangsform zwischen phraseologischen Termini und onymischen Phraseologismen darstellen und wegen ihrer Funktion der Festlegung von verbindlichen Standards für das Funktionieren der EU sowie das Handeln ihrer Organe für den Vertrag von Lissabon von besonderer Bedeutung sind.

Die exzerpierten FVG enthalten als nominale Komponente hauptsächlich ein fachbezogenes Verbalabstraktum oder einen allgemeinwissenschaftlichen Terminus, das im Nominativ/Präpositionalkasus steht und über ihren Fachlichkeitsgrad entscheidet. Sie werden in Vertragstexten besonders bevorzugt gebraucht und bilden mit bestimmten Funktionsverben produktive Reihenbildungen.

Die Gruppe der pragmatischen Phraseologismen wird hinsichtlich ihrer Funktion im Satz oder Text(teil) in zwei Haupttypen untergliedert: pragmatische Phraseologismen mit abschließender Funktion und pragmatische Phraseologismen mit verweisender Funktion. Die zu dem ersten Haupttyp gehörenden Syntagmen stellen eine konventionelle Art und Weise des Abschlusses von Vertragstexten dar. Die Phrasen der zweiten Untergruppe lassen sich nach ihren Funktionen im Text in fünf Untergruppen teilen: pragmatische Phraseologismen zum Ausdruck der Übereinstimmung einer Vorschrift/Regelung mit anderen Regelungen, des Ausschlusses einer Vorschrift/Regelung aus anderen Regelungen, der Grundlage für eine Vorschrift/Regelung, ihrer Anwendung auf bestimmte Sachverhalte und der Mitwirkung bestimmter Organe bei der Abfassung/dem Inkrafttreten von Rechtstexten. Sie weisen diverse Strukturen auf, die von vollständigen Sätzen über Partizipialkonstruktionen bis zu Wortgruppen mit festen und variablen Komponenten reichen.

Die in dem resümierenden Kapitel V (*Schlussfolgerungen und Ausblick*) dargestellten Ergebnisse der Analyse erlauben die Feststellung, dass die untersuchten festen Syntagmen in ihrer Struktur bestimmten, zahlenmäßig begrenzten Mustern folgen, die textbedingten Transformationen unterliegen. Die Stabilität der Konstruktionen ist relativ und manifestiert sich in der Variabilität der Konstruktionen. Sie bestehen zum größten Teil aus mindestens einer internationalen/hybriden Komponente. Über ihre Fachlichkeit entscheidet der

fachliche Charakter der terminologischen/terminologisierten Komponenten, ihr konventioneller Gebrauch sowie der fachliche Kontext, in dem sie vorkommen. Dies hängt mit der Funktion der analysierten Fachtexte eng zusammen und entscheidet über ihre Ausdrucksadäquatheit.

Zu den Funktionen von Fachphraseologismen in den analysierten Texten gehören: Benennung und Beschreibung fachbezogener Objekte und Sachverhalte, Herstellung der Textkohärenz, Beeinflussung der Präzision, Eindeutigkeit, des Nominalstils, der Formelhaftigkeit und Konventionalisierung, womit die analysierten Vertragstexte den an diese Textsorten gestellten linguistischen und textuellen Anforderungen gerecht werden. Die kontrastive Analyse ergibt dagegen, dass deutschen Syntagmen im Polnischen i.d.R. Syntagmen mit vorwiegend fachbezogenem Charakter entsprechen.

Mit ihrer Monographie legt Joanna Woźniak einen umfangreichen Beitrag zur Erforschung der fachphraseologischen Problematik des Deutschen und des Polnischen vor. Sie liefert eine detaillierte, eingehende, durchsichtig und einheitlich dargestellte ein- und zweisprachige Analyse fester Syntagmen der deutschen und der polnischen Rechtssprache sowie ihres Gebrauchs in juristischen Fachtextsorten. Die angewendete integrative Herangehensweise erlaubt eine umfassende Einsicht in die linguistischen und textuellen Aspekte der juristischen Fach(text)phraseologie sowie der Formelhaftigkeit und Konventionalität von Rechtstexten. Die gewonnenen Erkenntnisse können für einen breiten Empfängerkreis von Bedeutung sein. Die entwickelte Arbeitsmethode schafft eine theoretische Grundlage für die linguistische Beschäftigung mit fachphraseologischen Fragen in anderen, nicht nur juristischen, Fachtexten. Das gesammelte Material kann lexikographisch als Ergänzung der ein- und zweisprachigen juristischen Fachwörterbücher sowie für übersetzerische und didaktische Zwecke des fachfremdsprachigen Unterrichts genutzt werden.

*Małgorzata Płomińska*  
(Katowice)

**Mariola Majnusz-Stadnik (2014): *Andere Länder, andere Werbestrategien. Phraseologismen und deren Modifikationen in den polnischen und deutschen Werbeanzeigen*. Opole: Wydawnictwo Uniwersytetu Opolskiego. 256 S.**

Die Publikation „Andere Länder, andere Werbestrategien. Phraseologismen und deren Modifikationen in den polnischen und deutschen Werbeanzeigen“ von Mariola Majnusz-Stadnik ist eine gekürzte und leicht veränderte Fassung der Doktorarbeit, die 2011 von der Philologischen Fakultät der Universität Opole angenommen worden ist.

Die Verfasserin ist derzeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik an der Oppelner Universität tätig. Den zentralen Punkt ihres Forschungsinteresses bilden vor allem Phraseologie, Parömiologie und Werbesprache.

Die vorliegende Monographie ist ein umfassender korpusbasierter und konfrontativ angelegter Beitrag zur polnischen und deutschen Werbephaseologie, die im Fokus der wissenschaftlichen Betrachtungen dieser Arbeit steht. Die Idee zu dieser Abhandlung ergab

sich vor allem aus der Tatsache, dass ein ausführlicher, kontrastiv ausgerichteter Vergleich der deutschen und polnischen Werbesprache in der zugänglichen Fachliteratur bisher gänzlich fehlt. Diese Bearbeitung soll in gewisser Weise diese Lücke schließen (S. 93). Die Struktur der Arbeit ist logisch und transparent. Die neuartige Studie bilden sehr gut durchdachte Bestandteile: Vorwort, Einleitung, ein theoretischer und ein empirischer Teil, Literaturverzeichnis, Internetquellen sowie Abstrakt.

Im *Vorwort* (S. 11-12) bedankt sich die Autorin herzlichst bei allen Personen, die ihr stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben. Die besonderen Danksagungen gelten vor allem sowohl ihrer Doktormutter, Prof. Dr. habil. Maria Katarzyna Lasatowicz für den fachlichen Rat, Prof. Dr. habil. Nina Janich für die Einladung für ein Forschungsstipendium an der Technischen Universität Darmstadt, Prof. Dr. habil. Zenon Weigt und Prof. Dr. habil. Bogusław Wyderka für die Übernahme des Gutachtens der Dissertationsschrift als auch Prof. Dr. habil. Mariola Wierzbicka und Prof. Dr. habil. Grażyna Łopuszańska für die Erstellung der Rezensionen.

In der *Einleitung* (S. 13-16) werden kurz und sachlich zwei Untersuchungsbereiche der Abhandlung – *Werbung und Phraseologie* – skizziert. Des Weiteren werden prägnant der wissenschaftliche Hintergrund der Arbeit, Ziele und zwei Hauptteile der vorliegenden Studie präsentiert: der theoretische und empirische Teil.

Den Kern der Abhandlung bilden die Veröffentlichungen von BURGER/BUHOFER/SIALM „Handbuch der Phraseologie“ (1982), BURGER „Phraseologie“ (1998, 2003, 2010), Balsliemke „Da sieht die Welt schon anders aus. Phraseologismen in der Anzeigenwerbung: Modifikation und Funktion in Text-Bild-Beziehungen“ (2001) und MAJKOWSKA „Klasyfikacja semantyczna zamierzonych modyfikacji związków frazeologicznych“ [dt. Semantische Klassifizierung der absichtlichen phraseologischen Modifikationen] (1988), aufgrund deren die Forscherin ihre eigene phraseologische Mischklassifikation erstellt hat. Majnusz-Stadnik gliedert traditionelle Phraseologismen in morphologisch-syntaktische Phraseologismen (adjektivische, adverbale, nominale, präpositionale, verbale Phraseologismen), satzwertige Phraseologismen (feste Phrasen, geflügelte Worte, Sprichwörter und Gemeinplätze) und „spezielle Klassen“ (Klischees und Kinegramme, komparative Phraseologismen, Modellbildungen, Routineformeln, sowie Zwillings- und Drillingsformeln) (S. 66, 94). Die modifizierten Phraseologismen werden in formale und semantische Modifikationen eingeteilt (S. 94).

In der Abhandlung werden folgende Ziele verfolgt: 1) zuerst werden 550 deutsche und 574 polnische Belege für usuelle und modifizierte Phraseologismen aus 350 deutschen und 350 polnischen kommerziellen Werbeanzeigen für Apotheken- und Kosmetikprodukte, Banken und Sparkassen, Kraftfahrzeuge, Lebensmittel, Mobilfunkanbieter, Reiseveranstalter, Versicherungen analysiert, klassifiziert und miteinander zum Vergleich herangezogen, um unter anderem quantitative und qualitative Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Verwendung der Werbephraseologismen zwischen beiden Sprachen aufzuzeigen; 2) danach werden die Positionierung und Frequenz der Wendungen in der Werbung untersucht. Alle Schwerpunkte sind mit zahlreichen traditionellen bzw. modifizierten Phraseologismen dokumentiert.

Die wissenschaftliche Arbeit ist synchron angelegt. Das zusammengestellte Untersuchungsmaterial entstammt dem Jahr 2009. Es ist aus polnischen Zeitschriften *Polityka*, *Newsweek Polska*, *Focus* sowie aus dem deutschen *Spiegel* exzerpiert worden, wobei

manche einzelnen Werbebeispiele auch aus *Brigitte, Focus, Forbes, Gazeta Bankowa, Gazeta Wyborcza, Stern* und *Wprost* kommen.

Im theoretischen Teil, der einen kompilativen Charakter hat, geht die Autorin ausführlich auf drei relevante linguistische Themenbereiche ein: Werbephraseologie (Kapitel 1), Phraseologie (Kapitel 2) und Werbung (Kapitel 3). Sie thematisiert begriffliche und methodische Grundlagen der kontrastiven Untersuchung.

In Kapitel 1 *Werbephraseologie* (S. 19–32), das in 4 Unterkapitel gegliedert ist, wird ein besonderes Augenmerk auf den aktuellen Forschungsstand zur deutschen und polnischen Werbephraseologie (S. 19–29) und auf die bisherigen Ergebnisse der kontrastiven Werbephraseologie-Forschungen (S. 29–32) gerichtet.

In Unterkapitel 1.1. *Werbephraseologieforschung* (S. 19–20) wird darauf aufmerksam gemacht, dass in 3 nachfolgenden Unterkapiteln Arbeiten zur deutschen, polnischen und kontrastiven Werbesprache und –phraseologie-forschung aufgeführt werden, um sich einen Überblick über die Problematik verschaffen zu können.

In Unterkapitel 1.2. *Untersuchungen zur deutschen Werbesprache* (S. 20–26) listet Majnusz-Stadnik bemerkenswerte und bahnbrechende Analysen zur deutschen Werbesprache und Werbephraseologie auf, die von 1965 bis 2007 erschienen sind: „Sprichwort und Märchenmotiv in der Werbung“ von HERLES (1965), „Die Sprache der Anzeigenwerbung“ von RUTH (1968), „Das Sprichwort in unserer Zeit“ von MIEDER (1975), „Handbuch der Phraseologie“ von BURGER/BUHOFFER/SIALM (1982), „Redensarten in der Fernsehwerbung. Zur Struktur und Modifikation von Idiomen in multimedialer Kommunikation“ von GRASSEGGER (1989), „Phraseologie und Intertextualität“ von BURGER (1991), „Es muss wirksam werben, wer nicht will verderben. Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung“ von HEMMI (1994), „Die Verwendung sprachlicher Vorlagen in Texten der Anzeigenwerbung“ von LANGE (1998), „Da sieht die Welt schon anders aus. Phraseologismen in der Anzeigenwerbung: Modifikation und Funktion in Text-Bild-Beziehungen“ von BALS LIEMKE (2001), „Werbesprache. Ein Arbeitsbuch“ von JANICH (2001), „Wenn Werbung Sprüche klopft. Phraseologismen in den Werbeanzeigen“ von JANICH (2005), „Phraseologismen in der Werbesprache. Verwendungsweisen und methodische Probleme“ von JANICH (2006), „Die Anwendung von Phraseologismen in deutschen Werbeschlagzeilen“ von XIAOYAN (2006), „Muenscht Knorr probiere, s'geht über's Sctudiere! Phraseologismen und Modifikationen in der Anzeigenwerbung 1928–1998. Phraseologie und Parömiologie“ von BASS (2006) und „Phraseme in der Werbung“ von VESALAINEN (2007). Die Autorin vertritt die Ansicht, dass nur einzelne deutsche Abhandlungen eingehend die Verwendung von Phraseologismen in der Werbung erörtern. Dazu gehören synchrone Untersuchungen von BALS LIEMKE und HEMMI und diachrone Behandlung von BASS.

Das Unterkapitel 1.3. *Untersuchungen zur polnischen Werbesprache* (S. 26–29) behandelt wissenschaftliche Studien zur polnischen Phraseologie in der Werbesprache. Nach Majnusz-Stadnik „gibt es in der polnischen Forschung bis dato nur wenige wissenschaftliche Analysen, die sich der Phraseologie-Forschung in der Werbesprache widmen“ (S. 26). Hierzu gehören diejenigen Arbeiten und Aufsätze, die erst nach der Einführung der kommerziellen Werbung in Polen veröffentlicht worden sind: „Związki frazeologiczne w reklamie prasowej“

von IGNATOWICZ-SKOWROŃSKA (1994), „Frazeologizmy w sloganach reklamowych (reklama prasowa)“ von LEWICKI (1995), „Frazeologia w reklamie i reklama we frazeologii“ von CHLEBDA (1996), „Język na sprzedaż czyli o tym, jak język służy reklamie i jak reklama używa języka“ von BRALCZYK (2004) und „Reklama, a frazeologia. Teksty reklamowe jako źródło nowych frazeologizmów“ von LUSIŃSKA (2007). „In der polnischen Forschungsliteratur sind die Studien zur Phraseologie in der Werbesprache bis heute nur sehr lückenhaft, oberflächlich, thematisch eingeschränkt und uneinheitlich betrieben worden“ (S. 29).

In Unterkapitel 1.4. *Kontrastive Werbephraseologie* (S. 29–32) rücken Abhandlungen zur Werbephraseologie in die Aufmerksamkeit, die interkulturelle Gemeinsamkeiten, wesentliche Ähnlichkeiten und erhebliche Unterschiede zwischen unterschiedlichen Sprachen aufdecken und damit einen bedeutsamen Beitrag zur internationalen Phraseologie und Parömiologie leisten: „Phraseologie. Linguistische Grundfragen und kontrastives Modell deutsch – ungarisch“ von HESSKY (1987), „Zur Aktivität der Phrasemkomponenten – Deutsch-französische Beobachtungen“ von GRÉCIANO (1991), „Phraseologismen in deutschen und estnischen Werbetexten“ von UMBORG (1993), „Zu ausgewählten Techniken der Modifikation von Phraseologismen“ von SCHATTE/SCHATTE (1996), „Zur Verwendung von Phraseologismen in deutschen und polnischen Werbeslogans“ von SCHATTE (1997), „Okkasionelle Variationen sprachlicher Schematismen. Eine Analyse französischer und deutscher Presse- und Werbetexte“ von SABBAN (1998) und „Prospektwerbung: Vergleichende rhetorische und sprachwissenschaftliche Untersuchungen an deutschen und finnischen Werbematerialien“ von VESALAINEN (2001).

Es ist zu beachten, dass sich viele oben erwähnte Werke besonders auf den Gebrauch von traditionellen und modifizierten Phraseologismen in der Werbung konzentrieren.

Das weitere Kapitel *Phraseologie* (S. 33–75) behandelt erschöpfend den bisherigen Stand zur deutschen und polnischen Phraseologie. Es bietet einen informativen, klaren und inhaltsreichen Überblick über die Begriffsbestimmung (S. 33–37), Merkmale der Phraseologie (S. 38–53) und Klassifikationsversuche der Phraseologismen (S. 53–75).

In Unterkapitel 2.1. *Begriffsbestimmung* findet die terminologische Vielfalt in der Phraseologie große Beachtung. Die Forscherin geht näher auf mannigfaltige deutsche und polnische Termini für phraseologische Wortgruppen sowie auf verschiedene Definitionen des Phraseologismus ein. Anhand der zugänglichen Fachliteratur zeigt sie Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede innerhalb dieser Problematik auf. Im Anschluss an die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsliteratur liefert die Verfasserin ihre eigene Begriffsbestimmung. Majnusz-Stadnik bedient sich in ihrer Monographie des Terminus Phraseologismus, den sie „als Hyperonym für alle polylexikalen und festen Wortverbindungen verwendet, die lexikalisiert wurden oder kurz vor der Lexikalisierung stehen und intentional in Werbeanzeigen eingesetzt werden [...]“ (S. 37).

Das darauf folgende Unterkapitel *Merkmale der Phraseologie* erläutert signifikante Eigenschaften von Phraseologismen im engeren und weiteren Sinne: Polylexikalität (S. 38–39), Festigkeit (S. 39–40), unter Berücksichtigung der psycholinguistischen (S. 40–41), pragmatischen (S. 41), strukturellen Festigkeit (S. 41–42) und Modifikation versus Variation (S. 42–45), Idiomatizität (S. 45–49), Motiviertheit (S. 49–50), Lexikalisierung (S. 50) sowie Expressivität (S. 50–53).

In Unterkapitel 2.3. dieser Abhandlung wird den Klassifikationsversuchen der Phraseologismen große Aufmerksamkeit geschenkt. In der Fachliteratur lassen sich je nach Forschungsansatz und -interesse verschiedenartige Klassifikationen finden. Die Autorin erwähnt drei Hauptkriterien der Klassifizierung von Phraseologismen, die sich im Laufe der zahlreichen linguistischen Analysen etabliert haben: das morphosyntaktische, das semantische und das pragmatische. In weiteren Teilen dieses Unterkapitels werden Klassifikation traditioneller Phraseologismen nach BURGER (S. 55–66) und Klassifikation der modifizierten Phraseologismen nach BURGER/BUHOFFER/SIALM (S. 66–75) diskutiert, die aber um Ergebnisse anderer polnischen und ausländischen Linguistinnen und Linguisten ergänzt werden.

Das dritte Kapitel *Werbung* (S. 77–89) lässt sich in folgende Unterkapitel aufteilen: *Begriffsbestimmung*, *Werbefunktionen* und *Werbeanzeige*.

In Unterkapitel 3.1. *Begriffsbestimmung* (S. 77–79) weist die Wissenschaftlerin darauf hin, dass Werbung in der Fachliteratur noch nicht einheitlich definiert worden ist (vgl. S. 77). Ein besonderes Augenmerk gilt unterschiedlichen Definitionen der Werbung, die von ALTOBELLI, BEHRENS, BERNDT, BOLZ, HOFFMANN, MEFFERT, NÖTH und WERNER eingeführt worden sind (S. 77–78).

Das Unterkapitel 3.2. (S. 79–80) listet Werbefunktionen nach KROEBER-RIEL und FELSER sowie Funktionen der Werbesprache auf, die von Schlüter in Anlehnung an STÖCKL genannt worden sind.

Das nachfolgende Unterkapitel *Werbeanzeige* (S. 80–84), das zusätzlich aus zwei aufschlussreichen und beachtenswerten Themenbereichen *Werbesprache* (S. 85–87) und *Phraseologismen in der Werbesprache* (S. 88–89) besteht, bildet im Wesentlichen den zentralen theoretischen Teil der Monographie. Es definiert das Titellexem und skizziert bedeutsame Gestaltungselemente in einer Anzeige wie Headline (mit Topline und Subheadline), Fließtext, Slogan, Claim und Bildelement(en) (S. 81). In weiteren Teilen der Arbeit werden sowohl Werbesprache erörtert als auch Merkmale und Funktionen der Phraseologismen und ihrer Modifikationen in der Werbesprache präsentiert. Hier gilt es darauf hinzuweisen, dass die Werbesprache flexibel, kurz, kreativ, originell, einprägsam, präzise und verständlich sein muss (vgl. S. 86). Des Weiteren achtet die Forscherin auf „[...] die Abweichung von der Norm als Strategie zur Erzielung bestimmter Effekte [...]“ (S. 86). Sie behandelt zwei Arten der Sprachspiele, die auch in der Werbung Anwendung finden können und gibt neue sprachliche Werbungsstrategien an, zu denen z.B. Okkasionalismen, Phraseologismen, rhetorische Mittel und Wortspiele gehören. Besondere Beachtung wird den Phraseologismen geschenkt, die in der Werbesprache aus diversen Gründen in traditioneller oder modifizierter Form eingesetzt werden.

Der zweite Teil der Studie, die als eine empirisch fundierte Analyse zu betrachten ist, setzt sich aus fünf Kapiteln zusammen, die in zahlreiche Unterkapitel gegliedert worden sind.

Das erste Kapitel *Grundlagen, Ziele, Erläuterungen* (S. 93–99) präsentiert einen komplexen Überblick über Methode, die in der empirischen Forschung angewandt worden ist, Ziele, die bereits in der *Einleitung* genannt sind, 4 methodische Fragen, die in der Untersuchung aufgeworfen werden, die Art und Weise der Korpuserhebung, methodische Schwierigkeiten, auf die die Forscherin während der Korpuszusammenstellung gestoßen ist und

einige Erläuterungen, die für die Analyse der phraseologischen Modifikationsverfahren von besonderer Relevanz sind. Es ist zu beachten, dass sich die Untersuchung an folgender Vorgehensweise orientiert: „Unabhängig von einzelsprachlichen Deskriptionen kann man von einem entsprechenden phraseologischen Korpus der Sprachen L1 und L2 ausgehen, die Einheiten paarweise nach bestimmten Gesichtspunkten vergleichen und aus dem Vergleich verallgemeinerungsfähige Zusammenhänge feststellen, Schlussfolgerungen ableiten.“ (S. 93-94).

In Kapitel 2. *Traditionelle Phraseologismen* (S. 101-155) werden 334 deutsche und 366 polnische Phraseologismen in ihrer traditionellen Form einer Analyse unterzogen. Es werden explizit verbale Phraseologismen (S. 101-107), nominale Phraseologismen (S. 107-113), adverbiale Phraseologismen (S. 113-115), phraseologische Vergleiche (S. 116-118), Zwillings- und Drillingsformeln (S. 119-122), geflügelte Worte (S. 122-131), Gemeinplätze und Sprichwörter (S. 131-136), feste Phrasen (S. 136-139), Routineformeln (S. 139-144), Modellbildungen (S. 144-150), Kinegramme (S. 150), Klischees (S. 150), adjektivische Phraseologismen (S. 151) und präpositionale Phraseologismen (S. 151) unter die Lupe genommen. Der kontrastiven Analyse folgt die *Zusammenfassung* S. 154-155), in der gravierende Unterschiede zwischen beiden Sprachen in den Vordergrund gestellt werden.

Das Kapitel 3 *Phraseologische Modifikation* (S. 157-226) thematisiert eine kreative und attraktive Verwendungsweise bei unterschiedlichen Phraseologismenklassen in der Anzeigenwerbung. Einer korpusanalytischen kontrastiven Untersuchung und beachtenswerten Schlussfolgerungen gehen theoretische Prämissen voraus (S. 157-159). In Unterkapitel 3.1. werden formale Modifikationsverfahren anhand des interessanten Beispielmaterials eingehend illustriert. Majnusz-Stadnik konzentriert sich dabei auf Substitution (S. 160-168), Erweiterung (S. 168-178), Reduktion (S. 178-186), grammatische Modifikation (S. 186-191), Häufung/Kontamination (S. 191-195) und Koordinierung (S. 195-197). In Unterkapitel 3.2. geht die Verfasserin auf semantische Modifikationen ein, die mit lehrreichen Belegen untermauert werden. Hier handelt es sich um Ambiguierung (S. 200-201), unter Einbeziehung von Polysemantisierung (S. 201-206) und Wörtlich-Nehmen (S. 206-212), Wechsel von negativer zu positiver Konnotation (S. 213-216), Verletzung der Selektionsbeschränkung (S. 217-220) und Allusion (S. 221-225). Die detaillierte Darstellung beider Subgruppen der Modifikationsverfahren schließt mit innovativen Schlussfolgerungen (S. 198-199, 225-226), die auf jeden Fall einen signifikanten Beitrag zur Entwicklung der europäischen Werbephraseologie leisten. Die Ergebnisse der korpusbasierten Untersuchung werden ausgewertet, sachlich kommentiert und in Diagrammen abgebildet.

Im weiteren Kapitel der Arbeit *Positionierung von Phraseologismen und Modifikationen* (S. 227-234) wird der Position von phraseologischen Einheiten und ihren Abwandlungen in erforschten Werbeanzeigen nachgegangen. Die Forscherin konstatiert bereits zu Beginn: „Es hat sich bei der Auswertung des Korpus gezeigt, dass Phraseologismen grundsätzlich in allen Werbebausteinen präsent sind.“ (S. 227). In den nachfolgenden drei Unterkapiteln wird die Positionierung der exzerpierten Phraseologismen in Schlagzeilen (S. 228-229), im Fließtext (S. 229-231) und im Slogan (S. 231-232) erörtert. Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: Merkbliche Kontraste zwischen beiden Sprachen liegen auch in diesem Forschungsbereich vor (vgl. S. 232-234).

Die theoretischen und empirischen Betrachtungen der Monographie schließt das letzte Kapitel *Schlussbemerkungen und Fazit* (S. 235–240) ab, in dem alle werbephraseologischen Fragen resümiert werden und Tendenzen in der deutschen und polnischen Werbesprache skizziert sind. Aus der kontrastiven Forschung ergeben sich viele beachtliche Schlussfolgerungen, die nach meiner Auffassung andere inspirieren und zu weiteren phraseologischen und parömiologischen Untersuchungen anregen können.

Zuallerletzt lassen sich das Literaturverzeichnis mit 321 Publikationen, Internetquellen mit 12 Webseiten und das Abstrakt in der polnischen Sprache finden. Das umfassende Verzeichnis zahlreicher Aufsätze, Beiträge, (Fach)-wörterbücher, Lexika, Monographien und Sammelbände ist sicherlich eine wichtige Quelle für alle, die an dieser Thematik großes Interesse haben bzw. finden und es weiterentwickeln möchten.

Nach der gründlichen Lektüre der besprochenen Studie ist Folgendes festzustellen. Majnusz-Stadnik referiert zweifelsohne auf unterhaltsame Art und Weise über eine wesentliche Fragestellung, die auf jeden Fall wissenswert ist. Alle deklarierten Ziele, die sich die Forscherin gesetzt hat, sind meines Erachtens vollauf erreicht worden. Sowohl die Darstellung des Untersuchten als auch die Auswertung der Ergebnisse sind überaus verständlich, entschieden sachlich und übersichtlich. Im empirischen Teil der Arbeit bedient sich die Autorin hauptsächlich vieler Diagramme, die sich als sehr hilfreich bei der Rezeption der Schlussfolgerungen erweisen können. Zudem werden die wissenschaftlichen Erwägungen um zahlreiche echte Werbeanzeigen ergänzt. Zur Entstehung dieser bahnbrechenden Monographie zur Werbephraseologie haben weitgehend sowohl die ausgezeichnete inhaltliche Vorbereitung der Wissenschaftlerin als auch ihr Interesse an dieser Thematik beigetragen. Ganz zuletzt kann ich ohne Bedenken konstatieren, dass beide Themenfelder *Phraseologie* und *Werbung* in aller Ausführlichkeit von der Linguistin behandelt worden sind.

Diese inhaltsreiche Veröffentlichung ist zweifellos allen zu empfehlen, die sich für die deutsche und polnische Phraseologie-, Parömiologie- und Werbeforschung sowie für den Sprachwandel interessieren.

*Mariusz Frąckowiak*  
(Opole)

**Emilia Kledzik (2013): *Prowincjonalizowanie. Twórczość Jurija Brězana, Wolfganga Hilbiga i Andrzeja Stasiuka w perspektywie postkolonialnej*. Poznań: Wydawnictwo Nauka i Innowacje. 276 S.**

W roku 2013 w poznańskim Wydawnictwie Nauka i Innowacje ukazała się kolejna pozycja książkowa dotycząca ważkiego i nośnego pola badawczego, jakim jest postkolonializm. Autorka książki *Prowincjonalizowanie. Twórczość Jurija Brězana, Wolfganga Hilbiga i Andrzeja Stasiuka w perspektywie postkolonialnej* Emilia Kledzik przedstawiła twórczość trzech środkowo-europejskich pisarzy zajmujących się odpowiednio serbołużycką, wschodnio-europejską i polską oraz europejską prowincją.

Pierwszy rozdział został poświęcony teorii postkolonialnej opisanej z podziałem na wymienione regiony, w trzech pozostałych autorka przeprowadziła analizę utworów wybranych pisarzy, budując narrację na takich opozycjach jak własne – cudze, znane – nieznanne, doświadczenie kolonializmu – spojrzenie kolonialne, intelekt – ciało czy wreszcie centrum – prowincja, miasto – wieś.

Sam pomysł opisanie obszaru wpływów byłego ZSRR w ujęciu postkolonialnym, jak zauważa na wstępie poznańska polonistka, nie jest ani nowym spojrzeniem, ani autorskim pomysłem. Kledzik mówi o rzekomej konieczności „dopasowania teorii postkolonialnej do obszaru, który w historycznym sensie nigdy nie był kolonią (s. 12), posługując się tu terminem „przestrzeni postsowieckiej”, który wymagałby skrótovej definicji czy doprecyzowania, ewentualnie podziału na Związek Radziecki i inne kraje tzw. Bloku Wschodniego, których prowincjom poświęcona jest praca.

Zarówno w części teoretycznej, jak i w rozdziałach analitycznych rozprawy znaleźć można liczne odniesienia do pioniera badań postkolonialnych – Edwarda Saïda, a także do Homiego Bhabhy, Kwame Anthonyego Appiah, czy rodzimych badaczy tego zjawiska – Dariusza Skórczewskiego i Janusza Korkea. Kledzik przywołuje także historyków niemieckich: Jürgena Osterhammela i Karla Schlögela. Ten zestaw nazwisk świadczy niewątpliwie o erudycji autorki, jednak odniesienia do literatury przedmiotu nie zawsze są trafne (o czym później), bądź też przytaczane są po części bezkrytycznie. Dzieje się tak chociażby w przypadku cytowanego we *Wstępie* Edwarda Saïda, za którym autorka podaje, jakoby w przypadku postkolonialności „strefy postsowieckiej” brakowało „kluczowej w przypadku klasycznego „kolonializmu” kategorii etnicznej lub rasowej” (s. 17). Pogląd ten okazuje się mylny, jeśli pod uwagę wziąć nie tylko dominację ZSRR pod względem kulturalnym i ekonomicznym, lecz przede wszystkim jego politykę wykluczenia wobec poszczególnych mniejszości narodowych i etnicznych, poddawanych systematycznym represjom już od czasów przedwojennych (tzw. wielki terror lat trzydziestych XX wieku).

W części teoretycznej dotyczącej Polski autorka zwraca uwagę na zakłócenie relacji między „prymitywnym” tubylcem, a „oświeconym” najeźdźcą (Dariusz Skórczewski) oraz dualizm sytuacji Polski i Polaków pod zaborami, to znaczy ich rolę jako kolonizowanych i kolonizatorów (tu jako przykład posłużyły *Sonetu Krymskie* Mickiewicza). W części poświęconej Niemcom, w której autorka podkreśla rolę tzw. niemieckiego Wschodu jako substytutu kolonii zamorskich, brak wyraźnego podziału oficjalnych dyskursów powojennych i uwypuklenia programowego antyimperializmu NRD. Ciekawa dla polskiego czytelnika zainteresowanego teorią i semantyką postkolonialną będzie natomiast niewątpliwie prezentacja erotyzacji metafor zjednoczenia w dyskursach niemieckich po 1990 roku, w których biernym, w pewnym sensie podbijanym, wchłanianym, czy wreszcie kolonizowanym Niemcom Wschodnim przypisuje się rolę kobiety, a dominującym, zawłaszczającym Niemcom Zachodnim rolę mężczyzny. Czytelność wywodów autorki zakłóca jednak miejscami brak precyzji językowej i problemy z przekładem nośnych pojęć funkcjonujących w języku niemieckim (np. „das Bild des Edlen Wilden”, to nie jest obraz „szlachetnego Wschodu”, ale „szlachetnego dzikusa”).

W podrozdziale dotyczącym Łużyc, w którym zabrakło wyraźnego rozróżnienia literatury i kultury łужицьkiej na dolno- i górnołużycką, autorka podkreśla niepopularność

postkolonializmu zarówno jako podmiotu jak i narzędzia badań. Przytaczane są tu pasażę pracy Waltera Kaschala dotyczące literatury serbołużyckiej, jednak i tu brak krytycznej refleksji wobec przytaczanych źródeł, zwłaszcza w odniesieniu do tych partii tekstu, w których jest mowa o „nietypowej dla kultur słowiańskich obecności religii w folklorze” i rzekomym przywiązaniu Serbołużyczan do typowych świąt i zwyczajów głównie dla podniesienia „atrakcyjności turystycznej” regionu. Określana mianem „hermetycznej” kultura i mowa serbołużycka posiada dziś wiele zapożyczeń z niemieckiego, natomiast w wydaniu dolnołużyckim niemal zanika i wypierana jest przez język niemiecki.

To właśnie (górnno-)łużycka prowincja jest tematem pierwszego rozdziału analitycznego, w którym Kledzik omawia częściowo przełożoną na język polski twórczość Jurija Brězana na podstawie jego powieści *Krabat oder Die Verwandlung der Welt*, *Krabat oder Die Bewahrung der Welt*, opowiadań *Die Schwarze Mühle* i powieści *Die Leute von Salow*.

Na podstawie tekstów Brězana, autorka ukazuje typowe dla literatury postkolonialnej przedstawienie przestrzeni „postkolonialnej” oraz jej mieszkańców postrzeganych w opozycji do przestrzeni zewnętrznej – w tym przypadku Niemiec Zachodnich. W obronie własnej tożsamości przez wpływami ZSRR w latach istnienia NRD oraz później przed dominującą kulturą (zachodnio-)niemiecką, której symbolem stają się banany i sztuczne jabłka na drzewach, Serbołużyczanie odbiegają od położenia innych grup narodowych i etnicznych tzw. strefy postsowieckiej, ponieważ – nie posiadając nigdy odrębnej państwowości – wystawieni byli zawsze na konfrontację z kulturą większościową. Powołując się na wykładającego na uniwersytecie w Princeton filozofa Kwame Anthony Appiah, krytykującego m.in. usilne starania stworzenia uniwersalnej „czarnej” bądź „afrykańskiej” tożsamości w oparciu o kolonialny obraz tego kontynentu, autorka stwierdza, że mieszkańcy Łużyc uciekają w autokreację, produkując „autentyczne” pamiątki, tworząc tzw. „neotradycję”. Obszernego omówienia w tym rozdziale doczekały się również *Dzieci Północy* Salmana Rushdiego, zestawione z *Krabatem*. Sama postać Krabata została natomiast porównana do postaci błazna, będącego jedynym dworzaninem, mającym w pewnym sensie przewagę nad królem.

NRD jako prowincja nowej republiki stała się tematem kolejnego rozdziału, poświęconego analizie prozy niemieckiego pisarza Wolfganga Hilbiga. Szczególny nacisk autorka kładzie na przedstawienia mikromechaniki władzy i tożsamości pisarskiej, które stanowią główne wątki powieści *Prowizorium*. Hilbig, przedstawiciel tzw. pokolenia funkcjonującego (wg Ahbe/Gries), jeszcze przed opuszczeniem NRD pracował, do roku 1979, m.in. jako palacz i monter, co w dużej mierze rzutowało na jego przetkaną wątkami autobiograficznymi twórczość naznaczoną pytaniem o tożsamość.

Autorka podkreśla okcydentalne spojrzenie autora na NRD po emigracji do RFN pozbawione śladów tzw. ostalgii, czyli tęsknoty za byłymi Niemcami Wschodnimi. Inaczej niż u Brězana, w twórczości Hilbiga to prowincja dominuje dawne centrum; zaobserwować można u niego rozpad dawnych symboli postępu, cywilizacji takich, jak dworce, fabryki. Kledzik podkreśla, że nie do końca widoczne jest powiązanie analizowanej powieści z postkolonializmem, jednak jej zdaniem za odczytaniem tekstu w oparciu o teorie postkolonializmu przemawia fakt przybrania przez narratora narzuconej przez kulturę zachodnią tożsamości

wschodniego Niemca (mimikry) oraz ezopowy język wymuszony przez „wewnętrznego cenzora”. Do tego dochodzą takie cechy powieści Hilbiga jak uwypuklenie cielesności, niejako bunt ciała przeciw systemowi, karnawalizacja seksualności. Warto byłoby rozwinąć ten ciekawy wątek pracy, który pozostawia pewien niedosyt.

O ile omawiając wybrane pozycje Brężana czy Hilbiga, autorka odnosi je jasno do postkolonializmu, o tyle analizując twórczość ostatniego z autorów, Andrzeja Stasiuka, lawiruje między takimi terminami, jak kolonializm, postkolonializm czy wreszcie antykolonializm. Choć słusznie podkreśla maskulinizację prozy Stasiuka, częste pozbawianie głosu „subalternów”, to twórczość autora *Dukli* i *Jadąc do Babadag* zdecydowanie wymyka się próbom zaszkladkowania i wciśnięcia w gorset teorii postkolonialnej. Emilia Kledzik nie wspomina ani słowem o celowo przyjmowanej przez Stasiuka pozycji człowieka ze Wschodu, którą zarówno można znaleźć w jego prozie jak i zaobserwować ją podczas spotkań autora z publicznością, szczególnie tą za zachodnią granicą. Autorka nieco gubi się w swojej argumentacji, zarzucając pisarzowi zupełne wygłuszenie warstwy historycznej opisywanych przez niego regionów wschodniej i środkowej Europy, a z drugiej strony porównując jego twórczość do „geopolityki” Karla Schlägela (s. 235), który w swoich licznych publikacjach poświęconych Europie Środkowej dokonuje nie czego innego, jak odczytania śladów historii w przestrzeni, jak zapowiada już tytuł wymienianego przez E. Kledzik w bibliografii tomu niemieckiego historyka: *W przestrzeni czas czytamy. O historii cywilizacji i geopolityce*. Trudno też się zgodzić z zarzutem autorki, jakoby „pisarz popadał w retorykę antykolonialną, czyniąc z Europy Środkowej historyczny monolit” (s. 230).

W Zakończeniu autorka stwierdza, jakoby wszyscy trzej omawiani pisarze zrezygnowali z tworzenia lokalnych mitologii opisywanych miejsc, skłaniając się ku optyce okcydentalnej lub uprawiali pewien rodzaj mimikry, co szczególnie w przypadku prozy Stasiuka zdaje się być nietrafnym sądem. W tej części pracy pojawia się też postulat „estetycznego wyzysku” zjawiska hybrydyzacji (społeczności prowincji), któremu przypisywana jest moc „uwalniania od stereotypów” (s. 253).

Dzięki monografii Emilii Kledzik polski czytelnik nie tylko może się przyjrzeć przedstawionej z perspektywy postkolonialnej twórczości autorów słabo mu znanych (Brężan, Hilbig) oraz znanego i poczytnego pisarza polskiego (Stasiuka), ale również zapoznać się z dorobkiem samych postkolonialistów, co stanowi niewątpliwy walor omawianej pozycji. Autorka systematycznie uwypukla również charakterystyczne cechy literatury postkolonialnej na przykładzie analizowanych dzieł i w trakcie analizy przytacza obszerne fragmenty literatury przedmiotowej, umieszczając omawiane teksty w ciekawym kontekście, wybiegającym poza umocowania teoretyczne pracy. Mankamentem publikacji jest miejscami zawily tok rozumowania autorki i niespójna argumentacja, stosunkowo liczne nieścisłości i usterki rzeczowe.

*Izabela Drozdowska-Broering*  
(Poznań)

**Międzynarodowa konferencja naukowa *Sprache und Identität*. Toruń 15-17.11.2015.**

W dniach 15-17 listopada 2015 r. odbyła się w Toruniu międzynarodowa konferencja naukowa *Sprache und Identität*, dotycząca języka i tożsamości w różnych ujęciach. Instytucjonalnym organizatorem konferencji była Katedra Filologii Germańskiej Uniwersytetu Mikołaja Kopernika w Toruniu, a osobowym dr Edyta Grotek z Zakładu Językoznawstwa. Obrady odbywały się we wnętrzach zabytkowego, neogotyckiego budynku Collegium Maius. W konferencji uczestniczyli pracownicy naukowcy i doktoranci z różnych ośrodków akademickich z kraju oraz z zagranicy, m.in. z Wielkiej Brytanii, Brazylii, Włoch, Turcji, Słowacji, Szwecji i Niemiec. Referaty, wygłaszane w języku niemieckim na sesji plenarnej oraz w sekcjach, dotyczyły następujących tematów: związek języka i tożsamości, zapożyczenia z języka niemieckiego w języku polskim jako sposób wyrażania tożsamości, poszukiwanie tożsamości przez bohaterów literackich, zależności między językiem i tożsamością na przykładzie frazeologii, język i tożsamość wśród użytkowników języków regionalnych i członków mniejszości narodowych oraz problemów związanych z tożsamością i językiem w perspektywie dydaktycznej. W czasie konferencji wygłoszono ponad 40 referatów.

Konferencję uroczystie otworzyli Dziekan Wydziału Filologicznego Uniwersytetu Mikołaja Kopernika prof. dr hab. Adam Bednarek i Kierownik Katedry Filologii Germańskiej dr hab. Małgorzata Klentak-Zabłocka. Po słowach powitania rozpoczęto obrady.

Na sesji plenarnej referat *Erinnerungskultur und Identität aus der Sicht der kultursensitiven Linguistik*, otwierający obrady, wygłosił Waldemar Czachur (Warszawa). Karim Siebeneicher-Brito (Parana) w referacie *Brasilianische Migranten in Deutschland: die Bedeutung ihrer Mehrsprachigkeit in den Identitätskonzepten* przedstawiła wyniki badań empirycznych dotyczących kształtowania się tożsamości brazylijskich imigrantów mieszkających w Niemczech oraz językowe i pozajęzykowe czynniki wpływające na ten proces. Tożsamość Franza Kafki, różnorodność językowa, z której sływał, oraz kwestia ukształtowania jego własnego wizerunku jako pisarza przez język stanowiły przedmiot rozważań Małgorzaty Klentak-Zabłockiej (Toruń). Po krótkiej przerwie obrady kontynuowano w trzech sekcjach: kulturoznawczej, językoznawczej i literaturoznawczej. Próbę wyjaśnienia socjolingwistycznego fenomenu zbiorowej tożsamości Śląska i jego mieszkańców podjął w swoim wystąpieniu Jarosław Bogacki (Opole). Z kolei Marcin Odelski (Warszawa) przedstawił tradycyjne i nowoczesne spojrzenie na tożsamość Kaszubów oraz słownictwo i zwroty charakterystyczne dla użytkowników języka kaszubskiego. W referacie *Ethische Identität der slawischen Bevölkerungsgruppen in Ostdeutschland im Spiegel der wissenschaftlichen Diskussionen um die Jahrhundertwende (vom 19. zum 20. Jh.)* Waldemar Grzybowski (Toruń) omówił na przykładach z dawnych czasopism, korespondencji i innych archiwaliów poglądy filologów, językoznawców oraz antropologów z przełomu XIX i XX wieku na temat tożsamości narodów słowiańskich, żyjących w Niemczech Wschodnich, zwłaszcza w Prusach. Joanna Szczęk i Marcelina Kałasznik (Wrocław) we wspólnie wygłoszonym referacie próbowały znaleźć odpowiedź na pytanie, czy nazwy potraw, charakterystyczne dla konkretnej narodowości, mogą stanowić jeden z elementów tworzących jej tożsamość. Joanna Bednarska-Kociołek (Łódź) przedstawiła w swoim wystąpieniu cechy języka drobno-mieszczañstwa niemieckiego, mieszkającego w Gdańsku, którym posługują się bohaterowie

utworów Güntera Grassa. Na frazeologizmy jako nośniki poglądów, wyobrażeń i wartości typowych dla danej wspólnoty językowej zwróciła uwagę Hanna Stypa (Bydgoszcz), która na podstawie wybranych niemieckich i polskich wyrazów frazeologicznych starała się wyjaśnić kulturowo-historyczne tło ich powstania. W referacie *Sternenkinder – Sternenmamis. Soziale Kategorisierungen als Möglichkeit relationaler Identitätszuweisung* Susanne Tienken (Sztokholm) przedstawiła proces społecznej kategoryzacji słowa *Sternenkinder*, oznaczającego dzieci obumarłe w łonie matki lub zmarłe krótko po narodzeniu. Proces ten powoduje, że konstytuuje się para pojęć *Sternenkinder – Sterneneltern*, a ludzie dotknięci utratą dziecka mogą przypisać sobie tożsamość rodziców, zamiast nadal pozostawać bezdzietnymi. Lech Zieliński (Toruń) przedstawił wybrane problemy tworzenia się tożsamości narodowej Austriaków, Szwajcarów i mieszkańców Niemiec Wschodnich oraz wydarzenia historyczne i polityczne, które wywarły wpływ na ten proces. Kirsten Sobotta (Magdeburg) w referacie *Identitätskonstruktion in Tagebuchaufzeichnungen* przybliżyła proces kształtowania się osobistej i społecznej tożsamości kobiety na podstawie fragmentów dzienników Helene Hildebrandt z lat 1888/89. Georg Schuppener (Trnava) wygłosił referat pod tytułem *Sprachliche Identitätsstiftung im aktuellen Rechtsextremismus*. W referacie *Der Germanische Sprachverein Wien* Falco Pfalzgraf (Londyn) przedstawił historię Stowarzyszenia Języka Niemieckiego w Wiedniu i jego założyciela Karla Tekuscha, zwracając uwagę na zależności między językiem i tożsamością narodową. Problemowi związku języka i tożsamości niemieckojęzycznej społeczności, która z różnych przyczyn pozostała po roku 1945 (mimo licznych przymusowych wysiedleń) na terenach Czechosłowacji i Śląska, poświęcone było wystąpienie Eweliny Wanat (Chemnitz).

Drugi dzień konferencji rozpoczął się od referatów wygłaszanych w dwóch sekcjach, zajmujących się zagadnieniami literaturoznawstwa i językoznawstwa. Gabriela Jelitto-Piechulik (Opole) poświęciła swój referat językowi literackiemu utworów niemieckiej pisarki Ricardy Huch i podjęła próbę odpowiedzi na pytanie dotyczące wpływu języka na kulturową oraz duchową tożsamość człowieka. Na problem utraty i odnajdowania tożsamości zwróciła uwagę Karolina Sidowska (Łódź) w referacie *Verlust und Wiederfindung der Identität im Roman „Du stirbst nicht“ von Kathrin Schmidt*. Ponadto autorka na przykładzie przeżyć głównej bohaterki powieści wskazała na zależność między opanowaniem języka a samookreśleniem siebie. Język księżnej Orleanu Liselotte jako środek wyrazu jej tożsamości stanowił przedmiot rozważań Aleksandry Bovt (Getynga), która przedstawiła życie arystokratki oraz jej korespondencję w kontekście dworskiego ideału komunikacji. Katarzyna Szczerbowska-Prusevicius (Toruń) poświęciła referat sylwetkom znanych niemieckich kompozytorów m.in. Mozarta, Bacha i Beethovena, którzy w biograficznych pismach z XIX wieku przedstawiani byli jako narodowi bohaterowie. O szczególnej odmianie języka niemieckiego (pensylwański niemiecki), będącej połączeniem języków angielskiego i niemieckiego używanym w Stanach Zjednoczonych oraz Kanadzie, opowiedziała Barbara Hans-Bianchi (L'Aquila). Autorka w referacie *Das Schriftbild als Selbstbild. Zur Konstruktion von Identität in Pensylvaniendeutsch* przedstawiła zasady rządzące tym językiem oraz językowo-kulturową tożsamość jego użytkownika. Anna Kapuścińska (Bydgoszcz) poświęciła swój referat fenomenowi Doodle, czyli zmieniającej się grafice przeglądarki Google. Na przykładzie tej typografii autorka omówiła zmieniające się zależności między językiem

i tożsamością. Grafika pokazywana w tym samym dniu w różnych krajach pozwala według autorki dostrzec znaczące różnice kulturowe. Do zagadnienia toponimów jako nośników tożsamości nawiązała w swoim wystąpieniu Edyta Grotek (Toruń). Reinhold Utri (Warszawa) zwrócił uwagę na językową i kulturową tożsamość Austriaków w Unii Europejskiej, omawiając austriacką odmianę języka niemieckiego w perspektywie społeczno-historycznej. Artur Tworek (Wrocław) w referacie *Zum Ausdruck der Identität anhand phonetischer Phänomene* przybliżył problem wyrażania tożsamości za pomocą zjawisk fonetycznych i próbował udzielić odpowiedzi na pytania dotyczące występowania tych fenomenów na innych płaszczyznach języka oraz ich uniwersalnego charakteru. Przedmiotem rozważań referatu Jeewon Kim (Monachium) był problem intertekstualności i przekładu dzienników Ludwika Wittgensteina na język koreański. Autorka na podstawie analizy oryginalnych fragmentów i przekładu próbowała wskazać na różnice między nimi oraz wyjaśnić trudności związane z tłumaczeniem językowo-filozoficznej tożsamości Wittgensteina, obnażonej w jego osobistych dziennikach, na odmienny systemowo i kulturowo język. Ekiz Tevfik (Ankara) zwrócił uwagę na toczącą się od lat na tureckich uniwersytetach debatę, dotyczącą egzystencji języka angielskiego jako języka kształcenia.

Podsumowując, należy stwierdzić, że duża liczba wygłoszonych referatów, udział prelegentów z różnych krajów i waga podejmowanych tematów, świadczą o sukcesie konferencji. Ponadto na uwagę zasługuje fakt, że organizatorzy zadbali o miłą atmosferę i integrację uczestników, proponując im zwiedzanie miasta z przewodnikami (studenci germanistyki) i zapraszając na uroczystą kolację na zakończenie pierwszego dnia obrad. Materiały z konferencji zostaną opublikowane w tomie pokonferencyjnym w 2016 roku.

*Anna Ziółkowska*  
(Toruń)

## Die Autorinnen und Autoren der Beiträge

**Prof. Dr. Zofia Bilut-Homplewicz** – Studium der Germanistik an der Jagiellonen Universität Krakau (1974–1978), Teilstudium an der Humboldt Universität Berlin. Dozentin an der Universität Rzeszów am Institut für Germanistik. Dissertation: *Zur Textkomposition in der deutschsprachigen Kurzprosa bei Brecht, Kafka, Kunert und Polgar*, Habilitation: *Zur Dialogtypologie in der Erzählung aus textlinguistischer Sicht*.

Forschungsbereiche: Textlinguistik, Dialoganalyse, linguistische Analyse literarischer Texte und Dialoge, germanistische und polonistische Text- und Diskursforschung.

**Dr. Rafał Biskup** – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wrocław, geb. 1983 in Kluczbork/Kreuzburg. Studium der Germanistik an der Universität Wrocław (2002–2007) und an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (2006). Promotion 2012 an der Universität Wrocław mit der Arbeit *Der schlesische Dialekt in der regionalen deutschen Literatur und Publizistik (1830–1945). Medialisierung und Identität*.

**Dr. Renata Budziak** – Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Germanische Philologie an der Universität Rzeszów. 1997 Promotion an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg. Forschungsbereiche: Geschichte des Deutschen als Fremdsprache in Polen, diachronische und synchronische Schulbuchforschung, Glottodidaktik, Lexikografie, Phraseologie. Monographie: *Deutsch als Fremdsprache in Polen. Sprachlehrbücher aus dem 16. bis 18. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2010. (Schriftenreihe Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 9).

**Dr. Sebastian Chudak** – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań (Polen); Arbeitsschwerpunkte im Bereich der Fremdsprachendidaktik und -methodik: Gestaltung und Evaluation von Lehr- und Lernmaterialien (für DaF), Förderung der Lernerautonomie, Medienkompetenz, interkulturelle Kompetenz, Medieneinsatz (Schwerpunkt: Film) im Unterricht DaF und in der DaF-Lehrerbildung und -fortbildung. Dienstschrift: Instytut Filologii Germańskiej UAM, al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań; E-Mail: s.chudak@amu.edu.pl

**Dr. habil. Marek Cieszkowski** – Seit 2003 Professor am Institut für Germanistik der Kazimierz-Wielki-Universität in Bydgoszcz und Leiter des Lehrstuhls für sprachliche Kommunikation. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zu Fragen der modernen Semantik, Wortbildung (Mehrfachkomposita) und Lexikologie (lexikalische Germanismen) sowie

der massenmedialen Kommunikation (das Theorem der Simulation von Jean Baudrillard) und der Sprachinselforschung (die wolgadeutsche Sprachvarietät). E-Mail: marek.cieszkowski@wp.pl

**Dr. Anna Daszkiewicz** – Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. 1998 bis 2002 Studium der Germanistik und 2011 Promotion an der Universität Gdańsk („Rekonstrukcja idei pedagogicznych w filozoficzno-teologicznej myśli Josepha Ratzingera“ [Die Rekonstruktion der pädagogischen Ideen, die Joseph Ratzingers philosophisch-theologischen Gedanken zugrunde lagen]). Sie befasst sich mit der deutschen Gegenwartssprache (insbesondere mit dem „Denglisch“ und „Kiezdeutsch“) sowie deren Einfluss auf die Arbeit der deutschen Übersetzer und Dolmetscher.

**Dr. Izabela Drozdowska-Broering** – 1999–2004 Studium der Germanistik an der Universität Poznań. 2008 Promotion: *Topographien der Begegnung: Untersuchungen zur jüngeren deutschen und polnischen Prosa der Grenzräume nach 1989*. Ab 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Philologie der Universität Poznań. Forschungsschwerpunkte: Migrationsliteratur, Egodokumente, Postcolonialstudies.

**Dr. Anna Hanus** – Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Fachabteilung für Theorie der sprachlichen Kommunikation der Universität Rzeszów. Sprachwissenschaftlerin und Übersetzerin. Promotion zum Dr. phil. an der Universität Rzeszów (*Zur Gestaltung der Dialogizität exemplifiziert an ausgewählten Erzählungen von Arthur Schnitzler und Thomas Bernhard*). Mitbegründerin der Forschungs- und Bildungsstelle *Text-Diskurs-Kommunikation* an der Universität Rzeszów, an der sie tätig ist. Forschungsgebiete: Textlinguistik, linguistische Analyse des literarischen Dialogs, Diskurslinguistik.

**Dr. Dominika Janus** – Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Polonistik und der Germanistik an der Universität Wrocław. 2011 Promotion an der Universität Gdańsk: *Polsko-niemiecka frazeologia somatyczna w słownikach Michala Abrahama Troca i Samuela Bogumiła Lindego* (Gdańsk 2012). Forschungsbereiche: Phraseologie, Phraseographie und Phraseodidaktik, Grammatik, Textsortenlinguistik.

**Dr. Marcelina Kałasznik** – Magisterstudium der Germanistik mit translatorischer Ausrichtung an der Universität Wrocław (2009–2011) und der Hochschule Zittau/Görlitz (2011–2012). Mai 2016 Doktorgrad im Bereich der Sprachwissenschaft an der Universität Wrocław aufgrund der Dissertation unter dem Titel *Das Wortfeld ‚Bezeichnungen für bekannte Persönlichkeiten‘ im Fokus der linguistischen Forschung. Eine kontrastive deutsch-polnische Studie*. Aufbaustudium für Übersetzer und Dolmetscher der deutschen Sprache (2010–2012). Seit 2016 Adjunkt am Lehrstuhl für Deutsche Sprache am Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław. Forschungsgegenstände: Lexikologie, Wortbildung, Syntax, Übersetzen von Fachtexten.

**Dr. Izabela Kujawa** – Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk, am Lehrstuhl für Sprachwissenschaft und Übersetzungstheorie. Promotion – 2013 an der Universität Ermland-Masuren. Forschungsbereiche: Diskurslinguistik, Diskurse über Multikulturalismus und Integration in Europa, Sprache und Integration. Monographie: *Der politische Diskurs als Gegenstand der linguistischen Analyse am Beispiel der Integrationsdebatte in Deutschland 2006–2010* (Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag 2014).

**Dr. Abdel-Hafez Massud** – Born 1969 in Egypt, is a Scholar in German applied Linguistics and Translation. His main research topic is “Culture & Argumentation as well as Discourse Analysis”. He is a member of many professional associations in and outside Europe. He can be contacted at the E-Mail: [habilitand@gmail.com](mailto:habilitand@gmail.com).

**Dr. habil. Danuta Olszewska** – Seit 2008 Professorin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk, am Lehrstuhl für Sprachwissenschaft und Übersetzungstheorie. Promotion zur Fachsprache der Medizin (1992, Universität Leipzig). Habilitationsschrift (Gdańsk 2007): *Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie, Funktionalität, Stilistik*. Forschungsschwerpunkte: Grammatik der deutschen Sprache, Semantik, Pragmatik, Textlinguistik, Fachsprachenlinguistik, Wissenschaftssprache, kontrastive Linguistik.

**Dr. habil. Joanna Szczęk** – Magisterstudium am Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław (1996–2000), Promotionsstudium an der Universität Wrocław (2000–2004), Juni 2004 Doktorgrad im Bereich Sprachwissenschaft an der Universität Wrocław. Dissertation: *Phraseologisierungprozess am Beispiel der Analyse von Phraseologismen im Deutschen (Auf der Suche nach der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen (am lexikographischen Material)*. Wrocław/Dresden: Atut-Neiße Verlag, 2010). Habilitationsschrift: *Absageschreiben auf Bewerbungen. Eine pragmlinguistische Studie*. Berlin: Frank & Timme, 2015. Seit 2004 Adjunkt am Lehrstuhl für Deutsche Sprache am Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław und seit September 2016 Leiterin des Lehrstuhls für Angewandte Linguistik. Mitglied in verschiedenen Gesellschaften und Verbänden: Verband der ehemaligen DAAD-Stipendiaten in Polen, Verband Polnischer Germanisten (SGP), Mitteleuropäischer Germanistenverband, Polnische Gesellschaft für Angewandte Linguistik (PTLS) und Polnischer Neuphilologen-Verband (PTN). Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitschrift *Linguistische Treffen in Wrocław*, Sekretärin der Zeitschrift *Germanica Wratislaviensia*. Forschungsfelder: Phraseologie des Deutschen und Polnischen, Textlinguistik, Pragmlinguistik, Onomastik, Didaktik des DaF, Translatork.

**Dr. habil. Artur Tworek** – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław (Studium der Germanistik und Niederlandistik), Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Phonetik des Deutschen und des Polnischen, vergleichenden Sprachwissenschaft, Geolinguistik und Sportsprache. Mitherausgeber Breslauer Schriftenreihen *Studia Linguistica* und *Linguistische Treffen in Wrocław*.

**Dr. Marta Woźnicka** – Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań (Polen); Forschungsschwerpunkte: Grammatik des Deutschen (Morphosyntax), kontrastive Grammatik deutsch-polnisch, diachrone Sprachstudien, insbesondere historische Morphologie des Deutschen;. Dienstschrift: Instytut Filologii Germańskiej UAM, al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań; E-Mail: marado@amu.edu.pl

**Dr. Katarzyna Wójcik** – Tätig am Institut für Germanistik und angewandte Linguistik an der Maria Curie-Skłodowska Universität. Forschungsbereiche: Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, deutsche Kulturgeschichte, die deutsche Minderheit in Polen, Rolle der Propagandatekte in der Herausbildung des Stereotyps des Deutschen im Generalgouvernement, die NS-Kulturarbeit im Distrikt Lublin 1939-1944.